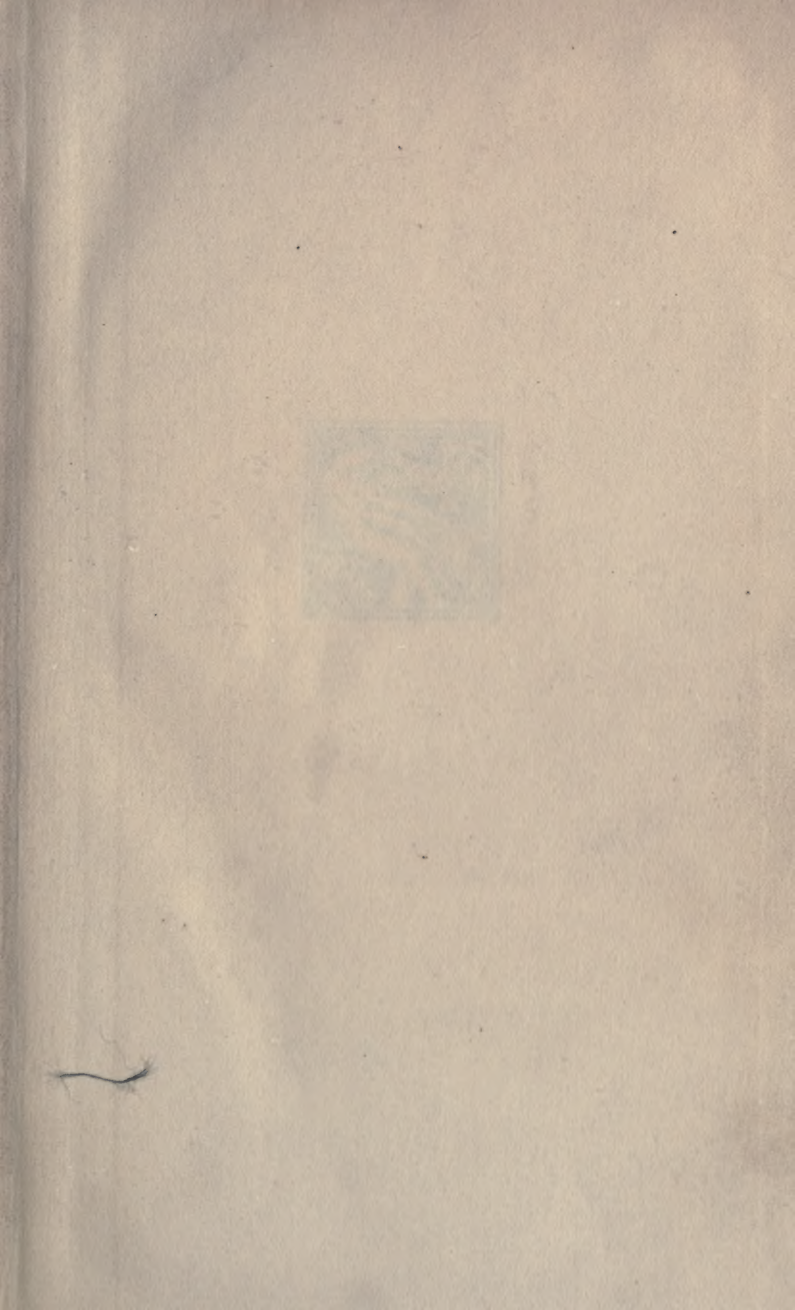
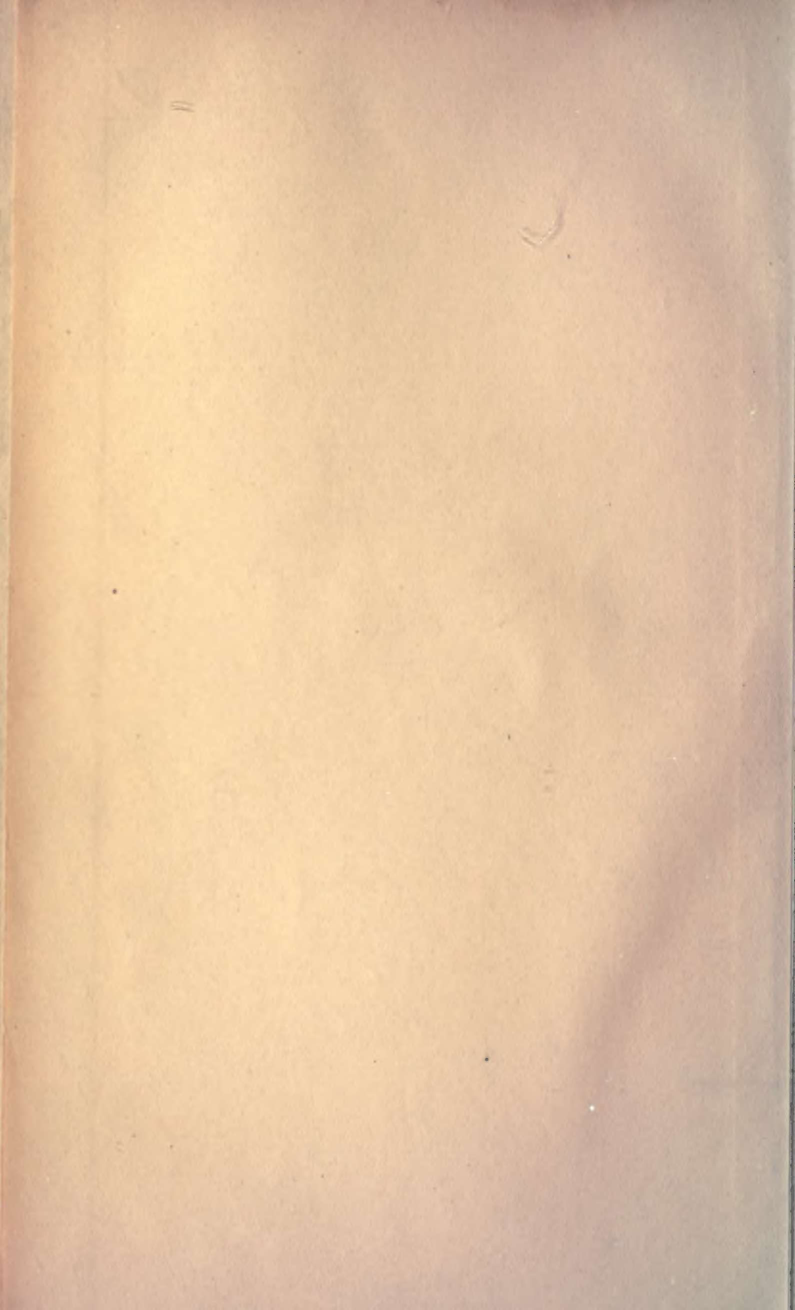
Das Fontane-Buch

S. Fischer, Verlag / Berlin








S F
V



Das Fontane-Buch

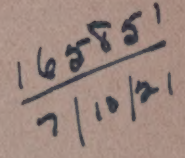
Beiträge zu seiner Charakteristik

Unveröffentlichtes aus seinem Nachlaß

Das Tagebuch aus seinen letzten Lebensjahren

Herausgegeben
von
Ernst Heilborn

Mit drei Bildnissen



1921

S. Fischer, Verlag, Berlin

Sechste bis neunte Auflage

Inhalt

Erster Teil

Zweiter Teil

Unveröffentlichtes aus dem Nachlaß

Dritter Teil



Erster Teil



Weihnachtsspruch an Emilie

(24. Dezember 1861)

Sei heiter!
Es ist gescheiter
Als alles Gegrübel;
Gott hilft weiter —
Zur Himmelsleiter
Werden die Übel.

Fontanes Persönlichkeit

(Ausgewählte Abschnitte aus der Einleitung zur zweiten Reihe der Gesammelten Werke)

I

„Alles, was ich geschrieben, auch die ‚Wanderungen' mit einbegriffen, wird sich nicht weit ins nächste Jahrhundert hineinretten; aber von den ‚Gedichten' wird manches bleiben." So Theodor Fontane in einem Briefe aus dem Jahre 1889 an seinen Verleger Wilhelm Hertz, und es mag etwas Wahres an seinen Worten sein. Aber es ist, als spräche ein Soldat von Helm und Gewehr, und vergäße darüber sich selbst. Theodor Fontane lebt als Persönlichkeit.

Etwas von dieser Persönlichkeitskraft muß irgendwie vom Volksbewußtsein aufgefangen worden sein. Ich wüßte nicht, warum sonst gerade ihm Denkmäler in seinen beiden Städten, in Neu-Ruppin und Berlin, errichtet worden wären: es blieben stärkere Dichter ohne Stein.

Er aber schuf sein Selbst zum größten, dem dauernden seiner Werke. Sprach höchst persönlich aus jeder Zeile, die er schrieb. Und führte sein Dasein in seiner Wohnung in der Potsdamer Straße zu Berlin, selbst eine fontanesche Figur.

Gleichgültig, wie hoch sein Talent zu bewerten sei. Als menschlich-dichterische Persönlichkeit steht er zwischen denen dicht hinter Goethe. Und bei den Großen. In Güte zwingend. Wirklichkeitsmaßstäbe umsetzend. Als einer, der sich gebieterisch in die Herzen und Sinne einschrieb, gerade weil er mit einem Achselzucken gewähren ließ.

Es scheint geboten, sich in aller Nüchternheit darüber klar zu werden, und man wähle zum Vergleich einen der Starken deutschen Schrifttums, etwa Hebbel. Selbstverständlich bestehen auch bei Hebbel Zusammenhänge zwischen seinem Charakter und seinem dichterischen Werk; aber sie werden nicht ohne weiteres fühlbar; das Talent scheint die Wesens-

art des Mannes zu überfliegen; gerade seine spätere Schöpfung löst sich von dem, der sie schuf. Und man vergegenwärtige sich Hebbel in den Straßen der Großstadt von heute; man besuche mit ihm eine Volksversammlung und wähle ihn zum Gefährten bei Erörterung der Streitfragen, die uns der Tag aufdrängt —: er wird zum Schatten, er schweigt. Gerade derart beschworen aber beginnt Fontane zu plaudern, zu reden. Er winkt, und was noch eben die Straße lärmend und schreckend erfüllte, ist belanglos geworden. Man steht neben ihm und blickt in ein Blumengeschäft oder ein Sargmagazin. In dem überfüllten Saal, den man mit ihm betritt, wird ohne weiteres Platz. Der Redner auf der Tribüne spricht weiter, aber man hört ihm nur noch mit geteilter Aufmerksamkeit zu. Und sowenig Fontane selbst die Rednerbühne besteigt, sosehr wird sein Wort vernehmbar.

Es sind etwa fünfundzwanzig Jahre darüber verstrichen, seit es uns vergönnt war, ihm selbst zu begegnen; das war nur zu einmaliger längerer Unterredung in seiner Wohnung; aber die Zahl derer, die ihn kannten, beginnt sich nun schon zu lichten, und so verlohnt es vielleicht, den Persönlichkeitseindruck auch persönlich festzuhalten.

Das Gespräch war auf England gekommen, und er schilderte, wie er's zu tun liebte, englische Eigenart in einem kleinen, scheinbar ganz nebensächlichen Zuge. Erzählte, daß er eines Abends in London, auf irgend jemand wartend, in einer dürftigen, abgelegenen Schenke verweilt habe, und daß da ein sauber gedeckter Tisch gestanden habe, mit einem Kuvert belegt und mit Blumen bestellt. Die Wirtin der Schenke, gewöhnliches Weib aus den unteren Volksschichten, sei heimgekehrt, habe an dem gedeckten Tisch Platz genommen, sei mit aller Aufmerksamkeit bedient worden und habe mit bestem Anstand Gabel und Messer geführt: von all dem nun sei man in solchen Volksschichten bei uns noch sehr weit entfernt. Er sprach weiter von der Lage des deutschen Schriftstellers, geriet in Unmut, betonte, keinerlei Scho-

nung üben zu wollen und hielt persönliche Abrechnung mit dem und jenem. Sagte dann weiter, wie sehr sein Leben einsam geworden und daß ihm nichts mehr geblieben sei, als nur die Arbeit und etwa der abendliche Spaziergang, den Landwehrkanal hinunter und wieder hinauf, mit dem Blick in ein Blumengeschäft, ein Sargmagazin.

Aber das alles wurde seltsam fesselnd, indem es über seine Lippen kam; denn in seinen Worten lebte seine Persönlichkeit auf; und wuchs; und leuchtete aus den hellen, den blauen Augen.

Als befände man sich in Unterhaltung mit irgendwelchen Unbekannten und als fiele plötzlich ein Wort, oder es erhellte aus einer Geste oder einer Eigenart des Mienenspiels, daß einer der am Gespräch Beteiligten seine Heimat in weiter Ferne, jenseits der trennenden Meere habe, so wirkte dies Aufdämmern seiner Persönlichkeit zunächst befremdend, dann groß. Etwas Elementares war in der Empfindung. Man wüßte schwerlich jemand zu nennen, demgegenüber man Ähnliches erfahren hätte.

Diese ungemein starke menschliche Persönlichkeit war aber zugleich eine ausgesprochen preußische. Fontane, der Preuße.

Der Begriff scheint aus seiner Dichtung herübergenommen, und ist es zum Teil. Seine Gestaltung preußischer Heerführer ist monumental geblieben, soweit das Lied monumental wirken kann; die Art, in der er preußische Siege besungen, ist die einzige, die uns heute noch erträglich scheint. Aber in all dem Preußischen, das er gab, war doch als mindestens gleichstarke Beigabe das Fontanesche, und andererseits verkörperte er selbst das Preußische doch auch in seinem bürgerlichen Dasein. Nicht als ob man ihn für irgend etwas anderes als einen Dichter hätte halten können; daß er das war, sah man; aber in der bescheidenen und doch sehr sicheren Art, in der er sich trug, ja in seiner altväterischen Kleidung, nicht zum mindesten in der sehr forschen Weise, in der er sich gegebenenfalls durchzusetzen wußte, lag der ausgesprochen preußische Zug.

Man denkt daran, daß Fontane im gleichen Jahr wie Bismarck gestorben, und wähnt, das preußische Element in dieser Persönlichkeit mit irgendwelchen Zeitzusammenhängen in Verbindung zu sehen. Aber man fühlt sich damit zugleich ins Ungreifbare verwiesen, und freut sich beinahe, daß dem so ist. Denn in Persönlichkeitsfragen scheint Ahnen aufschlußreicher als Wissen. Eine Persönlichkeit, die man bis auf ein Letztes ergründen könnte, wäre schon keine Persönlichkeit mehr.

Genug, das Preußen, an das Fontane ein Bestes seines Seins gesetzt hatte und das er in seiner Art verkörperte, ist heut nicht mehr. Ein lebendiger Nerv dieser Persönlichkeit scheint damit durchschnitten.

Und ist dem doch nicht so. Denn nun, nachdem dies fontanesche und preußische Preußen untergegangen, nachdem die Kunde unserer Niederlage die Dörfer im Havellande von Vehlefanz bis Schwante durchlaufen, wie einst die „Siegesbotschaft", liest man in seinen Briefen: „Das Eroberte kann wieder verloren gehen. Bayern kann sich wieder ganz auf eigene Füße stellen. Die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich (was ich über kurz oder lang beinah für wahrscheinlich halte) entsteht aufs neue. — Das sind nicht Einbildungen eines Schwarzsehers. Das sind Dinge, die sich, ‚wenn's los geht', innerhalb weniger Monate vollziehen können." (1893.) Und: „Wie so oft, wird ein sich aufmachender Wind dies Wetter sehr wahrscheinlich wieder vertreiben, und wenn dies gegen Erwarten nicht geschieht und die Gefahr zu Häupten stehenbleibt, so werden die ungeheuren Machtmittel Englands vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich ausreichen, aus all den umdrohenden Gefahren siegreich hervorzugehen. Aber dieser Sieg kann nicht dauern." (1897.) Endlich: „Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden — oft trifft das Gegenteil zu. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich

aus sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor." Damit steht Fontane, gerade in seinem Preußentum, eine lebendige Persönlichkeit mitten unter uns. Ich sagte, man hört nicht auf das, was der Redner von seiner Tribüne lärmt, weil Fontane spricht.

Aber: ein Mann, dem doch mancher unter uns Auge in Auge gegenübersaß; ein Schriftsteller, der sein fleißiges Tagespensum erledigte; ein Dichter, dessen Werk keinerlei Dunkelheiten birgt und der mit einem belangreichen Teil seines Schaffens in die Schullesebücher übergegangen ist, ward in dem, was sein Wesentliches ausmacht und worin er lebt, in seiner Persönlichkeit, in den Bereich des Schwerergründbaren, des Ahnungweckenden entrückt.

2

Er war eine Natur, das ist es. Man hat das vielfach übersehen, oder doch nicht genügend hervorgehoben, und es ist zuzugestehen, daß etwas in seiner Art, sich menschlich und schriftstellerisch zu geben, war, das dazu angetan schien, vielleicht absichtlich wie ein Mantel übergeworfen wurde, den naturhaften Zug in ihm zu verbergen.

Aber: er war eine Natur.

In seinen jungen Tagen kam das geradezu körperlich zum Ausdruck. Er war ein wilder Bube, hatte den Drang, sich in den Räuberspielen im Dünensand bei Swinemünde mit den Gefährten auszutoben und trat derb lümmelhaften Schifferjungen forsch genug entgegen. Noch dreiunddreißigjährig schreibt er einmal aus London: „Ich habe nichts so gern, wie fröhliche Menschen, und kann ich's selber oft nicht sein, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht an meinem guten Willen. Am liebsten schlüg' ich den ganzen Tag Rad, spräng' über Tisch' und Bänke und wälzte mich im grünen Rasen, den lachenden Himmel über mir." Und zweiundfünfzigjährig bereist er die Schlachtfelder in Frankreich und

kommt bei St. Privat an die Stelle, wo die preußischen Grenadiere, nachdem sie den ganzen Tag über dem niederstreckenden französischen Feuer beinahe wehrlos ausgesetzt waren, die Gewehre beiseitewarfen, die losen Feldsteine der Mauer packten, die Gegner damit niederzuschmettern. Für solchen Ausbruch des Elementaren (er braucht das Wort selber) bekundet er ein nicht zu mißdeutendes Verständnis.

Wesentlicher: das Naturhafte war in seiner Seele.

Dreister Entschlüsse hat sich Theodor Fontane zeit seines Lebens fähig bekannt, und in „Kriegsgefangen" stehen die bekennerischen Worte: „Es liegt in meiner Natur, angesichts aller Dinge, über die ich ausnahmsweise nicht gleich hinwegkam, sorglich zu balancieren und nur zögernd zu einem Entschluß zu kommen; ist dieser Entschluß aber einmal gefaßt, so spring' ich auch sofort wieder mit beiden Füßen in die alte Sorglosigkeit hinein und vertraue lachend und heiter meinem guten Stern." Bereits „Sorglosigkeit" und „Vertrauen" scheinen bezeichnend; das aber macht recht eigentlich die „Natur" aus, dies Gefühl, nur einmal ausnahmsweise nicht über die Dinge hinwegzukönnen. Denn in diesen Menschen ist das Sehen mit geschlossenen Augen; sie gehen unbekümmert den Weg ihres seelischen Instinkts.

Daher auch die Empfindung, der Fontane einmal, sein eigenes Leben überblickend, Ausdruck gibt und die er mit der des „Reiters über den Bodensee" vergleicht. Und schließlich das Bekenntnis, er sei, ein großes Kind, durchs Leben gegangen.

Zehn Jahre (1860 bis 1870) hatte Fontane in der Redaktionsstube der Kreuzzeitung gesessen und da täglich recht und schlecht, wie ein gefügiger kleiner Beamter, seinen englischen Artikel geschrieben. Eine kleine Verstimmung oder etwas wie eine kaum nennenswerte Rüge — und Fontane steht auf, schiebt seinen Stuhl zurück und gibt seine Stellung auf. Und das, trotzdem er auf das armselige Gehalt angewiesen war; für Frau und Kinder zu sorgen hatte; vorerst

nicht wußte, wie, und ob überhaupt, Ersatz zu schaffen sei. Sechs Jahre später (1876) wiederholt sich Zug um Zug der gleiche Vorgang. Im Anfang des Jahres war Fontane Sekretär der Kgl. Akademie geworden, im August nahm er seinen Abschied, wieder aus dem Impuls heraus, wieder auf irgendeine kleine Verärgerung hin, deren Ursache nicht einmal ganz deutlich zutage tritt, wieder mit der Gewißheit, der Sorge und ihren leeren Augenhöhlen entgegenzugehen. Gewiß; Theodor Fontane war von bürgerlicher Art und trug den Rock des Alltagsmenschen; blieb aber in jedem Augenblick fähig, alles Beengende abzuwerfen, und, wenn man des am wenigsten gewärtig war, tat er's. Im pünktlichen Von-neun-bis-eins des Redaktionsdienstes, in annehmbarer Beamtenstellung war er Natur geblieben. Geriet denn auch 1870 völlig wie ein Traumwandler in die französische Kriegsgefangenschaft.

Bei ihm ist's Wesensart, daß er sich vielfach widerspricht und des kein Arg hat. Er urteilt immer und sorglos aus der Stimmung heraus. Um Ja und Nein sind bei ihm nur die Kreise der fontaneschen Persönlichkeitsauswirkung gezogen, die sich aber schneiden. Einmal schreibt er, und könnte es stündlich wiederholen: „Wie es mir immer geht, wenn ich ein Urteil ausgesprochen habe, so auch diesmal — kaum steht es da, so fang' ich an, die Richtigkeit zu bezweifeln." Naturhaft setzt er Mißtrauen in den Verstand und seine Fähigkeiten: „Wer rechnet, ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras."

Alles Gute kann denn auch seiner Empfindung nach, der tief bewährten, nur aus dem eigenen Selbst kommen. Wie Quell aus dem Erdreich. Und: „Alles ist Gnade."

Vergegenwärtigt man sich die Worte, in denen Fontane das Schicksal, das Deutschland zwanzig Jahre nach seinem Tode betroffen, vorausgesagt hat, so mag die Frage aufsteigen, ob etwas wie ein hellseherischer Zug ihm eigen



Th: Fontane



gewesen sei. Wie ein Symbol mutet es an: als Fontane sich um Ostern 1871 auf die Reise begab, die Schlachtfelder in Frankreich zu besichtigen, traf er in seinem Abteil auf einen fremden Mitreisenden; geriet mit ihm in ein Gespräch und war baß erstaunt, einen in allerlei Kunstfragen Wohlunterrichteten zu finden; — es sollte sich dieser selbe Fremde später einmal als der Mann erweisen, der nächst Fontane das Schicksal, das Deutschlands harrte, am klarsten voraussah, ja, Fontane darin weit hinter sich lassend, die Niederlage Deutschlands geradezu als ein Gebot innerer Notwendigkeit erkannte: Friedrich Theodor Vischer.

Doch bleibt zu erwägen: Fontane kannte England und englische Machtmittel sehr genau, und für Phrasen, wie sie deutsche Universitätsprofessoren vor und während des Krieges vorzubringen beliebten, wäre er niemals zu haben gewesen. Auch blickte er mit sehenden Augen auf Deutschland und gewahrte die innere Unsicherheit wie eine brüchige Ader im Organismus des Volkstums. Das alles könnte genügen, seine Voraussicht zu erklären. Es ist denn auch nicht sowohl das, was er sagt, als der befremdende Ton innerer Gewißheit, in dem er sein Wort spricht, der die Frage nach der seelischen Hellsichtigkeit aufsteigen ließ. Nur gibt es Fragen, die wohl gestellt, aber nicht beantwortet sein wollen.

War Fontane eine Natur, so war er mindestens im gleichen Maße Temperament. Das trat bei ihm immer — „Independenz über alles!" — im Unabhängigkeitsdrange zutage, und der war stark. Es zeigte sich aber auch, und das ist für ihn bezeichnend, sehr viel deutlicher in seiner Kraft zu hassen, als in seiner Liebesempfindung.

Achtundvierzig Jahre waren seit seiner Hochzeit verstrichen, als Fontane sein autobiographisches Buch „Von Zwanzig bis Dreißig" schrieb. Er konnte es sich trotzdem nicht versagen, mit irgendeinem Unbekannten öffentlich abzurechnen, der sich — doch wahrlich eine private Angelegenheit! — damals geweigert hatte, sich an dem Hochzeits-

geschenk des „Tunnels" für das Fontanesche Ehepaar zu beteiligen. Nannte das selbst (und erinnert darin seltsam an Bismarck) „eine kleine Haßorgie feiern". Bei aller Freude an seinem Temperament wird man ihm darin schwer folgen können: Haß will gärend genossen sein; Haß, auf Flaschen gefüllt und achtundvierzig Jahre gekeltert, wirkt schal.

Und doch sind diese kleinen Züge bei Fontane sehr wichtig und darum liebenswert. Sie zeigen, wie schwer es diesem Temperament gemacht war, sich zur Persönlichkeit zu klären. Die aber gilt nur, wo sie aus innerem Kampf und Selbstsieg hervorgegangen ist.

Nennt man Theodor Fontane eine Natur, so ist alsbald hinzuzufügen, daß er eine unsinnliche Natur gewesen ist.

Auch dies ein Erbteil vom Vater her. Dessen Unzärtlichkeit hat der Sohn mehrfach betont, seiner Art gemäß, auch mit kleinen anekdotischen Zügen belegt. Und unzärtlich war er selber. Für den, der weiß, wie sehr sein Herz an seiner Frau gehangen, tritt das in den an sie gerichteten Briefen — auch des Jungverheirateten — befremdend zutage. Vom Vater sagt er in den „Kinderjahren", er habe sich, wie schöne Männer oft, als das absolute Gegenteil von einem Don Juan erwiesen, sei auch stolz auf seine Tugend gewesen; von sich bekennt er, die jungen Damen hätten ihm gegenüber herausgefühlt, daß Liebe seine Force nicht gewesen sei.

Dem war wohl wirklich so. In einem Brief des Zweiunddreißigjährigen aus London liest man: „Ein Buchfink auf den Zweigen, eine kühlende Flußwelle, die sich beim Baden an unsern erhitzten Leib schmiegt, berühren uns fast ebenso wundersam traulich, wie ein brünetter Backfisch am Klavier oder der verstohlene Kuß einer liebebedürftigen, sehr herzensstarken, aber sehr — geistesschwachen Blondine. Wenn man dann, wie ich, erst Dreißig auf dem Rücken hat, so ist einem der Buchfink sogar lieber — er ist anspruchsloser und geniert einen weniger."

Es nimmt danach nicht wunder, daß Fontane „kein rechtes Fiduz" zu den großen Leidenschaften gehabt hat, sich auch sehr wohl bewußt war, kein Meister der Liebesgeschichte zu sein: weil keine Kunst ersetzen könne, was einem von Grund aus fehle.

Eine gewisse Lust an Anzüglichkeiten, die einmal zu einer scharfen Auseinandersetzung mit Storm führen sollte, widerspricht dem so wenig, als sie vielmehr immer Kennzeichen unsinnlicher Naturen ist. Hellbrennendes Feuer raucht nicht. Und auch diesen Zug Theodor Fontanes findet man im Bilde seines Vaters, des Gascogners, wieder.

Eine nur kärgliche Sinnlichkeit: der Dichtung Fontanes mußte das Grenzen setzen. Es ist aber das ganz Einzigartige dieser Persönlichkeit als solcher, daß ihr auch die Mängel, oder vielmehr gerade die, zu Vorzügen wurden.

Weil es dieser Persönlichkeit verliehen war, sich aus dem Gegebenen heraus organisch zu entwickeln. Weil alles gleichsam aus dem Barbestand beglichen und niemals irgendwelcher Kredit beansprucht wurde.

3

Er war das älteste Kind eines Elternpaares, das sehr jung geheiratet hatte.

Es ist aufgefallen, daß die wesentliche, die Phantasiebegabung bei ihm nicht, wie wohl sonst bei fast allen großen Künstlern, von der Mutter, sondern vom Vater her stammte, und man hat weitgehende Schlüsse daraus gezogen. Sie gleichen ein wenig dem Verfahren des jungen Mädchens, das eine Bohne, die es eingepflanzt hatte, täglich ausgrub, das Wachstum kennenzulernen. Sie sind bestenfalls Herbariumsvermerken gleichzuachten.

Man dürfte eher auf diese späte Entwicklung bei ihm deuten und sich vergegenwärtigen, daß alles Weibliche in der Natur zu schnellerer Entfaltung drängt.

Ein Temperament war auch die Mutter, Kind der

südlichen Cevennen, schlanke, zierliche Dame mit schwarzem Haar und Kohlenaugen. Aber das Temperamentvolle war nicht das ihre Eigenart Bestimmende, oder trat doch nur in diesem, auch ungezügelt schönen, Triebe, Fremde zu beschenken, und sei es über die Grenzen der eigenen bescheidenen Vermögenslage hinaus, zutage. Sie war verständig und nüchtern. Sie hatte Sinn für Repräsentation, darin ganz die Seidenhändlerstochter, als die sie aufgewachsen war. Auf vorteilhaftes Aussehen und gute Manieren legte sie Wert, Reichtum und Besitz waren in ihren Augen die Mächte, auf die es ankam; und denen sie sich beugte. Sie hatte den Kindern gegenüber die rasche Hand, was durchaus nicht ausschloß, daß sie gewöhnlich den Vater zum Sprachrohr ihrer Anordnungen machte. Dem mütterlichen Erbteil in seinem Blute verdankte es Theodor Fontane — und von Dank ist hier durchaus zu reden —, daß der nicht abweisbare, peinigende Wunsch nach vornehmer, großzügiger Lebensführung ihm den Lebensweg erschwerte; ihrem erzieherischen Einfluß, daß — er nicht auf die Bahn des Vaters geriet.

An seinem Vater hat dieser Unzärtliche mit zärtlichster Liebe gehangen: vielleicht, daß er das Lebendige daraus später auf seinen eigenen ältesten Sohn, den ihm der Tod frühzeitig rauben sollte, übertrug?

Es ist aber auch noch etwas anderes als nur eben Liebe diesem Vater gegenüber. Er schuf ihn sich zum Bilde. Trug selbst soviel vom Vater in sich, oder lieh dem soviel aus seiner eigenen Persönlichkeit, daß die Bilder sich seelisch beinahe deckten. Und wo er den Vater reden ließ, gab er ihm fontanescheste Worte in den Mund.

Das alles will bei ihm gewiß nicht besagen, er sei dem Vater gegenüber unkritisch gewesen. Mit der Herzensanteilnahme schärfte sich ihm der Blick.

„Frisch, lebensvoll, hochaufgewachsen, mit breiten Schultern und großen Augen, im Auge selbst die Mischung von Strenge und Gutmütigkeit": so das Äußere des Vaters.

Ein schöner Mann, der auf sich hielt, seinem Aussehen alle erdenkbare Ehre antat, dem Anlegen des vielgefalteten Jabots die gebührende Sorgfalt zukommen ließ, die „Tour", die auf den kahlen Schädel aufgeklebt wurde und deren Ablösung nicht ohne Schmerzen vonstatten ging, als ein Opfer trug, das er der Gesellschaft zu bringen hatte. Causeur, Gascogner, Phantast. Der Mann der fragwürdigen Rechenkünste und der wohlgefälligen Selbstgespräche. Ein Tierliebhaber, der den Schützlingen zuliebe heimliche Raubzüge in die eigene Speisekammer unternahm, aber auch ein Wohltäter der Armen. Ein „sokratischer" Vater. Unzärtlich, durchaus kein Don Juan, aber ein Freund pikanter Histörchen. Einer, der niemals arbeiten gelernt hatte, aus Langeweile an den Spieltisch geriet, sein nicht unansehnliches Vermögen vertat, sich der eigenen Schwächen bewußt war, in Gegenwart des zwölfjährigen Sohnes darüber weinte, sich dann aber, in allerdürftigste Lebensumstände geraten, philosophisch damit abzufinden wußte: „eigentlich ein schiefgewickelter oder ins Apothekerhafte übersetzter Weltweiser. Hinter allerhand tollem, einseitigem und übertriebenem Zeug verbirgt sich immer ein Stück wohlberechtigter Lebensanschauung."

Was Theodor Fontane von dem Vater unterschied: er hatte noch eben zu rechter Zeit arbeiten gelernt, seiner Phantasie war Richtung gegeben. Immerhin trat auch er mit Charaktereigentümlichkeiten ins Leben hinaus, die es ihm nicht leicht machten, sich in sich selber zurechzufinden.

Er selbst hat die Fontanes alle als hartgesottene Egoisten bezeichnet, sich auch zu jenem fontaneschen Charakter bekannt, „der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und genug zu essen hat". Den Egoismus im eigenen Wesen — in der Schilderung des gleichen Zuges bei seinem Freunde Scherenberg leuchtet etwas wie Selbstironie auf — hat er

betont, dabei aber den Vorwurf der Lieblosigkeit von sich gewiesen. Als Kind und in jungen Jahren scheint er überaus eitel gewesen zu sein, machte des auch durchaus kein Hehl. Sein Temperament war allzeit stark genug, mit ihm durchzugehen, an einer Dosis Leichtsinn fehlte es nicht. Als mütterliches Erbteil die Wertschätzung von Besitz und äußerlichem Ansehen, als väterliches das Gascognertum, das Spielen mit Unwirklichkeiten, von beiden Seiten her ein Hang zum Wohlleben. Aus solchen Anlagen sollte eine Persönlichkeit erwachsen, reich, gütig, stark, wie selten eine.

Diese fontanesche Alterspersönlichkeit war wie eine Sonne begnadeten Friedens. Sie war es kraft des Kampfes, der geleistet war.

4

Ein Mann mit gesunden Zähnen und entschiedenem Hang zum Wohlleben, eine Künstlernatur mit ausgesprochenem Sinn für Großzügigkeit der Lebensführung, dieser selbe Mensch jung verheiratet, frühzeitig Familienvater und bis ins späte Alter hinein im Kampf mit der dummen Sorge um das allernotwendigste Haushaltungsgeld —: es mußte da irgendwie zur Abrechnung kommen.

In England setzte dieser Kampf um den Lebensstil, der für Fontanes Persönlichkeitsentwicklung die allergrößte Bedeutung gewinnen sollte, ein. Es wäre kaum anders denkbar gewesen. England war damals, in den fünfziger Jahren, in allem, was die Lebensführung ausmacht, Deutschland weit voran, man war dem Kastengeist entwachsen, verkehrte ungezwungen und gastlich, wußte sich das Dasein behaglich zu gestalten. Der Deutsche, der damals nach England kam, stand wie ein Waisenknabe vor der Cottagetür. Und das eben empfand Fontane, erfuhr er mit allen Sinnen, prüfte er in seinem Verstande nach, fühlte er in seinem Herzen. Diese Großzügigkeit der Lebensführung war das Element, nach dem er verlangte, sein Element, aber den Schlüssel zu

der Cottagetür besaß er nicht. Nahezu vierzig Jahr warene seit seinem Londoner Aufenthalt verstrichen, und noch sollte er im Jahre 1891 schreiben: „Nur davon kann ich nicht abgehen, daß diese englische Inszenierung des Lebens mich mit einem unsagbaren Wohlbehagen erfüllt und mir die Brust weitet, wie wenn der Duft eines Resedabeetes zu mir ins Zimmer dringt. Ein Zustand, von dem ich bei Berliner Kanalluft weitab bin."

Das englische Erlebnis aber war im Grunde nur ein Vorwegnehmen dessen, was den Heimgekehrten in Deutschland erwarten sollte. Schon in den sechziger Jahren begann der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland einzusetzen, er wurde in den siebziger Jahren allgemein. Das Deutschland des Sehnens und Träumens, in dem Fontane aufgewachsen war, versank; ein Land mit sehr realem Machthunger und dementsprechender Einschätzung der Wirklichkeitswerte war an dessen Stelle getreten. Der Reichtum wuchs, er gebot. Die Lebensführung wurde großzügiger. Und wie einst vor der Tür des englischen Cottage, fand sich Fontane nunmehr, gealtert, vor der der Berliner Grunewaldvilla, und wenn nicht mehr als Waisenknabe, so doch als ein nicht recht Dazugehöriger. Wobei es wenig Unterschied ausmachte, ob an der Wohnungstür der Name eines reichen Mannes, eines märkischen Adligen, oder eines preußischen Geheimrats stand.

In England also setzte dieser Kampf um den Lebensstil bei Fontane ein, und er begann innerlich mit der Niederlage. Zunächst ertönten nur ohnmächtige Klagen, die bei dem Temperament dieses Briefschreibers zu nicht minder ohnmächtigen Anklagen wurden. Von der „popligen Unteroffizierswirtschaft der preußischen Verwaltung", von der sich Fontane abhängig sah, ist da die Rede, das Selbstgefühl bäumte sich auf, aber das war auch alles.

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Fontanes Einnahmen in London wesentlich stiegen. Nicht ohne einige

Selbstpersiflage konnte ein Brief aus damaliger Zeit melden: „die Fontanes haben einen Groom"; mit ersichtlicher Andacht aber und liebenswürdigem Behagen durfte in demselben Brief die Einrichtung des fontaneschen Salons (Tapete mit doppelter, erst blumenverzierter, dann ponceaufarbener Umrahmung) geschildert werden. Um so härter traf Fontane der Rückschlag bei seiner Heimkehr nach Deutschland. Der Sturz des Ministeriums Manteuffel hatte ihn veranlaßt, auf seine Londoner Korrespondententätigkeit, die er im Dienste ebendieses Ministeriums ausgeübt hatte, zu verzichten, stellungslos, mußte er sich und den Seinen in Berlin zunächst wieder mit Stundengeben durchhelfen. Das Jahr 1859 mag eins der härtesten seines Lebens gewesen sein. Fand Fontane dann im Juni 1860 die Anstellung in der Redaktion der Kreuzzeitung, war damit ärgstem Kummer ein Riegel vorgeschoben — die Kümmernis blieb. „Aber sich durch ein mutiges, arbeit- und mühevolles Leben nichts als Sorge für das Alter errungen zu haben, ist doch, nach der Seite äußeren Erfolges hin, zu wenig." (1870.)

Auch war Fontane keineswegs gewillt, sich mit dem bißchen literarischen Ansehen, das er im Lauf der Jahre und mühsam genug gewonnen hatte, für das, was ihm das Leben an realen Werten schuldig geblieben war, abspeisen zu lassen. Im Gegenteil! Es war der forsche Zug in seiner Natur, daß er auch hier den großen Maßstab anlegte und, also messend, fand, daß er nichts, oder so gut wie nichts in Händen hatte. „Sich ewig mit dem Ruhm und Namen trösten zu wollen, ist lächerlich. Dazu müßten denn beide doch um einige Ellen höher sein. Ich habe mich redlich angestrengt und bin so fleißig gewesen wie wenige, aber es hat nicht Glück und Segen auf meiner Arbeit geruht." An einem Zufallswort von dem „berühmten Bruder, den keiner kennt", das ihm irgendwann einmal hinterbracht worden war, hat er sich in dieser Beziehung und sehr mit Absicht erzogen. Immer

wieder gibt er es sich selbst in die Zähne: „Dein berühmter Bruder, den keiner kennt.“

Man muß es andererseits mit allem Nachdruck betonen: Fontane gehörte wahrlich nicht zu denen, die gewillt gewesen wären, ihre Seele um dreißig Silberlinge willen zu verkaufen. Und fand sich darin von seiner Frau unterstützt, und dankte ihr's. Er hatte den hellen Blick für den Fluch des Goldes, und immer kehrt in seiner Reisebeschreibung durch Frankreich „Aus den Tagen der Okkupation“ der Abscheu vor dem Mammonismus, dem er das unglückliche Land verfallen wähnte, wieder. Und eben hier setzte seine Kritik an dem wirtschaftlich gehobenen, blühenden Deutschland ein. Er fand uns arm an Idealen. Er sah die Lebensansprüche gesteigert und doch das Ziel großzügiger Lebensführung nicht erreicht. Er erkannte uns auf der Station „Äußerlichkeit“ steckengeblieben.

Das ist ja überhaupt das Herzgewinnende an dieser guten Persönlichkeit: der allzeit ungetrübte Blick. Ging es ihm in wirtschaftlicher Hinsicht armselig genug, so schrieb er dennoch: „Eine richtige Sparsamkeit vergißt nie, daß nicht immer gespart werden kann; wer immer sparen will, der ist verloren, auch moralisch.“

In dem Kampf um den Lebensstil ist Fontane Resignation Führerin geworden. Daß sie ein Glück und beinahe eine Tugend, das hat er nie verkannt.

Aber die Resignation war ihm schwer gemacht, weil er sich da nichts vormachen konnte, und es ihn allzu augenfällig dünkte, daß zwischen Menschenglück und Putenbraten recht enge Beziehungen bestehen, und eine Flasche Markobrunner eine zwar kostspielige, aber heilkräftige Arznei wider allerlei Lebensunbilden ist. Es war ein weiter Weg, weiter für ihn, seiner ganzen Naturanlage nach, als für andere, bis zu der ihm vom Leben recht erpresserisch beigebrachten Erkenntnis: „Gott, was ist Glück! Eine Grießsuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist

schon viel." Wobei es das Peinlichste an solcher Erkenntnis sein mag, daß der Weg zu ihr nicht einmal zurückgelegt werden muß, sondern tagtäglich, und zwar in Stationen; vom ersten Blick in den auswahlarmen Kleiderschrank, zum dünnen Morgenkaffee, zum sehr bürgerlichen Mittagbrot, bis zu der Grießsuppe, die Schluß macht.

Surrogat war der zweifelhafte Ruhm gewiß nicht gewesen, an Surrogaten fehlte es trotzdem nicht. Gebrach's an Blumen auf dem Tischtuch, so entschädigte dafür ein Blick in ein Blumengeschäft auf dem abendlichen Spaziergang, und blieb als Letztes immer noch das Sargmagazin. Diese Surrogate sind das eigentlich Fontanesche.

Aus solchen Lebenserfahrungen heraus hat sich in Fontane der eigenartige, höchst leidenschaftliche Haß gegen den Bourgeois festgenistet. Der hatte, was ihm fehlte, und wußte doch nichts Rechtes damit anzufangen; schlug sich den Wanst voll, ohne zu irgendwelcher anmutigen Lebensführung zu gelangen. Fontane befand sich da etwa in der Rolle eines Mannes, der ein schönes Mädchen einen Kerl mit einem Klumpfuß seiner eigenen Wohlgewachsenheit vorziehen sieht; wobei das schöne Mädchen etwa die wirtschaftliche Kaufkraft versinnbildlichen würde. Über seinen Haß wider alles Bourgeoistum aber hat sich Fontane von Zeit zu Zeit selber gewundert und gemeint, daß es ihm ein eingeschworener Sozialdemokrat darin kaum zuvortun könne, — seinen Sinn für den Zauber wirklichen Reichtums hat er sich nicht trüben lassen. Mit den Vanderbilts und Goulds hat er es immer gehalten. Allem, was Stil besaß, hat er sich gebeugt.

In seinem Gedicht „Arm oder reich" hat er sich dahin entschieden, dem Spatzenflug der deutschen Reichen ziehe er das Armsein vor. Sein Interesse für Gold beginne erst bei dem Fürsten Demidoff. Man liest das Gedicht und fühlt, daß da etwas nicht stimmt. Aber gerade das Nichtstimmende (das arme, sich selbst betrügende Menschentum) ist das Herzgewinnende.

Der Weg der Resignation aber führte Fontane dahin: „Bleichröder gehört nach Tréport oder Biarritz, ich gehöre nach Seebad Rüdersdorf. Und wenn ich es an solchen Stellen nicht zu tief unter den märkisch-landesüblichen Ansprüchen finde, so bin ich zufrieden. Ich übe diese Sorte von Anspruchslosigkeit nicht aus Bescheidenheit, sondern aus künstlerischem Sinn, ganz so wie unsre kleine Schneiderwohnung für unser Mobiliar und unsern ganzen Lebenszuschnitt das einzig Richtige ist." Damit ist denn das Wesentliche ausgesprochen. Sein künstlerischer Sinn war es, der ihm im Kampf um den Lebensstil zum Siege verhalf.

Es war einmal ein Streit zwischen Storm und Fontane ausgebrochen, und das bekannte (in Storms Gedichten wiederkehrende) Stormsche Wort hatte den Anlaß dazu gegeben: daß ein Mann zu stolz sein müsse, in einem Hause zu verkehren, in dem man ihm die Tochter zur Frau zu geben verweigern würde. Fontane nannte das ein Wichtigkeitsgefühl und philiströs.

In Wirklichkeit ging hier nicht der Streit um gesellschaftliche Ansprüche und Formen, sondern: Storm nahm seinen Standpunkt ein, weil er niemandem das Recht, sich über ihn erhaben zu dünken, zubilligte; Fontane anerkannte dies Recht.

Man lese daraufhin Fontanes Gedicht „Lebenswege". Man kannte sich in der Jugend, war in einem Dichterverein zusammen, er selber ging seinen Weg, aus den Leutnants aber wurden Generale, aus den Studenten Minister, und so, gealtert, begegnet man sich wieder, und Exzellenz findet ein paar freundliche Worte, den Bekannten von einst zu begrüßen. Fontane ironisiert das; aber nach Seite der Schicksalsfügung hin; daß Exzellenz sich besseres zu sein dünkt als ein leidlich anerkannter Schriftsteller, findet er ganz in der Ordnung. Es entspricht seinem eigenen Gefühl.

Fontane beugte sich innerlich durchaus den „Tatsachen", und Adel, Reichtum, hohe Stellung im Staatsdienst waren

Tatsachen für ihn. Darin lebte er diese „Wirklichkeits"-Epoche Deutschlands, die mit 1870 anhob und mit 1918 hoffentlich abschloß, bis aufs Letzte mit. Sich beugen müssen, bedeutete aber in jedem Einzelfall erneuten Kampf für ihn, und sehr unwillig und gleichsam nur auf einen Spezialvertrag hin, entschloß sich Fontane zu dem erforderlichen Mindestmaß an Nachgiebigkeit, dem — Kompromiß.

Es gilt, die Härte dieser Kämpfe nachfühlen, denn in ihnen ist die immer erneute Kraft. Aus einem Kompromiß aber mit dem Leben ging diese Persönlichkeit hervor.

5

Ein Knabe, träumerisch und verspielt, aber auch mit befehlshaberischen Neigungen; ein junger Mann, sehr eitel und zugestandenermaßen (was immer eine Milderung bedeutet) egoistisch; ein starkes Temperament mit ausgeprägtem Hang zum Wohlleben, aber auch einem auffallend unsinnlichen Zug; ein Leichtsinniger mit schlafwandlerischer Sicherheit, doch auch wieder sehr auf Ordnung gestellt, — und demgegenüber der alte Fontane; diese gütige und humane Persönlichkeit, die es verlernt hat, nach Eigenbesitz und Eigengeltung zu fragen; die für jede Schwäche das verzeihende, für jeden Kraft- und Größenanspruch das abwehrende, immer aber gleich liebevolle Lächeln findet; ein schmerzlos Resignierter und ein friedevoll Abgeklärter —: so fremdartig scheinen sich diese Wesenheiten, die doch ein Lebensgang in sich vereinte, gegenüberzustehen, daß nichts Gemeinsames hervortritt, als eben nur das Naturhafte und das Temperament im jungen wie im alten.

Wo also diese Persönlichkeit in ihrer Entwicklung greifen?

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese ganz eigenartig zwischen Phantasiespiel und Wirklichkeitsernst gestellte Lebensführung, diese Ehe, die wie ein langer, erquickender, nun beschwerlicher, dann wieder stärkender Gang durch eine

Baumallee bei beständigem Wechsel derselben Lichter anmutet, das ihre dazu beigetragen haben, Fontane diese eigenartige Entwicklung finden zu lassen. Aber man sieht sich demgegenüber auf die dunkle Empfindung angewiesen, zu greifbaren Tatsachen (die doch fontanescher wären) gelangt man nicht.

Es ist freilich um jedes Persönlichkeitswerden ein Geheimnis, wie um jedes Wachstum, wie überall, wo Natur aus ihren Tiefen schafft.

Wichtig scheint, daß Fontane dies Gefühl der eigenen Erziehungsbedürftigkeit nie verlassen hat, daß er noch als alter Mann bekannte, gern bei Leuten in die Schule zu gehen, die seine Enkel sein könnten. Die Eitelkeit hat er sich selber ganz bewußt aberzogen; die Erfolglosigkeit, die ihn ein langes Leben hindurch treu begleitete, half ihm dabei. Man kann es in seinen Briefen verfolgen, wie er sich das Wort von dem berühmten Bruder, den keiner kennt, zu einem Menetekel machte. Scharfer Beobachter sich selbst gegenüber — „das Beobachten und Schlüsse ziehen ist, wie Du weißt, meine Wonne" — gewahrte er seine eigenen Fehler und faßte sie ins Auge. Und gerade diesen Weg der Selbstprüfung ging er weit über die übliche Strecke hinaus, bis ans Ende und dahin, wo das Selbstgefühl einer tiefen Skepsis allem Eigenen gegenüber gewichen ist. Nicht unmöglich, daß auch in solcher Skepsis noch ein Rest Eitelkeit vorhanden ist, dann aber ist sie nunmehr gleichsam mit ausgewechseltem Vorzeichen in die Lebensrechnung eingesetzt. Scharfer Beobachter anderen gegenüber, kritischer, wo er liebte, befreite er sich von allem Feierlichnehmen der Menschen, ihrer Taten, Geschicke. Damit war das Gleichgewicht wiederhergestellt. Auch Umgebung und Widerstände, Arbeit und Lohn, Streben und Erreichen waren in gleicher Weise auf die Minusseite hinübergerückt. Auf der Plusseite stand alles, was ihm von der Mutter her im Blute war, der Respekt und der Ordnungssinn, bis zu wohltätiger Pedanterie (ohne

die es überhaupt keine Künstlerlaufbahn, ja, die am allerwenigsten gibt). Dieser Ordnungssinn gewinnt bei ihm geradezu phantastisches Aussehen; hat Fontane doch bekannt, daß es ihm gegen den Strich gehe, wenn eine kleine Armee über eine große siege; der Preuße! Kraft seines Ordnungssinnes aber konnte Fontane ungefährdet in Tiefen der Skepsis hinabsteigen, die jedem anderen zum Verderb geworden wären. Und kraft seiner Güte! Die ist bei ihm durchaus naturhafter Zug. Was ihm selbst auf dem Wege, Persönlichkeit zu werden, am förderlichsten weiterhalf, war aber wohl seine künstlerische Feinfühligkeit; die ihn in jeder Lebenslage richtig werten ließ; mit der er Menschentum in allen Gruben aber auch auf allen Kothurnen herausempfand; und mit der er sein eigenes Leben gestaltete.

Zwischen jenen Charakteranlagen und dieser Persönlichkeit steht der Kampf; der täglich und mit vollem Kräfteeinsatz geführte. — Fontane hat seine Persönlichkeit aus seinen Wesenseigentümlichkeiten herausgemeißelt, wie der Künstler das Bildwerk aus dem Stein.

Nun weiß ich wohl, das Wort vom inneren Kampf auf ein Persönlichkeitswerden angewandt, ist nicht viel mehr als leerer Schall, weil Wachstum mehr ist als Wille. Aber das ist es auch nicht, worauf es hier ankommt. Sondern: daß sich das Gefühl geleisteten inneren Kampfes in uns und jedem, der dieser Persönlichkeit, sei es kritisch, sei es in Verehrung, naht, eindringlich festsetzt. Denn eben das gibt dem Persönlichkeitseindruck die Wucht.

Noch aber sagt das Wort vom Kampfe nicht das Letzte, ein weiteres kommt hinzu.

Einmal zur Persönlichkeit geworden, hat Theodor Fontane seine Persönlichkeit, mit der ihm eigenen Skepsis, aber auch mit dem Wohlgefallen des Künstlers am eigenen Werke, mehr oder weniger bewußt, selbst stilisiert. Er trug sich. Und fand dabei eine Helferin — durchaus nicht in seiner Frau; gerade beste Frauen müssen auf diesem heiklen Gebiet

versagen — wohl aber in seiner Tochter. Sie liebte ihn mit ungewöhnlicher Hingabe; sie bewunderte ihn (was seine Frau wohl nur mit Maßen tat); sie hatte den weiblichen Scharfblick, besser Instinkt, dafür, daß alles im Vater, auch sein Werk, mit seinen Persönlichkeitswerten stand und fiel. Und ließ es sich, noch dazu seelisch sehr verwandte Natur, angelegen sein, durch ihr geistreiches Spiel, zumal in Briefen, das Persönlichkeitswort aus ihm herauszulocken; es ihm unter Umständen zu soufflieren, wieder andere Male es durch Widerspruch hervorzurufen. Zu etwas wie einer Persönlichkeitsmuse wurde ihm die kluge Tochter und verhalf ihm so dazu, sich auch als der zu tragen, der er war.

Diese, im tiefsten Wesen liebenswürdige, Selbststilisierung der fontaneschen Persönlichkeit durfte nicht übersehen werden. Sie spricht mit. Sie trägt jenen Gran Übertreibung in sich, ohne die es einen Erfolg im öffentlichen Leben, aber auch in der Kunst, nicht gibt.

6

„Alles ist Gnade."

Dieser selbe Theodor Fontane, der sich in harter und täglicher Anstrengung seine Persönlichkeit meißelte, sie, bei gegebener Gelegenheit auch auf ein bescheidenes Piedestal zu stellen wußte, ist in tiefster Wesenheit davon durchdrungen, aus sich selber heraus nichts zu vermögen, am wenigsten über sich selbst. Einströmen muß es. „Du hast es, oder hast es nicht."

Dieser Zug erst vollendet das Persönlichkeitsbild.

Man entsinnt sich, wie und unter welchen Umständen das Wort von der Gnade Komtesse Armgard über die Lippen kam; wie sie zaghaft ihr Sein darin enthüllte, und es doch auf nichts anderes bezogen wissen wollte, als auf ein Anderen-dienen-Dürfen; wie sie sich aber auch bewußt war, mit Aussprechen so geheimer Empfindung über ihr Lebensschicksal entschieden zu haben. So gewinnt das Wort eigenen

Klang. Es steht für ein Selbstbekenntnis Theodor Fontanes. Es besitzt die Überzeugungskraft heimlich anvertrauten Geständnisses.

Auch fehlt es nicht an ähnlichen Aussprüchen aus seinem eigenen Munde. An seinen Sohn Theo hat er einmal geschrieben: „Nur auf das Niederknien kommt es an und auf das Glücklichsein", und an seine liebe Tochter Martha: „Gut und gut gibt Glück. Aber sicher hat man's nie, und um die Gnade der großen Rätselmacht, sie heiße nun Gott oder Schicksal, muß immer gebeten werden. Sicherheit ist Gefahr; wir sollen in einem Bangen bleiben und jedem neuen glücklichen Tag neuen Dank entgegenbringen." Und wieder hat er dies Abhängigkeitsgefühl, das doch ein Wesentliches aller Religiosität ist, betont: „Alles, wie auch im Leben des einzelnen, hängt immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden."

Damit steht man vor der Frage nach Fontanes **religiösem Empfinden.**

Man wird den Causeur über sein Verhältnis zu seinem Gotte verschlossen finden, und er wäre eben nicht er selbst, wär's anders. Aussprache darüber ist ihm beinahe immer schon „Verlobung". Aber seine Religiosität war so gewiß tief, als sie seine ganze Persönlichkeit durchdrungen hatte. Es war nichts Grüblerisches darin; sie lag wie Frieden über seinem Wesen. Eine Religiosität des wahrscheinlich nie Bittenden, aber immer Dankenden. Sie gipfelte, aufs Werktätige hin angesehen, in der Forderung, der er einmal in seinem Buch „Aus den Tagen der Okkupation" Ausdruck geliehen: das Diesseitige nach dem Jenseitigen zu gestalten; was bei ihm besagen will, die bleibenden Werte suchen. Des Jenseits**trostes** bedurfte er nicht. Nachdem er in einem Brief an seine Tochter wieder einmal von diesem Gefühl des Durchdrungenseins von der Nichtigkeit alles

Irdischen gesprochen hatte, fuhr er fort: „Wer an ein Ewiges glaubt (das will hier besagen: ein Fortleben nach dem Tode), dem wird in diesem Zustande erst recht wohl, aber zu den so Beglückten darf ich mich nicht zählen."

Unnötig darauf zurückzukommen, daß die Schicksalsunbill, die ihn in Kriegsgefangenschaft warf und ihn für Tage und helle Stunden der Nacht dem Tode entgegensehen ließ, das religiöse Empfinden in ihm steigerte, oder doch zur Aussprache brachte. Hat später der andere Schicksalsschlag, der Tod des Sohnes, die hemmungslose Skepsis und zugleich jenes Durchdrungensein von der Nichtigkeit alles Irdischen in ihm wachgerufen, so wäre damit noch immer nicht gesagt, daß nicht auch sein religiöses Empfinden eben dadurch eine Aufpeitschung erfahren haben könnte. Sein eigenes Schweigen besagt da nichts; es sind in unser aller Empfinden die Gegensätze dauernd und unvermittelt nebeneinander.

In seinen Briefen aus der Kriegsgefangenschaft aber stehen (scheußliches Französisch) einmal die Worte, und sind in Hinblick auf die Ungewißheit seines eigenen Schicksals gesprochen: „Ne soyez pas t r o p triste. Tout que se fait, est par la volonté du Dieu." Und gleich im nächsten Briefe liest man: „Ich habe in diesen drei Wochen mehr französisch gelernt, als sonst in einem Jahr, aber die Anstrengung ist kolossal. Wo die Kräfte herkommen, weiß ich nicht. Alles Gnade Gottes."

Damit schließt sich der Ring. Ein Selbstschöpfer, der nicht das Geringste aus sich selbst zu vermögen bekannte. Und in solcher Empfindung gewinnt eine skeptische Persönlichkeit ethische Kraft.

Man kann von diesem Wanderer nicht Abschied nehmen, ohne der Gewißheit froh zu sein, ihm immer wieder und an mancher Stelle, wo man es am wenigsten erwarten würde, zu begegnen. Weil doch die Heimat eng und die nämliche ist. Auch ist es, als hätte man, seiner Persönlichkeit nahend,

zugleich erfahren, was Persönlichkeit als solche bedeutet, und daß sie immer nur im Naturhaften ist.

Wo Persönlichkeit, da ist auch beständiges Neuwerden der Welt, und das Erlebnis „Fontane“ ist, so gewiß es ein Vergangenheitsgeschenk gewesen, ein Zukunftstrost.

Im September 1919.

Ernst Heilborn.

Der alte Fontane

Ein neuer Band von Briefen Theodor Fontanes ist erschienen, — etwas ganz Entzückendes. Wir haben nun die beiden Bände der Familienbriefe und zwei mit Briefen an seine Freunde. Sind noch mehr da? Man soll sie herausgeben! Und zwar meine ich namentlich solche Äußerungen, die aus späten Tagen stammen, Briefe des alten Fontane; denn die des mittleren und jungen sind im Vergleich damit unbeträchtlich. Scheint es nicht, daß er alt, sehr alt werden mußte, um ganz er selbst zu werden? Wie es geborene Jünglinge gibt, die sich früh erfüllen und nicht reifen, geschweige denn altern, ohne sich selbst zu überleben, so gibt es offenbar Naturen, denen das Greisenalter das einzig gemäße ist, klassische Greise, sozusagen, berufen, die idealen Vorzüge dieser Lebensstufe, als Milde, Güte, Gerechtigkeit, Humor und verschlagene Weisheit, kurz, jene höhere Wiederkehr kindlicher Ungebundenheit und Unschuld, der Menschheit aufs vollkommenste vor Augen zu führen. Zu diesen gehörte er; und es sieht aus, als habe er das gewußt und es eilig gehabt, alt zu werden, um recht lange alt zu sein. 1856, mit siebenunddreißig Jahren, schreibt er an seine Frau: „Daran, daß ich anfange, an Musik Gefallen zu finden, merk' ich deutlich, daß ich alt werde. Musik und die schönen Linien einer Statue fangen an, mir wohlzutun; die Sinne werden feiner, und die erste Regel des Genusses lautet: Nur keine Anstrengung! In der Jugend ist das alles anders." Dreiundzwanzig Jahre später schreibt er an seinen Verleger Hertz: „Ich fange erst an. Nichts liegt hinter mir, alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit Neunundfünfzig als ein ‚ganz kleiner Doktor' dazustehen." Vierzig Jahre später gibt er sein Meisterwerk...

Man betrachte seine Bildnisse: das jugendliche im ersten Bande der Briefe an seine Freunde etwa neben der späten Profilaufnahme, die den Nachlaßband schmückt. Man vergleiche das blasse, kränklich-schwärmerische und ein bißchen fade Antlitz von dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich dreinschauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß überbuschten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man es auf gewissen Altherren-Porträts des achtzehnten Jahrhunderts findet, — und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen Vollkommenheit stand.

Dies Bild zeigt den Fontane der Werke und Briefe, den alten Briest, den alten Stechlin, es zeigt den unsterblichen Fontane. Der sterbliche, nach allem, was man hört, war mangelhafter und hat die Leute wohl oft enttäuscht. Er ist Siebenzig, als er zu seiner Tochter von der Kraft und Frische spricht, die zum Vergnügen viel mehr noch als zum Arbeiten gehöre, und gesteht, daß die Frage: „Was soll der Unsinn?" ganz und gar von ihm Besitz zu nehmen drohe. Aber er bildet sich wohl nur ein, daß er jener Art Frische je recht eigentlich teilhaft gewesen ist, und er hat wohl nur vergessen, daß der mißmutige Quietismus der „berühmten Frage" ihn mehr oder weniger zu allen Zeiten besessen hat. „Um sich hier zu amüsieren," schreibt er, siebenunddreißigjährig, aus Paris, „bedarf es gewisser guter und schlechter Eigenschaften, die ich beide nicht habe. Zunächst muß man Französisch können; und das ist eine große Tugend, die ich nicht habe. Außerdem muß man Libertin sein, Hazard spielen, Mädchen nachlaufen, Rendezvous verabreden, türkischen Tabak rauchen, das Billardqueue zu handhaben wissen und so weiter. Wer von alledem nichts hat und weiß, der ist ein verlorenes Subjekt und tut gut, seine Koffer zu packen, wenn er sich den Schwindel angesehen und seine Kunstvisiten im Louvre und in Versailles beendet hat." Das ist eine etwas grämliche Äußerung für einen Mann in der Blüte der Jahre,

der zum erstenmal Paris auf sich wirken läßt. Aber es ist die Äußerung einer geistig beladenen, von der Verpflichtung zur Produktion absorbierten Existenz, die sich zum Vergnügen notwendig übellaunig und widerwillig verhält; und es ist namentlich die Äußerung einer zwar dauerhaften und zu späten Meisterleistungen bestimmten, aber nervös gequälten Konstitution, für welche die Jugend kein angemessener Zustand war und die zur Harmonie eigentlich erst im Alter gelangen konnte, wo weder wir selbst noch die anderen „Frische" von uns verlangen, und wo die Frage: „Was soll der Unsinn?" zu einer natürlichen, menschlich erlaubten und darum sympathischen Grundstimmung wird.

Seine nervöse Verfassung muß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wagners gehabt haben, der freilich munter bis zur Albernheit sein konnte, in dessen langem, ergiebigem Schöpferleben das Gefühl des Wohlseins aber eine Ausnahme gewesen zu sein scheint; der, konstipiert, melancholisch, schlaflos, allgemein gepeinigt, sich mit dreißig Jahren in einem Zustand befindet, daß er sich oft niedersetzt, um eine Viertelstunde lang zu weinen; der vor der Beendung des „Tannhäuser" zu sterben fürchtet und mit fünfunddreißig Jahren sich für zu alt hält, um die Ausführung des Nibelungenplanes zu unternehmen; der fortwährend erschöpft, jeden Augenblick „fertig" ist, mit Vierzig „täglich an den Tod denkt" und mit fast Siebenzig den „Parsival" schreiben wird. Der Temperamentsunterschied ist groß, und bei Fontane ist alles kühler, gemäßigter. Aber seine Briefe geben Kunde von seiner raschen Erschöpfbarkeit, seiner inneren Gehetztheit; und offenbar hat er nicht geglaubt, es zu hohen Jahren zu bringen. Wenn er mit siebenunddreißig sich altern fühlt, so sieht er sich mit siebenundfünfzig am Ziel. Er hat „nun alles Irdische erreicht: geliebt, geheiratet, Nachkommenschaft erzielt, zwei Orden gekriegt und in den Brockhaus gekommen. Es fehlt nur noch zweierlei: Geheimer Rat und Tod. Des einen bin ich sicher, auf den anderen

verzicht' ich allenfalls." Zwei Jahre später hat er im Theater einen Ärger, „im Grunde genommen nur eine Bagatelle; und doch war mir eine Viertelstunde lang zu Mut, als müßt' ich auf dem Platze bleiben; das Herz schlug mir krankhaft, und um die Hüften herum hatt' ich einen heftigen Schmerz ... Nervös war ich immer, aber doch nicht so. Und dann sag' ich mir wieder: Was will man denn noch? Das Leben liegt hinter einem, und die meisten Achtundfünfziger sind noch ganz anders ramponiert." Er ist ramponiert, das Leben liegt hinter ihm; und was er noch zu geben haben wird, sind lediglich achtzehn Bände, von denen bis zu „Effi Briest" hinauf einer immer besser ist als der andere.

In einem Brief aus den siebenziger Jahren sucht er während einer ehelichen Verstimmung seine nervöse Gereiztheit und Verdrießlichkeit seiner Frau gegenüber zu entschuldigen. „Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann," schreibt er, „oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt das mein Gemüt, und aus bedrücktem Gemüt heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und liebenswürdig sein." Aber er hat wohl zu denen gehört, deren Lebensleistung ins Heldenmäßige wächst, weil sie nie von der Stelle zu kommen meinen; die das Vollkommene erreichen, weil sie ewig das Gefühl des Mißlungenen haben; und so liebenswürdig seine Briefe sind, so habe ich noch keinen getroffen, der ihn persönlich gekannt und ihn quick, elastisch und liebenswürdig gefunden hätte. Man erinnert sich seiner als eines „pimpligen" alten Herrn, dem von überströmender Schaffenslust nicht eben viel anzumerken war. Eine Dame, die seine Bekanntschaft in einem Badeort gemacht hatte, erzählte mir, daß er ihr auf die Frage, wie es heute mit seiner Arbeit gegangen sei, geantwortet habe: „Gott, schlecht. Ich habe da in der Laube gesessen, und anderthalb Stunden lang fiel mir nichts ein. Und als es gerade anfing, ein bißchen zu drippeln, da kamen ja die Kinder und machten Lärm; und da war es denn für heute vorbei." Die Dame äußerte sich

in abschätzigem Sinne über diese Art von Dichtertum. Wenn einer schon angeblich Talent habe, meinte sie, und die Schriftstellerei als Beruf betreibe, dann sei ein solches Geständnis doch einfach blamabel. Wahrscheinlich hätte der Alte ihr halbwegs zugestimmt; denn er war bescheiden, dachte würdig, aber nicht groß von sich; und obgleich er nach Jahrgang und Ausrüstung ein Mitglied des europäischen Heroengeschlechts war, zu welchem Bismarck, Moltke und Wilhelm der Erste, Helmholtz, Wagner, Menzel, Zola, Ibsen und Tolstoi gehörten, so war er doch ganz ohne die feierliche Wesensüberspannung, die Ewigkeitsoptik auf sich selbst, die Großmannssucht, welche das zarte Geschlecht von 1870 entnervt.

Das Wort „drippeln" findet sich schon in einem Brief aus den fünfziger Jahren: „Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend andere, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es drippelt nur so." Und wie hier, so ist überall seine Art, von sich selbst zu sprechen, ohne unsympathische Demut, aber still, schlicht bis zur Resignation und auf den Ton gestimmt, in dem, Dezember 1885, auf der Treppe von Sanssouci der gespenstische Alte am Krückstock sich über den Stand des deutschen Dichters verlauten ließ:

„Und sein Metier?"
„Schriftsteller, Majestät. Ich mache Verse!"
Der König lächelte: „Nun hör' Er, Herr,
Ich will's ihm glauben; keiner ist der Tor,
Sich dieses Zeichens ohne Not zu rühmen,
Dergleichen sagt nur, wer es sagen muß,
Der Spott ist sicher, zweifelhaft das andere.
Poète allemand! . . ."

Die Briefe sagen das irgendwo in Prosa: „Es ist immer dasselbe Lied: wer durchaus Schriftsteller werden muß, der werd' es; er wird schließlich in dem Gefühl, an der ihm einzig passenden Stelle zu stehen, auch seinen Trost, ja, sein Glück finden. Aber wer nicht ganz dafür geboren ist, der

bleibe davon." Das ist ein Stammbuchspruch für junge Leute, die kommen und wissen wollen, ob sie „Talent" haben, für all die vom Schlage des armen Wechsler, der Juli 93 begraben wurde und über den Fontane an Rodenberg schrieb: „Solche Existenzen machen immer einen tragischen Eindruck auf mich, aber die Empfindung ist nicht rein. Es mischt sich soviel anderes mit hinein: ‚Warum blieb der Schöps nicht hinter seinem Ladentisch?' und so weiter. Es klingt hart, besonders aus dem Munde eines, der selber hinter dem Ladentisch gestanden. Und doch hab' ich recht." Der so nüchtern Gesinnte muß, trotz dem „Drippeln", seines Berufes im Innern sehr sicher gewesen sein, da er den Ladentisch der Roseschen Apotheke verließ. Oder hat er's gemacht wie wir alle, die wir, auf Glück oder Untergang, ja, gleichgültig gegen beides, einst irgendeine Art Ladentisch verließen und uns dem Geist und dem Wort ergaben, wie junge Leute früher zum Kalbsfell schwuren, aus Indolenz, Leichtsinn und bürgerlicher Unmöglichkeit? Er wußte jedenfalls, daß, „auch als er schon etwas war, ja, auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tête marschierte," sehr viele über ihn dachten und sprachen wie er über den armen Wechsler.

Sein Leben, sein glanzloses, bedrücktes Leben, ist in den Briefen beiläufig skizziert. „Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mir's dabei mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Notwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnotwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im ganzen genommen, darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen,

Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgesetzt gewesen bin... Daß ich das alles gleichgültig hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andererseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht sehr darunter gelitten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für Tatsächlichkeiten gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt: nach außen hin; in meinem Gemüte nicht." Und dann spricht er von den etablierten Mächten und Tatsächlichkeiten, die es in Preußen, wie überall, gibt und denen er sich unterwarf, auch als sie, sehr spät, ganz gegen das Ende, sich ihm gnädig zu zeigen begannen. Er wird Doktor, er bekommt einen Orden; und er findet: „Man kriegt die Orden für andere... Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung..., so bedeutete mir solche Auszeichnung so gut wie nichts. Angesichts der Tatsache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann etwas gilt, wenn man ‚staatlich approbiert' ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Wert: man wird respektvoller angeguckt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich ‚eingereiht' hat." Goethe hat sich gegen Eckermann ähnlich über Orden und Titel geäußert („sie halten manchen Stoß ab"), und es steckt in diesem schlichten Räsonnement viel deutsche Denkart, viel bismärckischer Realismus und kantische Unterscheidung von reiner und praktischer Vernunft. In seinem Gemüt wußte er sich nicht nur unabhängig von den „etablierten Mächten", sondern hielt es für töricht, mit der Menschheit überhaupt, mit Beifall, Zustimmung, Ehren zu rechnen, als ob damit etwas getan wäre. „Wir müssen," sagt er, „vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem Betätigen unser selbst finden;" und was etwa noch den Reichtum betrifft, so ging

seine Geringschätzung dieses Glücksmittels gelegentlich bis zum Mitleid. „Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen: je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Tun verleidet." Immerhin: sein Verhältnis zum Reichtum großen Stils war Neidlosigkeit, nicht Verachtung, und wenn er für seine Person wohl dem Satze Silvio Pellicos zustimmte, daß jene Lage, die zwischen arm und reich in der Mitte liegt und also die Kenntnis beider Zustände leichter macht, am geeignetsten ist, das Gemüt der Menschen zu bilden, so nötigte doch sein Dichtersinn für Größe ihm, ähnlich wie es bei Heine den Rothschilds gegenüber der Fall war, für großartigen Reichtum ästhetische Bewunderung ab. „Wirklicher Reichtum," schreibt er an seine Tochter, „imponiert mir oder erfreut mich wenigstens, seine Erscheinungsformen sind mir im höchsten Maße sympathisch, und ich lebe gern inmitten von Menschen, die fünftausend Grubenarbeiter beschäftigen, Fabrikstädte gründen und Expeditionen aussenden zur Kolonisierung von Afrika. Große Schiffsreeder, die Flotten bemannen, Tunnel- und Kanalbauer, die Weltteile verbinden, Zeitungsfürsten und Eisenbahnkönige sind meiner Huldigungen sicher. Ich will nichts von ihnen, aber sie schaffen und wirken zu sehen, tut mir wohl; alles Große hat von Jugend auf einen Zauber für mich gehabt, ich unterwerfe mich neidlos." Was er verachtete, war die bourgeoise „Sechserwirtschaft", die sich besser dünkte als seine Armut. „Ein Stück Brot," sagte er, „ist nie Sechserwirtschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und

Baiser-Torte, wenn die Wirtin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrissen zu haben, ist sechserhaft in sich und doppelt durch die Gesinnung, die es begleitet." Man hat ihn einen Philister gescholten; und er selbst hat sich gelegentlich so genannt. Aber er war durchdrungen von der Trivialität alles Mittleren und sah in der Armut, wenn nicht die Bedingung, so doch eine Begünstigung ungebunden schauender Künstlerfreiheit. „Blick' ich zurück," schreibt er 1883 aus Norderney, „so hat mein Leben hier viel Ähnlichkeit mit dem, das ich vor einunddreißig Jahren in London führte. Bewundernd ging ich vom Hyde-Park nach Regents-Park, entzückt stand ich auf Richmond-Hill und sah den may-tree blühen; die Luft, die ich atmete, die Reichtumsbilder, die ich sah, alles tat mir wohl, aber ich ging doch wie ein Fremder oder als ein nicht zu voller und ganzer Teilnahme Berechtigter durch all die Herrlichkeiten hin. Immer bloß Zaungast. Und so ist es hier wieder. Zum Glück balanciert der Himmel alles, und die Blinden sehen mit ihren Fingerspitzen. Die Dinge beobachten, gilt mir beinah mehr, als sie besitzen, und so hat man schließlich seinen Glück- und Freudeertrag wie anscheinend Bevorzugtere."

Dennoch: wie obsolet, wie altfränkisch mutet dies äußerlich kleinbürgerliche und enge Leben in seiner pauveren Loyalität uns Heutige an! Die Zeiten haben sich gewandelt, die Mächte der Gesittung, die man die „destruktiven" nennt, sind in so siegreichem Vormarsch gegen die „etablierten", die Rangstellung der Kunst, die Geltung des Geistes haben sich in dem Grade erhöht, daß eine Unterwürfigkeit wie die Fontanes uns fast kümmerlich dünkt. Was sind uns Orden und Titel? Wer wünscht sie sich, um respektvoller angeguckt zu werden? Das soziale Befinden des Geistesmenschen, des nicht „Eingereihten", hat sich in sichtbarster Weise gebessert. „Keiner ist der Tor, sich dieses Zeichens ohne Not zu rühmen?" In München ward kürzlich ein Hochstapler

gefangen, der sich ins Fremdenbuch eines noblen Hotels als „Schriftsteller“ eingetragen hatte. Wir können nicht mehr verlangen ...

Aber Fontanes Bescheidenheit wurzelte tiefer als im Sozialen, sie war ein Ergebnis jener letzten Künstlerskepsis, die sich gegen Kunst und Künstlertum selber richtet und von der man sagen kann, daß alle Künstleranständigkeit in ihr beruht. Es ist sehr erheiternd, aber doch nicht ohne einen Anflug von Koketterie, wenn er an seinem siebenzigsten Geburtstag die Leute sagen läßt: „Und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studiert,“ — oder wenn er sich weigert, zur Einweihung des Goethe- und Schillerarchivs nach Weimar zu kommen, weil er dort allzusehr Gefahr laufe, mit einem lateinischen „oder selbst griechischen“ Zitat wie mit du auf du angeredet zu werden, wobei er immer das Gefühl habe: „Erde, tu' dich auf!“ Aber es kommt aus seiner Tiefe, wenn er, mit neunundsiebenzig Jahren, an einen Kritiker schreibt: „Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis darauf, daß ich Anderen zu Leibe rücke, mir selbst aber auch. Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhaftes anzusehen: ‚Thou comest in such a questionable shape.‘“ Es hing mit seinem Bürgersinn für Zucht und Ordnung zusammen, mehr aber noch mit jenem redlichen Rationalismus, von dem die Feierlichen, die Priester und Schwindler unter den Künstlern nichts wissen wollen, wenn er die Fragwürdigkeit des Typus Künstler, dieser Kreuzung aus Luzifer und Clown, wie außer ihm vielleicht nur noch Einer empfand. Man beachte die ungeduldige Vehemenz des Ausdrucks in folgender Kritik der Romanfiguren Spielhagens: „Immer die Vorstellung, daß ein Dichter, ein Maler oder überhaupt ein Künstler etwas Besonderes sei, während die ganze

Gesellschaft (und so war es immer) auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die meisten übergelegt werden müßten. Von dieser Regel gibt es nur sehr wenig Ausnahmen, Scott zum Beispiel; aber Byron ist schon wieder entsetzlich. Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und Fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig. Schon die bloßen Redensarten, ‚meine Kunst ist mir heilig‘ (namentlich bei Schauspielerinnen) bringen mich um." Magda Schwarze war damals wohl noch auf dem Konservatorium. Aber klingt die Äußerung nicht genau wie ein Zitat aus der „Fröhlichen Wissenschaft"? Und zu demselben Gedankenkreis gehören die Rubek-Betrachtungen des Sechzigers über den Gegensatz von Kunst und Leben und den Vorrang, die Überlegenheit des ungenialen und liebenswürdigen Lebens. „Ach," schreibt er, „wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die anderen aus der Familie Don Juan und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zugunsten lyrischer Dichtung und zuungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichtertum zuzuschreiben." Und als man ihn nicht versteht, sucht er sich zu erklären: „Es ist eine Lieblingsbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgültigkeit von Kunst, Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persiflierend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen,

denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zufallen. Als junger Mensch dacht' ich gerade entgegengesetzt. Hübschheit war nichts. Talent, Genie war alles."

So ist es in der Ordnung. Das Recht auf Ironisierung des Geistes und der „Literatur" (eine Manier heutzutage, mit welcher von Unbefugten ein widerwärtiger Mißbrauch getrieben wird) will erst erworben sein durch große Leistungen; Künstlerskepsis gegen Kunst und Künstlertum wird ehrenhaft erst, wenn sie mit jener künstlerischen Frömmigkeit, jenem Kunstfleiß verbunden ist, den Fontane, ein echter Nordmensch hierin, beinahe mit dem Genie identifizierte. „Gaben", lautet ein Distichon an Adolf Menzel:

„Gaben, wer hätte sie nicht, — Talente, Spielzeug für Kinder!
Nur der Ernst macht den Mann, nur der Fleiß das Genie."

Und dem entspricht die Briefstelle: „Es gibt heutzutage keine bloßen ‚Talente' mehr. Zum wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas anderes als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazierengegangen als der letztere, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort."

Bildung, Einsicht, Geschmack und Fleiß: man sieht, dieser Nördliche, der vom Märker doch wohl noch mehr hatte als vom Gaskogner, war nicht auf den Rausch, sondern auf Erkenntnis gestellt, auf jenes Wissen ums Ideal, das übrigens den großen Epochen der Dichtkunst eigentümlich ist. Er

zitiert Goethe: „Die Produktion eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntnis.“ Und er fügt hinzu: „Furchtbar richtig. Man kann auch ohne Kritik mal was Gutes schreiben, ja, vielleicht etwas so Gutes, wie man später mit Kritik nie wieder zustande bringt. Das alles soll nicht bestritten werden. Aber das sind dann die ‚Geschenke der Götter‘, die, weil es Göttergeschenke sind, sehr selten kommen. Einmal im Jahr; und das Jahr hat 365 Tage. Für die verbleibenden 364 entscheidet die Kritik, das Maß der Erkenntnis. In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht.“ „Meine ganze Produktion“, gesteht er ein andermal, „ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt. Ein Zufall hat es so gefügt, daß ich diese ganze Novelle mit halber und viertel Kraft geschrieben habe. Dennoch wird ihr das schließlich niemand ansehen.“ Dergleichen Bemerkungen und Bekenntnisse über das eigene Schaffen sind überall in den Briefen zu finden. Sie regen an durch ihre Echtheit, ihre unmittelbare Erlebtheit und gewähren Einblick in die Werkstatt eines geistreichen und leidenschaftlichen Künstlers.

Er spricht da etwa von den kleinen Hilfen und Stützen bei der Produktion, die den Künstler darüber hinwegtäuschen müssen, daß eigentlich alles dem Nichts und der eigenen Brust abzugewinnen ist: „Man braucht das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt, und aus diesem Bewußtsein heraus produziert man dann. Wie oft habe ich schon gehört: ‚Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben.‘ Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Szene.“ Oder er spricht, gelegentlich der nicht verbrannten Briefe, die Effi verraten, vom Trivialen und Gesuchten, wobei er das Triviale mit

Entschiedenheit für das kleinere Übel erklärt. Oder er verwahrt sich auf die lebhafteste und lehrreichste Art gegen stilistische Korrekturen, die ein Redakteur an dem Manuskript von „Ellernklipp" vornehmen zu müssen geglaubt hatte. „Ich opfere Ihnen," so schreibt er, „meine ‚Punktums', aber meine ‚Unds', wo sie massenhaft auftreten, müssen Sie mir lassen. Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern, die für alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also: ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwingt, sondern umgekehrt einer, der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. Und so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind, und dann wieder andere, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den ‚Unds'. Wollt' ich alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Anbequemung und Rücksicht auf den Stoff. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je mehr sancta simplicitas, desto mehr ‚und'. ‚Und' ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren." Die populäre Eindringlichkeit dieser Belehrung, „in Anbequemung und Rücksicht," ist sehr erheiternd. Der Stil der Sache, das den Gegenstand-reden-Lassen war aber eine von Fontanes artistischen Lieblingsideen, und in seiner ausgezeichneten Keller-Kritik kommt er in anspruchsvollerer Weise darauf zurück. Keller, sagt er, sei im Grunde ein Märchenerzähler: er erzähle nicht aus einem bestimmten Jahrhundert, kaum aus einem bestimmten Lande, gewiß nicht aus ständisch gegliederten und deshalb sprachlich verschiedenen Verhältnissen heraus, sondern habe für seine Darstellung eine im wesentlichen

sich gleich bleibende Märchensprache, an der alte und neue Zeit, vornehm und gering gleichmäßig partizipieren. Alles Historische, meint er, komme zu kurz, auch in Geschichten, die sich, wie „Dietegen", keineswegs als Märchen, sondern als historische Sitten- und Zustandsbilder geben. Und der Grund? Es sei der, daß dem Schweizer, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstlertums ungeachtet, eins fehle: Stil. Freilich, was sei Stil? „Versteht man darunter," sagt Fontane, „die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntnis in dem Buffonschen ‚le style c'est l'homme' gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von ‚Stil' ist antiquiert, und an ihre Stelle ist etwa die folgende, mir richtiger erscheinende Definition getreten: ‚Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, das heißt: je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenschaften und Angewöhnungen des Künstlers.' Ist dies richtig (und ich halt' es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit als von Stil sprechen. Er gibt eben all und jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten Ton, der mal paßt und mal nicht paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhol' es, allergrößte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt kein suum cuique, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.' Erbarmungslos überliefert er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton."

Sonderbar! Es ist Fontane persönlich, der hier spricht; aber man überlese etwa die fünf letzten dieser Fontanesätze noch einmal auf ihren Ton und Rhythmus hin (es ist hier nicht vom Inhalt die Rede) und man frage sich, ob man ihnen, so persönlich Fontanisch sie sind, nicht sehr wohl in einem Fontaneschen Romandialog begegnen könnte.

Plaudern nicht Rex und Czako so mit ihrem Freunde Stechlin, wobei man gern die Frage dahinstellt, ob preußische Leutnants je so anmutigen Geistes gewesen sind? Die Wahrheit zu sagen, so trifft der Einwand, den Fontane gegen Keller erhebt, wenn es ein Einwand ist, ihn selber nicht weniger oder kaum weniger als diesen. Auch er hat die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert; und wer möchte es anders wünschen? Der Einwand ist kein Einwand, und Fontanes naturalistisch beeinflußte Stiltheorie ist nicht auf der Höhe seiner Praxis. Zwar trägt jeder Stoff seinen Stil in sich, und der Manierist taugt so wenig wie der Glattschreiber. Aber jene stilistische Mimikry, die einen Schriftsteller befähigt, jede Wendung seines Vortrags mit der Atmosphäre der Welt zu erfüllen, die er darstellt, schließt die Einheit und geprägte Eigenart der stilistischen Persönlichkeit keineswegs aus. Richard Wagner hat, wie jeder Künstler, der diesen Namen verdient, nie zweimal dasselbe gemacht und ist in jedem seiner Werke stilistisch vollkommen ein anderer. Das hindert nicht, daß er an einer einzigen Zeile, einem einzigen Takt aus irgendeinem seiner Werke als ganz er selbst zu erkennen ist. Die Sache ist die, daß der Künstler zwar nicht selber redet, sondern die Dinge reden läßt, daß er sie aber auf seine persönliche Art reden läßt. Und nochmals: wer möchte wünschen, daß Fontane es anders gehalten hätte?

Es ist etwas unbedingt Zauberhaftes um seinen Stil und namentlich um den seiner alten Tage, wie er uns in den Briefen der achtziger und neunziger Jahre wieder entgegentritt. Mir persönlich wenigstens sei das Bekenntnis erlaubt, daß kein Schriftsteller der Vergangenheit oder Gegenwart mir die Sympathie und Dankbarkeit, dies unmittelbare und instinktmäßige Entzücken, diese unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung erweckt, die ich bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogfetzchen von ihm empfinde. Diese bei aller behaglichen Breite so leichte, so lichte Prosa

hat mit ihrer heimlichen Neigung zum Balladesken, ihren zugleich mundgerechten und versmäßigen Abbreviaturen etwas bequem Gehobenes, sie besitzt, bei scheinbarer Lässigkeit, eine Haltung und Behältlichkeit, eine innere Form, wie sie wohl nur nach langer poetischer Übung denkbar ist, sie steht in der Tat der Poesie viel näher, als ihre unfeierliche Anspruchslosigkeit wahrhaben möchte, sie hat poetisches Gewissen, poetische Bedürfnisse, sie ist angesichts der Poesie geschrieben, und wie seine Greisenverse, die doch so konzentriert und vollkommen sind, daß man sie sofort auswendig weiß, stilistisch seiner Prosa immer näherkommen, so ist es das Merkwürdige, daß seine Prosa sich in demselben Maße sublimiert, in welchem sie (Erlaubnis für das Wort!) verbummelt. Man hat ihn oft einen „Causeur" genannt, und er selbst hat es getan. Jedoch die Wahrheit ist, daß er ein Sänger war, auch wenn er zu klönen schien, und sein Causeurtum, das nach „Effi Briest" in einer dichterisch wohl eigentlich bedenklichen Weise überhandnahm, besteht in einer Verflüchtigung des Stofflichen, die bis zu dem Grade geht, daß schließlich fast nichts als ein artistisches Spiel von Ton und Geist übrigbleibt. War das Verfall? Er selbst scheint es dafür gehalten zu haben. „Das Buch," schreibt er über „Poggenpuhls", „ist kein Roman und hat keinen Inhalt. Das ‚Wie' muß für das ‚Was' eintreten, — mir kann nichts Lieberes gesagt werden. Natürlich darf eine Literatur nicht auf dem Geschmack ganz, ganz alter Herren aufgebaut werden. Aber so nebenher geht es." Eine Auffassung, die ihm wohl ansteht, nicht ebensowohl aber uns anderen ziemen würde. Wenn unsere erzählende Literatur etwas mehr von diesem Geschmack eines ganz, ganz alten Herren beeinflußt worden wäre, so hätten wir heute im deutschen Roman mehr Kunst und weniger Philisterei. Und das Bemerkenswerte ist, daß dieser Vergreisungs- und Auflösungsprozeß den Plan der „Likedeeler" zeitigt.

„Ich will einen neuen Roman schreiben," heißt es

am 16. März 1895, „(ob er fertig wird, ist gleichgültig), einen ganz famosen Roman, der von allem abweicht, was ich bisher geschrieben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, obschon manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik ‚Ekkehart' oder ‚Ahnen' zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, indem er eine Aussöhnung sein soll zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei. Den ‚Hosen des Herrn von Bredow' käme diese Mischung am nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die ‚Hosen', wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein Roman als phantastische und groteske Tragödie gedacht ist. Er heißt ‚Die Likedeeler' (Likedealer, Gleichteiler, damalige, denn es spielt Anno 1400, Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh' es dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit lang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben ..." Und dann fragt er nach Schriften, nach Büchern und erklärt seinen Mut selbst zu Archivalischem ...

Wären die „Likedeeler" geschrieben geworden, so besäßen wir heute den historischen Roman von höchstem poetischen Rang, den Frankreich in „Salambô", Belgien im „Ulenspiegel" besitzt. Es sollte nicht sein. War die Zeit noch nicht erfüllt? Mehrmals, bis in den Juli, ist noch von dem Plane, den Studien die Rede. Dann breitet sich Schweigen darüber.

Dies lautlose Versinken einer so neuen und hohen, so klar erschauten Aufgabe, dies stille Absterben einer begeisternden, Unsterblichkeit verheißenden Konzeption gibt zu denken.

Müdigkeit allein ist kein Grund zu solchem Verzicht. Es war ihm ja gleichgültig, ob er fertig wurde. Besorgte er, mit diesem Unternehmen die Beschränkung zu durchbrechen, deren nach seiner Einsicht die Menschennatur, und seine Natur im besonderen, bedurfte, um das Vollmaß ihrer Kraft zur Erscheinung zu bringen? „Wir bedürfen eines kleinen Kreises, um groß zu sein.“ „Wer sich überschätzt, ist klein.“ „Mir würde der Weitsprung nicht gelingen.“ Ruhig und mit Fontanischer Skepsis gesehen: der Likedeeler-Plan war ein Plan des Ehrgeizes, der als solcher erkannt und verworfen wurde. Fontane war lange in der Beschränkung groß, im Bürgerlichen sublim, war lange als Romanschreiber ein heimlicher Sänger gewesen. Ein paar späte Monate träumte er davon, zu scheinen, was er immer gewesen war. Dann schämte er sich wohl seiner Hoffart, fand es wohl gar ridikül, auf einmal die alten Knochen zum Weitsprung zusammenzuraffen, und entsagte schweigend einem Werk, das für ihn etwas weniger Neues und Abweichendes bedeutete, als er anfangs geglaubt hatte. Der Fall ist typischer, als er das Ansehen hat. Anlagen und Bedürfnisse vornehmer Natur, die lange unscheinbaren und bürgerlichen Gegenständen zugute kamen, sie innerlich edel machten und für den Kenner weit über ihre Sphäre erhöhten, sollen schließlich, angewandt auf einen „würdigen“ Stoff, auch blöden Augen sich in ihrem Adel offenbaren. Aber es fehlt der Reiz des Gegensatzes, der gewohnte Zauber der Heimlichkeit fehlt; und ein Werk kommt nicht zustande, das eine Konsequenz sein sollte und das sich in höherem Sinne als überflüssig erweist.

Vielleicht war es gar der Ärger, der die phantastische Prosaballade der Likedeeler konzipierte, der Ärger über das grobe Unverständnis, dem seine Natur bis ans Ende ausgesetzt blieb. „Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt

und bildet meine eigenste südfranzösische Natur. Und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Ladestock im Rücken. O du himmlischer Vater!" War Fontane ein Romantiker? Sein Besuch in Bayreuth, 1889, mißlingt vollkommen. Nur aus physischen Gründen: gegen Ende der „Ouvertüre" wird ihm schlecht und er gibt Fersengeld. Aber man darf glauben, daß ihm nicht schlecht geworden wäre, wenn der „Parsifal" ihm etwas zu sagen gehabt hätte, und die amüsante Art, in der er von der „Strapaze" erzählt, macht deutlich, daß Tempelkunst und heiliges Theater sein Fall nicht war. War er ein Romantiker? Im deutschen Sinne gewiß nicht. Seine Romantik ist romanischer Herkunft, eine Cyrano de Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. Auch schauerliche Motive, auch Tower und Richtblock, als Sühne für heiße Verfehlungen, kommen darin vor. Aber ihr Grundwesen ist Rationalismus, ist heiterer Geist und freie Sinnlichkeit, und was vollkommen fehlt, ist das ahndevoll Musikalische, das brünstig Metaphysische, die trübe Tiefe. Was fehlt, ist ferner, bei aller Lust am Historischen, der reaktionäre Zug, der Haß gegen „diese Zeit". Eine tapfere Modernität zeichnete Theodor Fontane aus, wie heute etwa Richard Dehmel sie vertritt.

Es gehört zu den Widersprüchen dieses ungebundenen und auf nichts eingeschworenen Geistes, der alle Dinge in seinem Leben von mindestens zwei Seiten gesehen hat, wenn er sich eines Tages mit erstaunlicher Entschiedenheit gegen das preußische Deutschland erklärt und Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar die Plätze nennt, daran man sich erfreuen könne. Bezeichnender für ihn ist sicher die Briefstelle, wo er von dem berlinischen, residenzlichen, großstädtischen Publikum spricht, das ihm wichtiger und sympathischer sei als die marlittgesäugte Strickstrumpfmadame in Sachsen und Thüringen; oder die andere, wo von Sittlichkeit die Rede ist und, wie bei Nietzsche „Wartburg" und „höhere

Tochter", der „kleine sächsisch-thüringische Stil" und seine moralische Krähwinkelei verspottet wird.

Damals ist er siebenzig, und er wird immer jünger. Die „Revolution der Literatur" findet ihn auf der Höhe, und er dichtet den heiteren Spruch von den Alten, deren larmoyanten Unentbehrlichkeitsdünkel er nicht versteht, und von den Jungen, die den Tag und die Stunde haben, die die Szene beherrschen und die nun „dran" sind. Um das Jahr 80 fallen, wie es sich gehört, aufsässige Bemerkungen gegen die Klassiker. „Denn wir nehmen unsern Klassikern gegenüber eine höchst befangene Stellung ein, wenn auch nur darin, daß wir auch aus dem Langweiligen und Mittelmäßigen durchaus etwas machen wollen und literarisch ebensogut ‚Idolatrie' treiben wie politisch." Selbst gegen Schiller, der doch bis dahin „Nummer Eins" war, kann man ihn einen Augenblick in Ausfallstellung sehen. Der Halbfremde erkennt das Schillertum als etwas Halbfremdes im Vergleich mit dem nationalen und volkstümlichen Geist Bürgers. Das Epigonentum gar, alles, „was zwischen Dreißig und Siebenzig geschrieben wurde", „ist mausetot". „Die Schönrednerei kommt nicht wieder auf." Und während freilich die kleinen Schreier und Tumultuanten ihm verdrießlich sind, begrüßt der Fünfundsiebenzigjährige Hauptmanns „Weber" als „vorzüglich", „epochemachend", „ein Prachtstück der deutschen Literatur".

Unter seinen Bemerkungen über große moderne Erscheinungen ist wundervoll Fontanisch die über Strindberg. Mehr als ein Instinkt in ihm, sein Sinn für Diskretion, Takt, Sauberkeit, Liebenswürdigkeit und bürgerlichen Anstand, mußte gegen dies unsympathische Genie revoltieren wie gegen den unseligen Stauffer, von dem er sagt: „Solche Genies sollten gar nicht existieren, und wenn das Genietum so was fordert, so bin ich für Leineweber." Die „Beichte eines Toren" entlockt ihm zunächst den Satz: „Wer solch Buch schreiben, aus Rache schreiben kann, ist natürlich ein

Schofelinski." Allein sofort fügt er hinzu: „Es bleibt aber andrerseits wahr, daß man die wichtigsten Aufschlüsse, Bekenntnisse, Handlungen immer oder doch fast immer den fragwürdigsten Personen zu verdanken hat. Revolutionen gehen zum großen Teil von Gesindel, Va banque-Spielern oder Verrückten aus; und was wären wir ohne Revolutionen!" Man höre den Philister, den stocksteifen Ordnungsmann! Er fragt rhetorisch, was wir ohne Revolutionen wären! Und das ist nicht nur eine Laune. Am Stoff der Likedeeler reizt ihn „die sozialdemokratische Modernität". An seinen englischen Freund James Morris schreibt der Mann der märkischen Gedichte, der märkischen Geschichte wörtlich: „Alles Interesse ruht beim vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus sind altbacken, immer dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stande an. Man würde das sagen, auch wenn es sich bloß erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht. Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt. Alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege." Das stammt aus dem Jahr 96. Achtzehn Jahre früher hatte er an seine Frau geschrieben: „Massen sind immer nur durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten worden, und der Versuch, es ohne diese großen Weltprofosse leisten zu wollen, ist als gescheitert anzusehen. Man dachte, in ‚Bildung' den Ersatz gefunden zu haben, und glorifizierte den ‚Schulzwang' und die ‚Militärpflicht'. Jetzt haben wir den Salat. In beiden hat sich der Staat, ja, mehr denn das, die ‚Gesellschaft', eine Rute aufgebunden: der Schulzwang hat alle Welt lesen gelehrt und mit dem Halbbildungsdünkel den letzten Rest von Autorität begraben; die Militärpflicht hat jeden schießen gelehrt und die wüste Masse zu Arbeiterbataillonen organisiert."

Diese Einsicht, heute zum Gemeinplatz geworden, war das Erlebnis der siebenziger Jahre, und die Briefstelle erinnert, wie manche andere, an Nietzsche, der höhnisch fragte: „Mit einem Worte: was will man? Will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sich Herren erzieht." Zwischen dieser Anschauungsweise und dem unbedingten Enthusiasmus des alten Fontane für den „vierten Stand" liegt gewiß eine Entwicklung, liegt das Bewußtwerden seiner Modernität, sein wundervolles Hineinwachsen in Jugend und Zukunft. Aber ebenso gewiß ist, daß er der Mann war, in dem beide Anschauungen, die konservative und die revolutionäre, nebeneinander bestehen konnten; denn seine politische Psyche war künstlerisch kompliziert, war in einem sublimen Sinn unzuverlässig; und ganz im Grunde hat er sich kaum gewundert, daß an seinem „Fünfundsiebenzigsten" nicht die Stechow, Bredow und Rochow, sondern der andere, der seelisch fragwürdige, der „fast schon prähistorische" Adel zu ihm kam.

Diese Kompliziertheit war mehr als der „mangelnde Sinn für Feierlichkeit" (der aber vielleicht dasselbe ist) daran schuld, daß Fontane „es nicht weit brachte", daß der Dichter des Alten Derfflinger, des Alten Dessauer, des Alten Zieten und der Berliner Einzugscarmina nicht offiziell, nicht Adlerritter und Hofgänger werden konnte, wie Adolf Menzel. Unstreitig fällt beim bildenden Künstler, beim hohen Handwerker das Geistige und Problematische mehr als beim Schriftsteller mit dem Technischen zusammen; nichts hindert in seinem Falle die Herrschenden, das Stoffliche für die Gesinnung zu nehmen, und nichts hindert ihn, den geistig Stummen, Harmlosen und Unverantwortlichen, sich ihre Ordensmäntel und Adelstitel mit guter Miene gefallen zu lassen. Ein großer Maler kann offiziell werden, ein großer Schriftsteller niemals. Denn alles, worin der Rang, Reiz und Wert seiner Persönlichkeit beruht, die geistige Nuance, die artikulierte Problematik, die verantwortungsvolle

Ungebundenheit, muß ihn in den Augen der Herrschenden als gesinnungsuntüchtig und verdächtig erscheinen lassen. Vom amtlichen Preußen ist nicht zu verlangen, daß es den patriotischen Sänger für voll nimmt, der eines Tages den Borussismus für die niedrigste aller je dagewesenen Kulturformen erklärt.

Verantwortungsvolle Ungebundenheit: vielleicht hätte er sich das Wort zur Bezeichnung seines politischen Verhältnisses gefallen lassen. Im Jahre 87 soll er wählen. „Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen ‚Eilenden' an die Wahlurne zitieren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so kompliziert, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann." Im Jahre 90 ist er frivoler: „Und nun breche ich auf, um nach vielen, vielen Jahren zum ersten Male wieder einen Stimmzettel in die Urne zu tun; welchen? Ich habe es in meiner Verlegenheit durch Knöpfeabzählen festgestellt. Nur der, der nichts weiß, weiß es ganz bestimmt ..."

Ein unsicherer Kantonist. Hat er nicht als Theaterkritiker einmal gestanden, eigentlich könne er immer geradeso gut das Gegenteil sagen? Er liebt den Adel „menschlich und novellistisch", aber politisch ist er ihm „doch zu sehr gegen den Strich"; und er hat sich gewöhnen müssen, seine „schließlich als Untergrund immer noch verhandene Adelsvorliebe mit Soupçon behandelt zu sehen", weil er das Lied allzusehr „nach seiner Fasson und nicht nach einem ihm vorgelegten Notenblatt blase". Er liebt die Juden, „zieht sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor" und hat „auch unserm von mir aufrichtig geliebten Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird." Aber von den Juden regiert sein will er nicht, ist überhaupt nicht liberal und äußert sich aus dem patriarchalischen Idyll Neubrandenburgs höchst wegwerfend über „Freiheitsparagraphen". Man hält den „Wanderer" wohl für einen

Verherrlicher der Mark? Er bedankt sich. „Ich habe sagen wollen und wirklich gesagt: ‚Kinder, so schlimm, wie ihr es macht, ist es nicht; und dazu war ich berechtigt; aber es ist Torheit, aus diesen Büchern herauslesen zu wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht.“ Damit ist freilich, trotz Goßler und der „Einreihung“, amtlich nichts anzufangen. Aber zuletzt ist auch dies nur die Reserve eines Augenblicks, eine Distanzierung der zarten Persönlichkeit von dem unholden Stoff. Was die „Wanderungen“ eigentlich besagen wollen, ist an einer anderen Briefstelle in starken Worten ausgedrückt: Kritisch, heißt es dort, müsse hervorgehoben werden, „wie man nicht bloß Mark und Märker daraus kennen, sondern auch, aller Ruppigkeit und Unausstehlichkeit unbeschadet, unter der Vorführung dieser Pflichttrampel und Dienstknüppel einsehen lernt, daß diese letzte Nummer Deutschlands berufen war, seine erste zu werden.“ Das ist die Selbstentäußerung des Schönheitsmenschen, die sich willig darein findet, daß im Staatenleben nicht Verfeinerung und musische Anmut, sondern Tüchtigkeit und rauhe Zucht die Träger historischer Sendung sind.

Er hat Bismarck mehrmals besungen; in den Briefen spricht er von ihm; und ich weiß nicht, woraus, ob aus Sang oder Wort, man mehr über Bismarck sowohl wie über Fontane erfährt. Die Gestalt des deutschen Kanzlers ist hier mit einem skeptischen, ja, gehässigen Psychologenauge gesehen: sehr groß und sehr fragwürdig. Das Recht auf Zweifel erkennt der Alte den Jungen freilich nicht zu. „Die Studenten,“ schreibt er am Bismarcktag des Jahres 95, „müssen begeistert sein; das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Für alte Knöppe liegt es anders oder wenigstens komplizierter. Diese Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer, von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt

eine reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen ..."
Er war zu loyal, um der Legitimität gegenüber die Partei des Genies ergreifen zu können: „Ich stehe in der ganzen Geschichte von Anfang an auf Kaisers Seite ... Bismarck ist der größte Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein ‚Prinzip' hat ihn schließlich gestürzt, besiegt, dasselbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er nie gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königtums (eine wohlverdiente Macht) war stärker als sein Genie und seine Mogelei. Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weitergeht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätsträne. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vorteilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch." Und er war nicht Pessimist und Zyniker genug, war, um mit Montaigne zu unterscheiden, in seinem Herzen zu sehr für das „Ehrenhafte" gegen das „Nützliche", um dem Machiavellismus des Reichsgründers unbedingt zujubeln zu können. „Er ist die denkbar interessanteste Figur. Ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dies vollendete Schlaubergertum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andere Helden blicken." — Auf welchen wohl? — Mythos und Psychologie: Das sind zwei Dinge; und wo sie in ein und derselben Brust beieinander wohnen, wo Sänger- und Schriftstellertum sich paaren, da kommt es äußerlich zu Widersprüchen. Die Bewunderung, die der psychologische Schriftsteller der Größe zollt, ist nicht studentenhaft „rein und hell"; er blickt auf den Helden nicht, um sich „erheben" zu lassen. Der Held ist ihm „die denkbar interessanteste Figur"; aber vom Interesse, diesem

eigentlichen Schriftsteller- und Psychologenaffekt, ist nicht weit mehr zu allen Naturalismen, Bosheiten und Ironien der Erkenntnis. Aus Briefstellen, wie der angeführten, redet der skeptische Psycholog über einen noch lebenden Helden. Bismarcks Tod ließ Fontane vor diesem letzten Ausbruch großen Deutschtums den mythisch-ehrfürchtigen, den großen Stil der Anschauung wiedergewinnen, zu dem er drei knappe Jahre früher nur die Jugend hatte verpflichten wollen, und er sang:

„Widukind lädt ihn zu sich ein:
Im Sachsenwald soll er begraben sein."

Der Dichter ist konservativ als Schützer des Mythos. Psychologie aber ist das schärfste Minierwerkzeug demokratischer Aufklärung. In den späten Briefen Fontanes, des Verherrlichers kriegerischen Preußenadels — in seinen Briefen, d. h. außerhalb seiner Produktion — findet man Kundgebungen stark revolutionären und demokratischen Gepräges, pazifistisch-antimilitaristische Äußerungen, die nicht nur als wohlwollende und verjüngungsbereite Anpassung an die literarisch-revolutionäre Zeitstimmung von 1880 zu verstehen sind, sondern durchaus auch seinem eigenen Wesen, dem, was rationalistisch-humanitäres 18. Jahrhundert (und 20. Jahrhundert?) in ihm war, zugehörten und den „Soupçon" nachträglich in hohem Grade rechtfertigten, mit dem er seine „als Untergrund immer noch vorhandene Adelsvorliebe" behandelt sehen mußte. Geister wie er müssen in ihrem politischen Verhalten kompliziert und unzuverlässig erscheinen, denn die Widersprüche, zu denen die Tagesdebatte sie drängt, finden ihre Aussöhnung und Auflösung erst in der Zukunft.

Das Schauspiel, das der alte Fontane bietet, dies Schauspiel einer Vergreisung, die künstlerisch, geistig, menschlich eine Verjüngung ist, einer zweiten und eigentlichen Jugend und Reife im hohen Alter, besitzt in der Geistesgeschichte

nicht leicht ein Gegenstück. „Ich bin mit den Jahren jünger geworden," schrieb der achtundzwanzigjährige Jüngling an einen Freund, „und die Lebenslust, die eigentlich ein Erbteil der Jugend ist, scheint in mir zu wachsen, je länger der abgewickelte Faden wird." Das ist eine frühe Erkenntnis seiner vitalen Eigenart. Er war geboren, um der „alte Fontane" zu werden, der leben wird; die ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens waren, beinahe bewußt, nur eine Vorbereitung auf die zwei späten, gütevoll skeptisch im wachsenden Schatten des letzten Rätsels verbrachten; und sein Leben scheint zu lehren, daß erst Todesreife wahre Lebensreife ist. Immer freier, immer weiser reifte diese seltene und liebenswürdige Natur dem Empfange der letzten Antwort entgegen; und im Nachlaß des Verewigten fand man den schönen Spruch:

„Leben; wohl dem, dem es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot,
Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, das es sendet,
Ist der Ausgang, ist der Tod."

Thomas Mann.

Emilie Fontane

Die Frage, wie die Gattin eines Dichters beschaffen sein muß, um seinem Genius nicht im Wege zu sein, sondern ihn wenn möglich zu fördern, wird immer individuell beantwortet werden müssen. Theodor Fontane, dem ein dornenvoller, von mancherlei Enttäuschungen und Demütigungen getrübter Lebenslauf beschieden war und dem erst im hohen Alter das langersehnte Glück des Erfolges lächelte, er bedurfte einer besonders gearteten Gefährtin. Und sie war ihm zuteil geworden. Zunächst war sie, was für ihn besonders wichtig war, kein Dutzendmensch, sondern von besonderem Schlag. In ihren Adern rollte südfranzösisches Blut. Ihr Großvater, ein gescheiterter französischer Theologe, war nach dem Siebenjährigen Kriege nach Potsdam verschlagen und unter die Gardisten Friedrichs des Großen eingereiht worden. Er endete als Kämmerer der Stadt Beeskow. So war es wohl ein Erbteil der Rasse, wenn Emilie Fontane eine Beweglichkeit des Geistes eigen war, die gegen die Reize der Welt ebenso rasch wie kräftig reagierte, und wenn sie an allen Vorgängen des Lebens den regsten Anteil nahm. Ihr Hauptinteresse galt der Literatur, insbesondere dem Theater, das sie bis in ihr hohes Alter leidenschaftlich gern besuchte. Da nun, was sie erfuhr und erlebte, auf einen individuellen Grund fiel, so erhielt es, wenn es widerklang, persönliche Färbung. Nach dem Zeugnis dessen, der sie am besten kannte, ihres Mannes, war sie witzig und geistvoll, hatte brillante Einfälle und war scharfsinnig im Erkennen der Menschen, besonders im Erkennen ihrer Schwächen, ihrer Eitelkeiten und Lächerlichkeiten. Mit ihrem lebhaften Temperament verband sich eine durch keine ängstlichen Bedenken gehemmte Schlagfertigkeit. Sie hatte den Mut ihrer

Meinung. Und endlich war ihr auch jene Eigenschaft zuteil geworden, die Theodor Fontane nach einer gelegentlichen Äußerung an der Frau am höchsten schätzte: Kaprize. Kurz, es waren in ihr alle Momente vorhanden zu dem, wofür der Deutsche keinen eigenen Namen hat, weil es bei ihm nicht heimisch und nur gelegentlich zu Gaste ist: zum Esprit. Wie aber erst die Mischung heterogener Eigenschaften einen Charakter interessant macht, so kam in Frau Emiliens Wesen zu den vielen sie über die Alltäglichkeit erhebenden Zügen noch ein Schuß Philisterhaftigkeit hinzu. „Du hast," schrieb ihr einmal ihr Gatte in einem jener an drastischen Beobachtungen und entzückenden Wendungen so reichen Briefe an die Familie, „Du hast en détail einen sehr feinen künstlerischen Sinn, aber Du bist allerdings eine konventionelle Natur." Köstlich drückt er diesen Gegensatz in der Natur seiner Frau ein andermal aus. Eine Französin, namens Desteuque, hatte sie madame la plus gracieuse physiquement et moralement genannt. Mit dieser Anrede beginnt Fontane einen Brief an sie und fährt dann fort: „Ich will mit der Liebeserklärung beginnen, daß die Desteuque beinah recht hat. Du bist nicht nur Deiner tatsächlichen Abstammung, sondern auch Deinem ganzen Menschen nach halb aus Beeskow und halb aus Toulouse. Hast Du Deinen Toulouser Tag, so hat die Desteuque vollkommen recht. Hast Du Deinen Beeskower, so hapert es. Ich bin Dir aber das Zeugnis schuldig, daß, wenn nicht kleine Verhältnisse Dich niederdrücken, der Toulouser Tag vorherrscht. Am toulousesten bist Du, wenn gut Wetter im Kalender steht, in Deinem eigenen Hause. Unter Fremden, wenn sie fein, klug und vornehm sind, bist Du mehr oder weniger befangen. Und wenn sie trivial sind, gehst Du sofort auf ihre Trivialitäten ein und wirst kleinstädtisch und spießbürgerlich."

Man kann sich denken, daß eine so geartete Persönlichkeit für Fontane, der als Menschenbeobachter unablässig auf der Suche war, eine fortdauernde Quelle des Studiums war

und eine stete Anregerin von Gedanken über das schwierige und unerschöpfliche, von ihm immer wieder in Angriff genommene Kapitel über die Frau. In manchen bisher nicht veröffentlichten Skizzen und Entwürfen, die sich in seinem Nachlaß finden und die beweisen, mit welch unsäglicher Mühe der anscheinend mit so gefälliger Leichtigkeit schaffende Künstler sich das Handwerk des Epikers aneignete, in einigen dieser Studien hat er ihr Bild festgehalten. So erinnere ich mich eines Stückes, eines Dialoges zwischen Mann und Frau des Morgens beim Kaffee, in dem der weibliche Part unverkennbar ihre Züge trägt. Daß sie freilich in einer seiner Novellen oder einem der Romane zu einer Gestalt Modell gesessen hätte, wie seine geistvolle Tochter Martha, die als Corinna in dem prächtigen Roman „Frau Jenny Treibel" fortlebt, wüßte ich nicht zu sagen. Doch hat er ihr unverhüllt ein literarisches Denkmal gesetzt. In den Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig" spricht er von ihr als Kind und Braut und läßt bei der Gelegenheit den Blick auch auf die spätere Zeit und ihr Zusammenleben fallen. Er rühmt sie dabei und preist das Glück, das ihm das Schicksal mit der Wahl dieser Gattin zuteil werden ließ, als sein größtes. Allein er versagt es sich doch auch nicht, eine Schwäche ihrer Individualität hervorzuheben. Er wirft ihr das Erbübel der Frau, den Mangel an Logik, vor und erhärtet die Behauptung durch die Erzählung eines drastischen Vorkommnisses. Als Kavalier und Mann der Galanterie weiß er freilich mit jener schelmischen, echt Fontaneschen Ironie den Fehler in eine Tugend zu verwandeln, indem er in geistreicher Paradoxie das Unlogische „nicht als eine niedrigere, sondern umgekehrt als eine höhere Form der Unterhaltung" hinstellt.

Bei dieser Gelegenheit spricht er aber auch mit der tiefen Dankbarkeit des glücklichen Gatten aus, was ihm die Gefährtin des Lebens war, und so wie er sie hier schildert, wird sie in der Literaturgeschichte fortleben: als die

musterhafte Gattin eines Dichters. In einem schönen Sinnbild läßt er seine Mutter das Entscheidende darüber sagen. Sie war mit der Wahl des Sohnes zunächst nicht einverstanden, da sie, von der Not des Lebens gebeugt, etwas äußerlich Glanzvolles für ihn wünschte. Aber als sie die junge Braut kennengelernt hatte, sagte sie zu ihm: „Du hast Glück gehabt; sie hat genau die Eigenschaften, die für dich passen." Und wirklich wurde Frau Emilie dem Dichter Stütze und Helferin. Zunächst wirtschaftlich. In einem Gedicht „Der echte Dichter" (Wie man ihn früher sich dachte) hat Fontane über den alten Typus des Lyrikers weidlich gespottet, der mit einer Köchin beweibt ist, ungekämmt und ungewaschen einherzieht und dessen eigenste Welt der Himmel und ein Zigeunerzelt ist. Gleichwohl steckte in ihm selbst etwas von dem Poeten vom alten Stil. Er war im ganzen weltfremd und wußte sich in das praktische Leben nur so ungefähr zu fügen. Mit Geld verstand er nicht umzugehen, wie er denn nie mehr als ein paar Groschen bei sich trug. So ließ sich die Frau die geschäftliche Seite des Daseins ganz allein angelegen sein. Sie verwaltete die Einnahmen, sie besorgte die Ausgaben. Hierin das Gleichgewicht herzustellen, war bei dem geringen Ertrage, der aus der Fontaneschen Produktion bis zum Eintritt des Greisenalters floß und bei den großen Bedürfnissen seiner zahlreichen Familie nicht leicht, zumal er ein wenig verwöhnt war und auf einen guten Tisch hielt. Sie ließ es ihm gleichwohl nie daran fehlen und hat, oft unter persönlichen Entbehrungen, für sein leibliches Wohl aufs beste gesorgt. In seinen Erinnerungen spricht er sich über diesen heiklen Punkt mit feiner Diskretion aus, indem er das Persönliche zwischen die Zeilen steckt und durch eine allgemeine Betrachtung durchschimmern läßt. „Sie war vor allem," sagt er, „auch eine Haushälterin von jener nicht genug zu preisenden Art, die Sparsamkeit mit Ordnungssinn und Helfefreudigkeit verbindet. Eine richtige Sparsamkeit vergißt nie, daß nicht immer gespart werden

kann. Wer immer sparen will, der ist verloren, auch moralisch."

Allein sie wäre nicht die würdige Gattin eines Theodor Fontane gewesen, wenn sie nur wirtschaftliche Talente besessen hätte. Sie war auch seine geistige Genossin, mit der er tiefste Kunstfragen erörterte. Ja, sie war geradezu seine Mitarbeiterin. Er selbst berichtet, daß sie ihm alle Bücher und alle Zeitungen vorgelesen und alle seine von Korrekturen und Einschiebseln starrenden Manuskripte abgeschrieben habe. Das waren, seine dicken Kriegsbücher mit eingerechnet, gute vierzig Bände. Wer Fontanesche Manuskripte je gesehen hat, weiß, was es heißt, sie reinlich zu kopieren und druckfertig herzustellen. Daß sie bei dieser Fronarbeit auch wohl seufzte, wird man begreiflich finden. Und wenn Papa Fontane einmal seiner abwesenden lieben Meta über die Lage im Hause schmunzelnd beichtet: „Mathilde scheuert und wird wohl am Pfingsttage selbst irgendwo einregnen. Ich bleibe zu Haus und arbeite, und Mama schreibt meinen letzten Aufsatz ab unter der bekannten Betrachtung: ist das ein Leben, ist das ein Pfingstfest. Ich lächle und finde es nicht so schlimm", wenn er sich so äußert, so wird man darin nicht mehr als eine vorübergehende Regung von Undankbarkeit erblicken. Indem er in den Lebenserinnerungen der Welt von der Mitwirkung der Gattin an seiner schriftstellerischen Betätigung Kunde gab, huldigte er ihr nicht bloß, sondern bekannte genugsam, wie tief er sich ihr dafür verpflichtet fühlte.

Diese Mitwirkung beschränkte sich jedoch keineswegs auf die mechanische Arbeit des Abschreibens. Frau Emilie besaß ein zu starkes Naturell, um einer Vorlage sklavisch zu folgen. Sicherlich hat sie es an kräftiger Kritik gegenüber den Werken des Gatten nicht fehlen lassen. Dafür bürgt schon der Widerspruchsgeist, der ihr wie so vielen phantasievollen Frauen bis zur Streitlust eigen war. Es ist uns aber auch bezeugt, daß sie beispielsweise an der historischen Novelle

„Schach von Wuthenow", ebenso am „Grafen Petöfy" Ausstellungen machte, die ihr Gatte eingehend widerlegte. Ja, in einem Falle kam sie ihm geradezu zu Hilfe. Es handelt sich um die Berliner Geschichte „Stine", bei der es noch mit der Hauptgestalt haperte. Als eben der Abdruck der Novelle bevorstand, schrieb Fontane an Paul Schlenther: „Den Charakter Stines werde ich noch — so gut so was nachträglich geht — zu motivieren suchen. Meine Frau hat mir einen guten Rat gegeben, ein Einschiebsel von nur drei Zeilen, das aber doch erheblich helfen wird."

Ist es schon für jeden Künstler ein Glück, jemanden zur Seite zu haben, der ihm, wenn nicht die Träume deutet, so den Spuren seines Genius zu folgen vermag, so war das für Fontane besonders wichtig. Bis ins hohe Alter litt er schwer unter dem, was er einmal die Freundschaftskritik nennt, die Tag um Tag geübte, stille Negation der nächsten Umgebung. Gerade seine alten Gefährten, die Tunnelgenossen und Rütlibrüder, haben, wie er noch im Jahre 1884 klagt, immer nur gezweifelt und gelächelt. „Gott," fügt er hinzu, „und in der Regel was für Nummern!" Bei der Gelegenheit bekennt er jedoch ausdrücklich, daß sie merkwürdigerweise stets an ihn geglaubt habe.

Man sieht, wie prophetisch jenes Wort der Mutter war: „Du hast Glück gehabt; sie hat genau die Eigenschaften, die für dich passen." Gleichwohl hat es, was bei zwei so eigenartigen Naturen nicht wundernehmen kann, in dem langen Zusammenleben nicht an Differenzen gefehlt. Dies war schon unvermeidlich, weil, wie es Fontane einmal ausdrückt, ihre nervösen Organismen sich sehr ähnlich sahen. Beide besaßen jene künstlerisch angelegten Menschen so oft eigene zarte Körperbeschaffenheit, die ewigen Anfällen ausgesetzt ist und sich in allerlei Reizbarkeiten äußert. Dazu nun die fast vierzig Jahre hindurch so schwierigen Lebensverhältnisse! Und da sie gewohnt waren, nicht aneinander vorbei zu existieren, sondern in inniger Gemeinschaft den Pfad des

Lebens wandelten, so mußten die Geister auch wohl aufeinanderplatzen. Kam es zu Mißhelligkeiten, so fand sich im allgemeinen Fontanes überlegener Humor lächelnd damit ab. „Ich bin," schrieb er ihr einmal, als er wieder Abrechnung mit ihr hielt und ihr vorwarf, es fehle ihr der Sinn für exakte Beobachtung des Tatsächlichen, den er sich selbst in hohem Grade zuschrieb, „ich bin vielfach nicht gut dabei gefahren, aber vielfach auch sehr gut, und so mag sich's balancieren." Im Alter hielt er sich dadurch schadlos, daß er die Schwächen der Gattin mit der Tochter, zuweilen mit bedenklicher Offenheit, besprach. Einmal aber, nach 26jähriger Ehe, kam es zu einem ernsten, langdauernden Zwist. Im März 1876 war Fontane zum Ersten Sekretär der Akademie der Künste ernannt worden. Damit war ihm endlich eine äußere Lebenssicherheit geboten, und man kann sich denken, wie glücklich Frau Emilie war in der Hoffnung, von nun an der wirtschaftlichen Sorgen enthoben zu sein. Allein die Freude war von kurzem Bestand. Schon nach zwei Monaten bat Fontane, dem die Tätigkeit aufs äußerste mißfiel und der in der untergeordneten Stellung wohl auch persönliche Demütigungen erfuhr, um seine Entlassung, die ihm im August gewährt wurde. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß mit dem Amt das Schriftstellertum, wie er es auffaßte, unvereinbar sei, und bei der Alternative: sicheres Brot oder sorgenvoller, aber freier künstlerischer Beruf, entschied er sich für das zweite. Für diesen Heroismus hatte jedoch Frau Emilie zunächst kein Verständnis, sondern war über seinen Verzicht auf die feste Existenz aufs äußerste betroffen. Sie ließ es nicht an harten Vorwürfen fehlen, und wenig erfreuliche Zustände traten im Hause ein. Es gab scharfe Auseinandersetzungen, von denen die Briefe widerhallen. Am ergreifendsten sind Fontanes Äußerungen gegenüber Mathilde v. Rohr. Bitter beklagte er sich bei ihr über die Gattin, doch nicht ohne die ihm eigene Gabe, die Gegensätze abzuwägen. „Ich habe," schreibt er ihr,

„furchtbare Zeiten durchgemacht, namentlich in meinem Hause. Meine Frau ist tief unglücklich, und von ihrem Standpunkt aus hat sie recht." Einige Zeit später heißt es schärfer: „So leid sie mir tut, so muß ich doch sagen: sie hat sich in dieser Angelegenheit nicht so benommen, wie sie gesollt hätte." Und einige Wochen darauf wieder milder: „Meine Frau, die große Meriten hat und in vielen Stücken vorzüglich zu mir paßt, hat nicht die Gabe des stillen Tragens, des Trostes, der Hoffnung." Am 1. November ist der unglückselige Streit noch immer nicht ausgeglichen. Erst am 30. berichtet Fontane: „In meinem Hause sieht es etwas besser aus. Die Stimmung meiner Frau klärt sich auf; das Gewölk verzieht sich." Und endlich, aber erst im März 1877, kann er melden: „Meine Frau hat das vorige Jahr insoweit verwunden, daß sie mir keine Vorwürfe mehr macht, ja sogar in rührender Weise einräumt, ich hätte meiner ganzen Natur nach nicht anders handeln können. So ist denn der Friede, Gott sei Dank, wieder da."

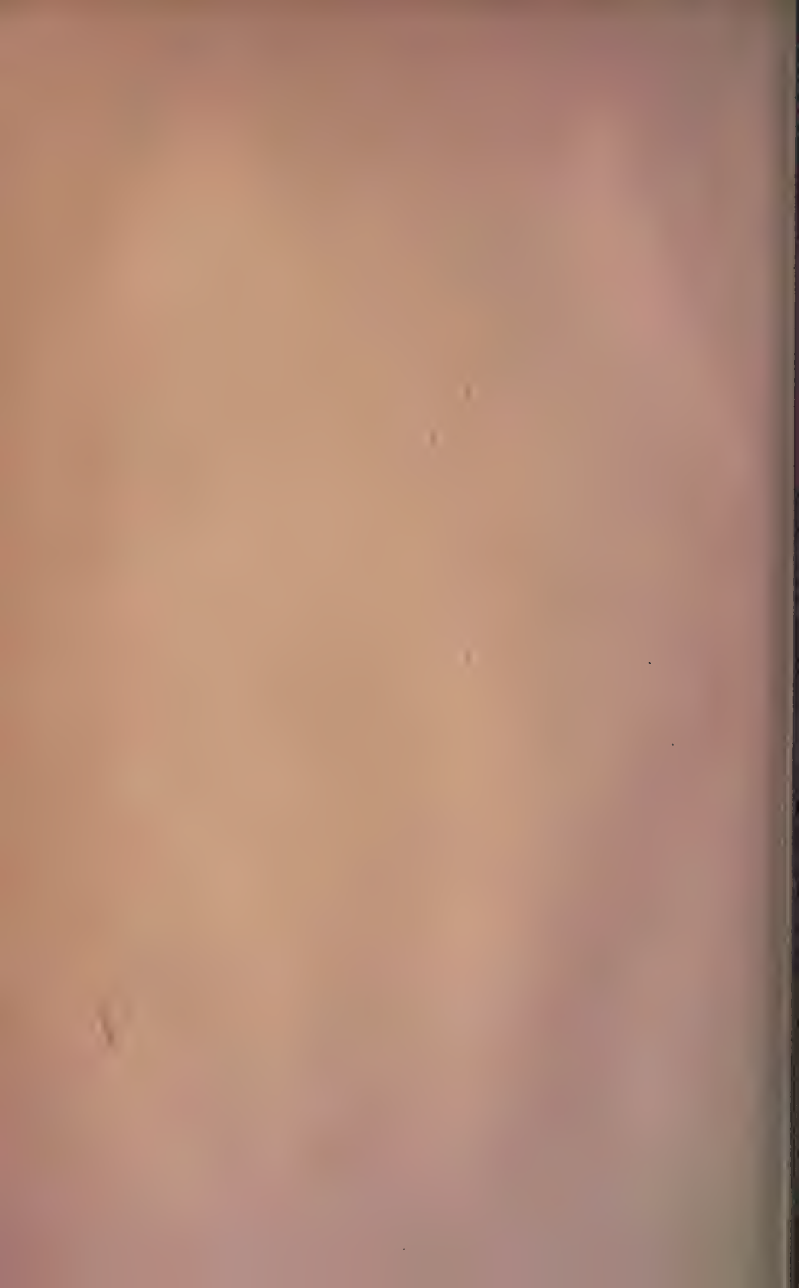
Also hatte doch in Frau Emilie der Glaube an ihn gesiegt. Und das war das Entscheidende: wieder zeigte sich, daß sie von seinem künstlerischen Beruf unerschütterlich überzeugt war, zu einer Zeit, als seine Freunde noch immer daran zweifelten. Etwa zehn Jahre später wurde dieses Vertrauen dann auch von der Welt bestätigt. Nach fast vierzigjährigem Ringen war Theodor Fontane als Dichter endlich anerkannt. Sie war beglückt von diesem Umschwung und stolz darauf, daß sie sich in ihrer Zuversicht zu seinem Genius nicht getäuscht hatte.

Die schöne, große und schwere Aufgabe, die das Schicksal ihr gestellt hatte, indem es sie an eine Schriftstellerexistenz band, die sich lange Zeit nach einem Worte Fontanes am Abgrund hin bewegte, sie hat sie trefflich gelöst. Ihr gutes Teil hat sie dazu beigetragen, daß eine der bezauberndsten Persönlichkeiten unserer Literatur sich aufs prächtigste entfalten konnte. Sie wurde damit wie dem Gatten selbst, so dem Volke, ja der Welt zum Segen.

Berlin | Otto Pniower

Zweiter Teil

Unveröffentlichtes aus dem Nachlaß



Lied des James Monmouth

(Aus den Gedichten)

„Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von Alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

„Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

„Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

„Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

„Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst, —
Das ist ein Stuart=Leben."

James Monmouth

(Parodie)

(Schluß eines unveröffentlichten Gelegenheitsgedichts)

Ich heiße James Monmouth und bin der Sohn
Karl Stuarts und Lucy Walters,
Ich wurde geköpft vor Jahren schon,
Das war so Mode vor Alters.

Meine Mutter liebte Vatern sehr,
Und sie küßten sich unter 'ner Buche,
Sie sahen sich oft, und dann nicht mehr,
Und stehen nicht im Kirchenbuche.

Und das ist mein Pech, Potzsapperment,
Daß sie nie die Ringe gewechselt,
So hieß ich zeitlebens ein Prätendent —.
Bis den Kopf sie mir abgedrechselt.

Ich hab' es bezahlt mit meinem Blut
Und fühle noch das Messer.
Und die Moral, die lautet: Ja, Lieb' ist gut,
Doch die Ehe, die ist besser.

Oceane von Parceval

(Entwurf zu einer Novelle)

Erstes Kapitel

Tendenz: allgemein mit modernem und romantisierendem Anflug. Szenerie: Heringsdorf.

Es gibt Unglückliche, die statt des Gefühls nur die Sehnsucht nach dem Gefühl haben, und diese Sehnsucht macht sie reizend und tragisch. Die Elementargeister sind als solche uns unsympathisch, die Nixe bleibt uns gleichgültig, von dem Augenblick an aber, wo die Durchschnittsnixe zur exzeptionellen Melusine wird, wo sie sich einreihen möchte ins Schön-Menschliche und doch nicht kann, von diesem Augenblick an rührt sie uns. Oceane von Parceval ist eine solche moderne Melusine. Sie hat Liebe, aber keine Trauer, der Schmerz ist ihr fremd, alles, was geschieht, wird ihr zum Bild, und die Sehnsucht nach einer tieferen Herzensteilnahme mit den Schicksalen der Menschen wird ihr selber zum Schicksal. Sie wirft das Leben weg, weil sie fühlt, daß ihr Leben nur ein Scheinleben, aber kein wirkliches Leben ist. Sie weiß, daß es viele Melusinen gibt; aber Melusinen, die nicht wissen, daß sie's sind, sind keine; sie weiß es, und die Erkenntnis tötet sie.

Dr. Felgentreu, Germanist, Privatdozent an der Universität Berlin, Privatdozent mit drei Zuhörern, tres faciunt collegium. Er hat so viel Edda usw. gelesen, daß er mitunter in einen rhapsodischen Ton verfällt und in Alliterationen spricht. Er hat aus der Edda auch die Elementaranschauungen, d. h. die Anschauungen von der Wirksamkeit des Elementaren auch in der Menschennatur herübergenommen, Pantheismus, Naturkultus. Dabei hat er eine humoristische Ader und persifliert sich selbst.

Die ältere Parceval darf nur Engländerin sein: von Jersey herstammend, wirkt etwas gesucht und kompliziert die Sache.

Baron Ewald v. Dircksen, Forstakademiker, Eberswalde, vorm Examen. Moderner Mensch, aber liebenswürdig.

Einige Offiziere, junge Ministerialräte, Pastor Baltzer, Maler (See- und Marinemaler), Musiker usw. „Charles" der Oberkellner.

... Felgentreu war immer ein Krakeeler, ein Frondeur in der Politik, ein Krakeeler im Klub, ein Zweifler in der Gesellschaft. Was ist es denn mit diesem Kokettieren und Wichtigtuereien, auf die er anspielt? Ist es denn nicht alles natürlich? Die Mutter ist von der Insel Jersey, also halb Französin, halb Engländerin, Oceane wurde in Dänemark geboren, und in Deutschland leben sie. Das gibt drei Sprachen. Und in Italien waren sie natürlich auch. Wer wäre nicht da gewesen? usw. usw.

Düne. Hotel. Rechts in der Ecke der Held, Situation, Gäste, Rast der Gesellschaft. Boote fahren nach dem „Ruden". Er liest oder liest nicht. Die Parcevals kommen. Krimstecher oder Ferngläser. Der Kellner bringt Limonade-gazeuse und natürliches Selterwasser. Westminster-Review. Oder so ähnlich. Er beobachtet sie. Beide sehr schön. Er sieht den Freund unten, telegraphiert mit den Händen: „Du fährst wohl mit?" „Nein." „So so." Die Damen sahen es und lächelten. Sie: Teint, rotblond, Herz — und zwei Marderzähne. Der Seewind ging. Buchecken fielen nieder, Böllerschüsse, Musik. Szenerie. Die Damen brechen auf. Er sieht ihnen nach.

Nun kommt der Freund den Dünenweg herauf. Gespräch. Fragen. „O, das sind die Parcevals?" „Ich hielt sie für Engländer." „Das paßt halb." „Was ist es mit ihnen?"

„Nun, die Tochter ist komplizierter Abstammung: aus einer französisch-englischen Ehe hervorgegangen, wurde sie in Dänemark geboren und ist seit frühester Jugend eine Deutsche. Ja mehr noch, eine Berlinerin. Wenn ich dies als ‚ein Mehr' bezeichne, so mögen mir das alle Schwaben verzeihen, die sich dies Plus zuschreiben, oder die deutschseiendsten Schwaben verzeihen." „Sie würden dir vor allem diese Wortbildung verzeihen müssen. Vor allem, was meinst du von den Parcevals? Sind es gute Leute?" Der Freund lachte: „Du fragst, als ob es sich um einen Buchbindermeister handelte, der ins Kasino aufgenommen werden soll. Gute Leute. Wo denkst du hin? Damit mißt man die Parcevals nicht. Gut, gut, übrigens der Alte ist tot, seit anderthalb Jahren etwa oder zwei; ich entsinne mich noch; es war ein großes Begräbnis, wie die Berliner sagen, eine ‚große Leiche' mit chambre ardente und Palmenkübeln und die Studiosi architecturae mit Fahnen und Schlägern." „Warum die Architekten?" „Er war ein großes Licht in der Wissenschaft, in der Wasserbaukunde, dadurch hat er Karriere gemacht, ein Rechner comme il faut, der im Nu wußte: ein Eisenbahnzug von der Schwere eines Gebirgszuges braucht 100 000 Eisenstangen von anderthalb Zoll Dicke und kostet 23 Millionen." „Mark?" „Je nachdem. Am liebsten Taler. Übrigens kenne ich sie. D. h. eigentlich kenne ich sie nicht, aber ich kenne sie doch, und wenn du heute den Ball mitmachst, stell' ich dich vor. Es sind interessante Damen, oder man kann sie wenigstens dafür gelten lassen; sehr belesen und wissen alles. Eigentlich, glaube ich, wissen sie nichts, aber es sieht doch so aus, als wüßten sie alles. Sie wissen immer, was in der Zeitung steht, und sind klug genug, nur aparte Zeitungen zu lesen." „Wie das?" „Nun, sie werden nie sagen: die ‚Kreuzzeitung' bestätigt es, oder die ‚Kölnische (National-)Zeitung' schrieb in voriger Woche schon, sie sagen nur: in ‚Berlingske Tidende' stand neulich, oder die ‚Fanfulla' berichtete vorige Woche schon." „Ist das gesucht, geziert?" „Ich glaube, nein, oder doch nur

halb. All das macht sich bei ihnen ganz natürlich, sie haben etwas Kosmopolitisches, und als sie merkten, daß es den Leuten imponierte, waren sie klug genug, sich ein System daraus zu machen. Und nach dem leben sie nun. Es sind eigene Menschen." „Aber doch im Guten?" „Was heißt im Guten? Ja, nein. Nun, du wirst ja selber sehen. Ich hole dich gleich nach 9 ab. Eher beginnt es nicht." Und danach trennten sie sich.

Zweites Kapitel

Es war an demselben Abend und der Ball noch nicht aus, aber viele waren schon gegangen. Auch die Parcevalschen Damen. Dies war das Zeichen zum Aufbruch auch für einige andere und darunter auch die beiden Freunde.

„Gehen wir nach Haus?"

„Nein, es ist noch zu früh. Und die Nächte am Meer sind so schön. Laß uns noch wieder auf die Düne gehen."

„Wird es noch auf sein?"

„Wo denkst du hin? Wir leben hier wie im Kaiserhof und haben einen Nachtdienst organisiert. Komm nur. Übrigens ist Charles mein Freund und tut ein übriges für uns. Komm nur."

Und sie gingen erst in der Dünenkluse oder Senkung hin und stiegen dann die Serpentine zum Hotel auf. Aber die Konversation dauerte fort.

„Ich habe dich beim Konter mit ihr gesehen, und nachher sprachst du mit ihr und sehr intim; ihr überschlugt ja zwei Tänze. Hat sie von der ‚Fanfulla' oder von ‚Frazers Magazine' gesprochen?"

„Von keinem von beiden. Wir philosophierten mehr."

„Also echte Ballunterhaltung. War sie für Schopenhauer? Aber was sag' ich für Schopenhauer. Das ist viel zu trivial. Sie hat gewiß einen Spezialphilosophen entdeckt, einen Rabbi oder einen indisch-persischen. Es muß reizend gewesen

sein. Übrigens ist sie wie zum Philosophieren geschaffen. Aber was war das Thema?"

„Das Thema war das Gefühl."

„Ah."

„Du lachst, und noch dazu so ironisch."

„O nein, nein; ein wundervolles Thema. Das sie gewiß beherrscht. Nun, wie kamt ihr darauf?"

„Ich weiß nicht mehr recht, wie's kam; ich weiß nur noch, daß ich mich in einer Apotheose des Gefühls erging, es sei doch alles. Und ohne Gefühl sei gar kein Leben."

„Und Oceane?"

„Sie stimmte mir bei, aber doch befangen, und es war fast als ob sie Ausflüchte mache."

„Sehr gut. Ausflüchte! Nun, worauf lief es hinaus?"

„Es lief darauf hinaus, daß ich recht hätte, daß die Welt der Empfindung das Eigentliche sei, das Schöne, das Göttliche. Aber gleich dahinter kommt die Welt der Nicht-Empfindung, und wenn man glücklich sein könne, ohne zu fühlen, so möchte sie beinah sagen, diese Nicht-Empfindungs-Welt sei auch ein Glück. Ich bestritt es, und als sie mir Einwendungen machte, wurde ich immer lebhafter und sagte: ohne Empfindung sei nicht bloß kein Glück denkbar, sondern auch kein Leben. Es sei dann alles tot, Schein, Komödie, deshalb der Verachtungsstrafe (??) verfallen."

„Und wie nahm sie das auf?"

„Sehr gut, d. h. sehr artig. Und sie sagte dann: Sie wollen mir dabei entgegenkommen. Aber wenn es unrecht sei, so trüge dieser Zustand die Strafe gleich mit sich, und es wäre nicht nötig, daß die Gesellschaft noch eine Strafe verhänge. Die Gebote seien zu erfüllen, weil sie Verbote seien, Regungen, die da seien, ließen sich bezwingen, aber das Schöne, Gute ließe sich nicht erzwingen. Es gäbe Personen, die beständig gerührt wären und beständig weinten, und es gäbe andere, die nie weinen könnten; das eine sei eine Organisation und das andere auch, vielleicht läge das Rechte in der

Mitte, aber die Welt ginge immer mit den Rührseligen, und diese Bevorzugung sei ungerecht. Viele würden durch all und jedes erschüttert. Es müsse doch Naturen geben dürfen, an denen das Leben bilderhaft vorüberzieht, Naturen, denen sich die Unterschiede dieser Bilder klar darstellen, aber die die dunklen und heiteren gleichmäßig als Bilder nehmen. Der Tod ist auch nur ein Bild, etwas plötzlich in die Erscheinung Tretendes, ich sah es und damit gut. Ein ruhiges Schauen und Betrachten sei vielleicht eine höhere Lebensform, nicht eine tiefere."

Während dieses Gesprächs waren sie oben angekommen und nahmen unter dem weiten Vordach Platz. „Charles zwei Schlummerpunsche oder Punsche, ich überlasse Ihnen die Fertigstellung des Richtigen ... Und nun sieh, dies Bild. Hab' ich dir zuviel versprochen?"

Nun landschaftliche Schilderung.

Als der Jüngere, der Neuling an dieser Stelle, ausbewundert hatte, sagte er: „Verzeih, wenn ich auf die Parceval zurückkomme. Du hast mir keine Antwort gegeben; ich fan alles klug und gescheit und abweichend vom Gewöhnlichen und es klang alles fast wie Konfessions, wie eine Sehnsuch nach einem ihr verschlossenen Glück."

Der Freund lachte: „Halb hast du recht. Es ware Konfessions: Konfessions, um sich pikant zu machen. Abe von Sehnsucht nach einem versagten Glück ist keine Red Sie will das Glück gar nicht; ihr ist in ihrem amphibialische Zustand am wohlsten, und warum soll nicht ein Krokod auch glücklich sein können. In einem Gedicht heißt es ‚Doch wenn die Sonne scheint, da lacht's.' Es kann als lachen, und wenn man lacht, ist man glücklich. Aber freili auf den Sonnenschein kommt es an und vor allem darau was nun der Sonnenschein des Lebens ist. Ich habe Leut gekannt, denen war es Sonnenschein, einem Armen eine Sechser zu geben, und ich hab' andre gekannt, denen w es Sonnenschein, einem Armen den Sechser zu nehmen.



Th. Fontane



„Und du wirst doch nicht sagen wollen, daß Frl. v. Parceval in diese Kategorie gehört?"

„Nein. So liegt es nicht. Dazu sind sie zu fein und zu vornehm. Ihr Sonnenschein muß anders sein. Aber es läuft im letzten auf dasselbe hinaus. Behaglich in der Sonne liegen, behaglich die Wellen um sich spielen lassen, eine durchgehende sinnliche Freude, alles muß den Sinnen schmeicheln, jedem Sinne — die Seeluft tut so wohl, der Resedaduft tut so wohl, die Levkojen tun so wohl, ein Regenbogen tut so wohl, ein Bad erquickt so, Bootfahren auch und die Madonna della Sedia auch. Es geht alles wie mit einem Samthandschuh über einen hin. Es verlohnt sich, um solche Dinge zu leben, eine lange Kette kleiner Wohligkeiten und Behaglichkeiten, aber nicht weinen und nicht lachen, sich nicht enragieren, um Gottes willen keine Leidenschaften und keinen Schmerz. Es sind schwarze Bilder nicht zu vermeiden, aber man hat sich zu ihnen zu stellen."

Der Freund lächelte: „Du schilderst ja Oceane, als ob sie jenen zugehörte, von denen die Jungfrau sagt: ‚Die nicht lachen, die nicht weinen,' oder als sprächest du von den Elfen auf Elfershöh, von denen es im dänischen Liede heißt:

— — — — — — — — —

„Möglich, daß sie von ihnen abstammt, wenigstens stammt sie aus demselben Lande, wo der Ritter über die Heide ritt. Und ihre Erscheinung straft diese Abstammung nicht Lügen. Und wirklich, sie hat etwas Elementargeisterartiges, sieh sie nur an, und sie heißt nicht umsonst Oceane."

„Ich bekenne, ein sonderbarer Name."

„Nomen est Omen. Und die Leute knüpfen auch eine Geschichte daran."

„Und die wäre?"

„Der Vater baute damals die Brücke. Und den Tag, wo die Brücke fertig war, wurde das Kind geboren, und sie nannten sie Oceane. Und sie sagten, daß welche von den Meerweibern Gevatter gestanden haben."

„Glaubst du's?"

„Ich würd' alles glauben, wenn ich nicht die Ehre hätte, die Frau Mama zu kennen. Sie überhebt mich alles Wunderglaubens und erklärt alles auf die wunderbar einfachste Art. Wenn es je eine Frau gab, die's verstanden hat, sich das Leben anderer zur Behaglichkeit des eigenen zunutze zu machen, so ist sie es. Sie ist thorough-Engländerin, das sagt alles, und die Geschichte vom gut Gewissen und besten Ruhekissen kannst du bei ihr dahin modeln: Gib ihr ein gutes Ruhekissen, und sie hat sofort das beste Gewissen."

„Und was nennst du gutes Ruhekissen?"

„Alles, was Alberich hütet. Sie ließ es trotz Wagners teleologischer Warnung aufs Neue darauf ankommen."

„Ist sie nicht bemittelt?"

Der Freund spricht noch weiter. Endlich bricht der Held die Sache ab; er schien unruhig und unsicher.

Sie verabreden am andern Tage gemütlich das Frühstück im „Waldkater" zu nehmen.

„Wann?"

„? Uhr. Dann hab' ich ausgeschlafen." -

„Und ich habe dann schon gebadet und bringe einen Appetit mit."

So trennte man sich.

Drittes Kapitel

In der „Forelle". („Weil es hier keine gibt.") Szenerie: Rückfront Blick in den Wald. Hier wohnte der Held. Der Freund im Talgrund. Finken, Vogelgezwitscher, Durchblick, Landsee. Gespräch. „Ich hab' es mir überlegt. Es ist nicht so schlimm. In allen Dingen entscheidet das Maß. Man kann das alles von jedem sagen. Es paßt auf jeden, auf dich, auf mich. Wir sind alle Egoisten und kümmern uns wenig um andere. Was wir Gefühl nennen, ist eine Lebensform, eine bloße Manier, der eine hat die, der andre eine andere.

Es ist keine vier Wochen, daß ich in meiner Vaterstadt einen kleinen Handwerker besuchte" usw. Nun die drei Frommen. Alle essen tapfer zu Mittag.

Der Freund war einverstanden. „Ja. Aber in allem entscheidet das Maß. Jeder hat den Lügensinn, den Diebessinn, den Ehebruchssinn, den Mordsinn, aber es gibt im ganzen genommen wenig Mörder. Ehebrecher sollen schon häufiger sein; ich weiß es nicht; ich war noch nicht in der Lage. Also aufs Maß kommt es an, nicht bloß bei dem, der etwas tut, auch bei dem, der das Getane beobachtet und beurteilt. Ich habe dir von den Parcevals erzählt, was ich gehört und auch, was ich gesehen habe. Für das Tatsächliche meines Berichtes bürg' ich dir, aber nicht dafür, daß ich dies tatsächlich Richtige auch richtig beurteile, vielleicht beurteile ich es falsch. Sehr gütige, sehr selbstsuchtslose, ja vielleicht auch sehr kluge Menschen verlangen wenig. Ich bin nicht klug genug. Ein Klügerer sagt sich vielleicht: Blick' um dich, blick' in dich hinein, — liegt es irgendwo anders, ist nicht jeder so? Und sollen die bloßen Gemütlichkeitsallüren entscheiden? Also ich mag unrecht haben. Wir werden es ja sehen, du selbst wirst es sehen, du bleibst vier Wochen, vielleicht fünf, da läßt sich schon was erleben und erfahren. Das nächste ist, daß du eine Visite machst. Ich bin neugierig, wie sie verlaufen wird."

Er macht darauf diese Visite. Diese Visite mit ihrem Gespräch vorführen. Sie kommen auch auf den Freund: „Ihr Freund ist sehr klug; aber etwas sehr scharf, nicht im Sprechen, aber im Sehen; alles sieht er in greller Beleuchtung, ein Vergißmeinnicht wäre ein Hortensienbusch oder eine Rose wie eine Päonie. Er sieht den Wassertropfen im Sonnenmikroskop und wundert sich, wie viele räuberische Naturen Gottes Erde bevölkern."

Er trifft nur die Mutter. „Oceane ist im Bad." Die Mutter tut nun Äußerungen über Oceane, die dieser einen Heiligen- oder doch einen Leuchteschein geben.

Ein paar junge Offiziere in Zivil werden gemeldet. Kurze Begrüßung. Der Held wird vorgestellt. Man freundet sich an; eine Landpartie an den Gothen-See wird verabredet oder nach Koserow. Auch der Freund wird eingeladen und die Offiziere.

Viertes Kapitel

Die Landpartie findet statt. Die entzückende Szenerie. Man lagert. Man fährt im Boot über den See. Der Held und Oceane sind viel zusammen. Alles, was sie sagt, ist sehr fein. Kapelle im Walde. Altes katholisches Kruzifix. Christus am Kreuz mit Maria und Magdalena. Alle sahen es sich an und sprachen darüber, einige medisierten. Oceane wandte sich ab und schwieg.

Dies muß am Ende der Partie sein, als sie schon auf dem Rückweg sind und die Abendsonne in den Scheiben steht.

Als sie wieder im Freien waren, sagte er: „Es verdroß Sie. Es waren einige Bemerkungen, die besser unterblieben wären."

„Ich glaube wohl."

„Oder war es etwas anderes?"

„Ich glaube fast. Aber ich weiß nicht recht, was. Ich bin in einem Zwiespalt."

„Ist es nicht zudringlich, wenn ich Sie bitte ..."

„O nein. Diese Schaustellung verletzt mich, es hat etwas Jahrmarktsbildartiges, von dem ich mich mit einem Mißbehagen abwende."

„Es ergeht mir kaum anders."

„... Aber dies ist nur eins", fuhr Oceane fort. „Ich glaube, es ist noch ein Zweites, je häßlich-drastischer dies alles an mich herantritt, je mehr Blut aus den Nägelmalen quillt, je mächtiger tritt die große Lehre vom Blut des Erlösers an mich heran, und mir ist es, als blickte er in meine Seele und fragte, wie steht es drin? was tust du? wie folgst du meinem Beispiel? wo bleibt dein Blut?"

Sie hatte das alles ganz ruhig gesprochen, aber je ruhiger sie es sprach, desto größer war die Wirkung auf den Helden. „Ich glaube, Sie nehmen es zu ernst. Da gäbe es ja keine Freude mehr in der Welt."

„Ich nehme es, wie ich es nehmen muß. Es wird Personen geben, die dies alles nicht zu fühlen brauchen. Ich muß es fühlen, oder ich fühle es wenigstens. Es kommt darauf an, sich zu erkennen. Ich glaube, ich tat es. Und nun sehe ich die trennende Kluft. Eine Sehnsucht ist da, die Kluft zu überbrücken, ich kann es nicht; ich habe keine Träne, kein Gebet, keine Liebe. Ich habe nur die Sehnsucht nach dem allen."

„Sie erschrecken mich (?). Wer die Sehnsucht hat, hat alles. Und wenn er es nicht hat, so hat er doch das, was entscheidet. Es gibt einen schönen Spruch, ich habe seinen Wortlaut vergessen, aber es heißt, daß das Vollbringen nicht in uns gelegt sei. Die Sehnsucht ist wie die Saat, und sie wird uns angerechnet, auch ohne daß die Saat Frucht getragen habe."

„Glauben Sie?"

„Ich bin dessen gewiß."

„So beneide ich Sie um den Trost, den Sie haben."

Fünftes Kapitel

Badeleben-Szenen. Eine kleine Soiree bei den Parcevals. Oceane singt. Über den Geschmack in der Kunst. Der Freund nahm das Wort. Eine entzückende Seite in unserer modernen Kunst ist das Hervorkehren des Elementaren. Das Geltendmachen seiner ewig sieggewissen Macht über das Individuelle, das Menschliche, das Christliche. In unserer klassischen Dichtung finden Sie's nicht. Die einzige Ausnahme, die mir vorschwebt, ist Goethes „Fischer".

„Oder die Lenore."

„Nein, das ist etwas anderes. Das Spukhafte, das Gespensterwesen steht dem Menschlichen und Religiösen viel

näher. Es ist die Nachtseite jener Lichtseite, die wir Glauben nennen. Aber mit all dem hat das Elementare nichts zu tun. In Wagner (den ich aus mehr als einem Grunde perhorresziere) haben wir's überall, z. B. da, da. Aber wir haben einen Vorläufer."

„Und der war?"

„Mörike. Die Schwaben haben also auch das."

„Ja, man muß es ihnen lassen und dem Mörike. Es zieht sich durch seine ganze Dichtung. Der Feuerreiter. Die Sturm-Gret."

„Wie ist das?"

(Nun beschreibt er den Inhalt des Gedichts und zitiert ein oder zwei Stellen.)

Nun nimmt Frau von Parceval das Wort. „Der Professor hat eine Neigung, uns gruselig zu machen. Uns einfach Gespenstergeschichten zu erzählen oder den Raven meines halben Landsmannes Poe zu zitieren mit rapping und lapping oder unter die Tischrücker zu gehen, dazu ist er zu klug, und so läßt er's bei dem Grusel des Elementaren bewenden. Und doch muß er mir gestatten, ist denn das alles etwas Apartes und Neues? Es ist ein neues, apartes Wort, aber nicht ein apartes Ding; die Sache war längst da. Und wie bei so vielem läuft alles nur auf einen Streit um Worte hinaus. Elementar. Elementar ist alles. Alles an und in uns ist Teil vom Ganzen, und dieser Teil will ins Ganze zurück. Ich will nicht Pantheismus damit predigen, keinen Augenblick, ich predige nur einen christlichen Satz damit, und wenn wir Gottes Kinder sind, Ausströmungen seiner Herrlichkeit, so drängt alles nach Wiedervereinigung mit ihm. Die Sünde hinderte daran, die Versöhnungslehre, der Versöhnungstod hat die Barriere wieder weggeräumt und wir kehren in Gott zurück, von dem wir ein Teil sind. Ich frage den Herrn Prediger, ob ich richtig gesprochen habe."

Dieser nickte.

„Nun er nickt, bestätigt mir's. Gott sei Dank, und so haben wir denn in der Versöhnungslehre das Element des Elementaren, und die Rückkehr in Gott bedeutet nichts als Rückkehr in Gott, in unser eigentliches Element, in das Element, aus dem wir geboren wurden. Voilà tout, voilà das Elementare."

„Die gnädige Frau führt ihre Sache gut und hat sich des Geistlichen geschickt versichert."

„O nicht doch. Es ändert sich nichts, wenn ich aus der Geisterwelt ins Irdische zurückkehre. Derselbe Satz auch da, dieselbe Wahrheit auch da. Wir sind von Erde. Zugestanden?"

„Je nachdem," sagte der Professor.

Aber Frau von Parceval überhört es und wiederholt: „Wir sind von Erde, und weil wir's sind, werden wir's wieder. Es zieht uns in den Staub zurück, aus dem wir wurden. Aber unserm Professor war es vorbehalten, in diesem Hergange, der denn doch einige Jahre zählt, etwas Elementares zu entdecken."

„Nicht zu entdecken, Gnädigste. Der Fall liegt so gewöhnlich, daß wir nichts mehr aus ihm machen. Es ist ein für allemal angenommen und im 1. Buch Moses ausgesprochen, daß wir Erde sind. Aber schon im Schiller heißt es, wenn auch nur in einem Punschliede: ‚Vier Worte nenn' ich euch inhaltschwer'. Es gibt vier Elemente, und auch im Bereich der Elemente scheint der Satz zu gelten: ‚was dem einen recht ist, ist dem andern billig'. Und so haben sich die andern drei von dem gröbsten zu emanzipieren gesucht: Wasser, Feuer, Luft. Wasser, Feuer, Luft sind auch Elemente, sind auch Ganzheiten und schicken Teilchen in die Welt und nach dem alten Gravitationsgesetz wollen diese Teilchen, auch diese Teilchen, in ihre Ganzheit zurück. Und das ist es, was unserer neuen Kunst und Dichtung einen Charakter gibt, und so haben wir eine Melusine, einen Salamander, eine Sturmgret. Und ich glaube, solche Gestalten leben nicht bloß in Dichtungen, und ich wollt' es unternehmen, alle die, die hier versammelt sind, danach zu teilen."

Oceane sah ihn ruhig an. Andere drangen in ihn, es zu tun; Oceane sah ihn ruhig an, und er sagte: „Lassen wir's. Nur eins noch. Ich hatte einen Freund, der jedem auf den Kopf zusagte, was er früher einmal gewesen wäre. Wenn ich mir gefallen lassen muß, ein Hecht oder ein Karpfen gewesen zu sein, so kann ich auch eine Woge gewesen sein. Es gibt mehr Wogelinden, als Sie glauben, und wer da meint, sie müßten ein laweia singen und wären ein für allemal an eialaweia zu erkennen, der irrt sich. Es gibt ihrer, die sehr gescheit zu sprechen wissen und jeden Augenblick ein Buch über die dogmatisch heikelsten Punkte schreiben können. Sie necken sich mit Alberich, aber ich kenne welche, die bei Hillbrich die Zeitung lesen."

Alles jubelte, lachte. Nur Oceane war ernst geblieben und sagte: „Sonderbar, wie verschieden solche Expektorationen wirken. Ich nahm es ernsthaft und habe die ganze Zeit über an die berühmte Soiree bei Marie Antoinette gedacht, wo der Abbé Cayot (Pardon, Herr Professor!) allen am Tisch Versammelten ihre Zukunft prophezeite. Und was das Schlimme ist, es traf auch ein. Marie Antoinette, wenn wir sie zitieren wollten, würde davon erzählen können. Und mir ist, als hab uns der Professor die Zukunft prophezeit.

Der Held zitierte:

> Salamander ...
> Sylphe
> Bringe Hilfe ...

Oceane sagt: Sie rufen sie, statt sie zu bannen. Dann greif' ich unserem Herrn Pastor vor und zitiere die Schlußworte:

> Kennst du das Zeichen,
> Vor dem sie weichen.

Alles hatte sich mittlerweile erhoben und man hörte nur noch draußen auf dem Flur:

> „Incubus, Incubus,
> Unser Professor war im Schuß."

Sechstes Kapitel

Sturmnacht.
Große Schilderung.
Sturmgret.

Siebentes Kapitel

Die Verwüstung am Strand. Einer der jungen Schiffer tot an den Strand geworfen. Sie finden ihn. Er wird aufgestellt in der Kapelle. Oceane geht hin und sieht ihn. Sie hört die Predigt. Sie bleibt ruhig.

Auf dem Heimwege Gespräch mit dem Helden.

Sie sagt ihm: es sei ein Bild gewesen. Nichts weiter. Er sei nun tot. Die Frau weine. Aber es sei doch ein Glück.

Achtes Kapitel

Eine Woche vergangen. Sie gehen am Strand. Seewind. Die Wellen gehn und rufen und mahnen. Er macht ihr eine leidenschaftliche Liebeserklärung. Sie ist bestürzt, hingerissen. Sie weint. „Ach das Glück, weinen zu können." Und sie sank an seine Brust.

Und sie zogen weiter in gehobener Stimmung, und nebenan gingen die Wellen und riefen und mahnten und klagten und jubelten. Dies auszuführen.

In die Dünen bogen sie ein und sie trennten sich.

Neuntes Kapitel

Es war stille See geworden. Sie nimmt Abschied von der Mutter in ruhiger Heiterkeit. An den Strand. Sie blickt von dem Badesteg hinaus, einzelne weiße Kämme blitzten auf. Sie hat ein Gespräch mit der Badefrau und ein paar anderen jungen Damen. Diese folgen ihr mit dem Auge. Sie sahen sie, wie sie bis zu dem 1. und 2. und 3. Raff (Sandbank) schwamm, und dann war es, als ob Wellen

tanzten. Waren es Wellen? Wohl, wohl, was sonst. Oder war es ein Delphin. Und sie schwamm weiter, und sie sahen die grüne Kappe, die sie trug. Und nun schwand sie. „Sie macht eine Biegung." Eine Stunde, und sie war noch nicht zurück. Der Tag ging, ein anderer kam, Oceane war fort.

In ihrer Briefmappe fand sich ein Brief, an den Helden adressiert. „Ich gehe fort. Es war doch recht, das mit dem Elementaren. Es fehlte mir etwas für die Erde, dessen ich bedarf, um sie zu tragen. Ich hatt' es nur gefühlt; als ich Dich sah, wußte ich es. Ich geh' nun unter in dem Reich der Kühle, daraus ich geboren war. Aber auch dort die Deine.

Oceane."

Der Karrenschieber
(Entwurf)

Ich ließ (so erzählte mir ein Freund) im Jahre 72 auf der Leipziger Promenade ein neues Haus aufführen, und da der Untergrund sumpfig war, so war eine Betonschüttung nötig. Diese Betonschüttung interessierte mich und wurde Veranlassung, daß ich auf kurze Zeit nach Leipzig hin übersiedelte, um dem Verlauf der Arbeit folgen zu können. Eine große Zahl von Arbeitern war beschäftigt, unter diesen viele Karrenschieber, die über eine Leisten- und Bretterlage hin die zur Betonmasse nötigen Steinchen und den Zement heranzukarren hatten. In den ersten Tagen erschien mir alles wie ein Ameisenhaufen, in dem einer dem andern ähnlich sah; als ich mich aber öfter einstellte, fand ich mich auch in den einzelnen leicht zurecht und beobachtete namentlich einen, der sich durch Kraft und Eleganz vor den andern auszeichnete. Er war ein Mann von 38, pockennarbig und überhaupt von unschönen Zügen, aber Haltung und Augenausdruck und besonders auch die besondere Art, wie er seine Arbeit verrichtete, zeigten, daß er in zurückliegender Zeit einer anderen Gesellschaftsklasse angehört haben müsse. Mit einer gewissen Eleganz, darin sich ebensoviel Kraft wie Geschicklichkeit aussprach, ließ er das Rad seiner Karre über die sich biegenden Bretter hinrollen und wenn der Umstülpungsmoment kam, wo der Inhalt der Karre mit einem Ruck nach rechts in die Baugrube hinuntergeschüttet werden mußte, so geschah dies, wie wenn jemand ein Glas einschenkt, kein Tropfen vorbei, während die anderen es so ungeschickt machten, daß ein Teil der Ladung auf dem Brett liegen blieb und erst nachträglich hinuntergeschippt werden mußte. Sein Aufzug war schlechter als der der andern, aber die Art, wie er ihn trug, ließ darüber hinsehn, oder ließ erkennen, daß er den andern nicht zugehörte.

Als ich ihn so mehrere Tage lang beobachtet hatte, wandte ich mich an den den Bau beaufsichtigenden Polier und fragte: wer er sei? „Wir wissen es nicht; er hat sich einen Namen gegeben, der sicherlich nicht der seine ist; wir haben ihn von einem anderen Bau her übernommen." „Er sieht anders aus wie die anderen." „Er ist auch anders und spricht auch anders. Er soll aus guter Familie sein. Gott, was kommt nicht alles vor."

Ich hörte dann noch seinen Namen, aber weder der Polier noch ich waren sicher, daß es der rechte Name sei.

So kam der Sonnabend. Ich trat, als der Wochenlohn gezahlt wurde, an ihn heran und sagte ihm, ich hätte ihn durch die ganze Woche hin beobachtet und sähe, daß er aus anderen Verhältnissen sei. Wenn er mich besuchen und über seine Lage sprechen wollte, so stände ich ihm nächsten Sonntag zu Diensten, er würde mich bis 11 Uhr sicher treffen. Und nun nannte ich ihm das Hotel, in dem ich wohnte.

Richtig, er kam. Seine Erscheinung ist mir unvergeßlich. Er hatte sich augenscheinlich so gut wie möglich zu kleiden gesucht, aber es war trotzdem ein trauriger Aufzug, in dem sich von dem Sonntagsstaat anderer Arbeiter nichts erkennen ließ. Eigentlich waren es nur zurechtgelegte Lumpen. Aber so traurig der Aufzug war, an dem auch nicht das Geringste an den Sonntagsstaat eines behäbigeren Arbeiters erinnerte, war sein Erscheinen doch ganz das eines Gentleman, der nur das Unglück gehabt hat, auf einer langen Seefahrt oder weil er fünf, zehn Jahre lang auf eine unbewohnte Insel verschlagen wurde, fünf oder zehn Jahre lang dieselben Kleider tragen zu müssen. Er hatte schönes Haar, die Wäsche war rein und die Hände so sauber, wie Hände nach wochenlanger schwerer Arbeit sein können.

Ich nahm sein Erscheinen ganz als einen Besuch und bat ihn, Platz zu nehmen, was er ohne Verlegenheit tat und nur auf ein erstes Wort wartete. Ich ließ ihn nicht lange warten und sagte ihm, daß ich ein Mitgefühl mit seiner Lage empfände.

Es sei ganz ersichtlich, daß er durch schwere Schulen gegangen sei, daß er nicht an richtiger Stelle stehe, vielleicht wäre noch zu helfen. Es läge mir fern, ihm durch Neugier beschwerlich fallen zu wollen, er solle mir einfach sagen, was er mir, ohne sein oder anderer Interesse zu verletzen, sagen könne, vielleicht wäre noch zu helfen.

Er blieb ganz ruhig, nur daß es ihm um Mund und Auge zuckte. Dann gab er mir einen kurzen Bericht, der nur wenige Minuten in Anspruch nahm. Er sei der und der (hier gab er seinen richtigen Namen) und Sohn eines höheren Beamten; er habe Schule und Universität besucht und Stellungen bekleidet, aber sein Leben sei voller Mißgriffe (?) gewesen, die zuletzt die Geduld seiner Familie erschöpft hätten. Um so mehr, als er ein Sohn unter elfen gewesen wäre. So habe man ihn fallen lassen, weil man ihn lassen mußte. Vorwürfe habe er gegen niemand zu erheben, außer gegen sich selbst. Einmal aus seiner Sphäre heraus, sei es rapide bergab gegangen, und er müsse jetzt von Glück sagen, sich sein täglich Brot am Bauplatz verdienen zu können. Er verstehe zwar zu arbeiten und man lege ihm nichts in den Weg; dennoch fühle er, daß man ihn nur dulde.

Nichts von Bitterkeit sprach aus seinen Worten, alles nüchterne Aufzählung von Tatsächlichkeiten, und wenn etwas von einem bestimmten Ton mit durchklang, so war es der der Anklage gegen sich selbst. Aber auch davon wenig. Er sprach, wie wenn es sich um ein Schicksal handle, das kommen mußte, das unerbittlich seinen Gang ging.

Dann erhob er sich.

Ich wiederholte ihm meine Zusage, was er ruhig und mit einer dankbaren Verneigung hinnahm, aber ohne daß etwas von Hoffnung oder Freude in ihm aufgeflammt hätte. Sein ganzes Wesen war der Ausdruck von Resignation.

So schieden wir. Ich tat denselben Tag noch Schritte, bei welcher Gelegenheit ich auf mehr Entgegenkommen traf, als ich erwarten durfte. Die Herren vom Baubüro waren in

ihrem guten Willen einstimmig, und es wurde nahezu festgestellt, welche Wege man einschlagen, welche Versuche man machen wolle.

Nicht ohne herzliche Freude verließ ich die Gesellschaft und hatte das Bild des Unglücklichen vor mir, als ich mich in mein Hotel und am selben Abend noch nach Berlin zurückbegab, wohin mich Geschäfte auf eine Woche abriefen.

Als ich die Woche danach wieder in Leipzig eintraf und am andern Morgen den Bau besuchte, nahm ich bald wahr, daß mein Schützling unter den Arbeitern fehlte. Ich rief den Polier und fragte nach ihm, indem ich hinzusetzte, daß ich ihn letzten Sonntag gesprochen hätte.

Und seit Montag fehlt er auf dem Bau.

Das erschütterte mich und veranlaßte mich, mich mit der Polizeibehörde in Verbindung zu setzen und auch sonst nach ihm forschen zu lassen. Aber alle Nachforschungen waren vergebens. Es blieb vergebens, und in den zehn Jahren, die darüber vergangen sind, habe ich ihn weder wiedergesehen noch von ihm gehört.

Ich wollte ihn retten und habe ihn vielleicht in die Verbannung getrieben, in die Verbannung oder in den Tod.

Ich wollte ihn retten aus seinem Elend und habe ihm sein Elend, das er bis dahin männlich trug, vielleicht erst recht fühlbar gemacht. Er empfand vielleicht mit einem Male den tiefen Fall. Und so hab' ich den, den ich retten wollte, vielleicht in die Verbannung getrieben, vielleicht in den Tod.

Der Karrenschieber von Grisselsbrunn (1885)

Ausführung. Aus „Von vor und nach der Reise“.

Der Sommer hatte mich nach Norderney geführt, nicht um zu baden, sondern lediglich, um mal wieder die See zu sehen und bei der Gelegenheit ein Rendezvous mit ein paar alten Freunden zu haben, die regelmäßig ihre Ferien auf der, ohne schön zu sein, doch so reizvollen Nordsee-Insel zubrachten. Diese Regelmäßigkeit des Besuchs hatte auch zur Herrichtung eines Stammtisches geführt, in einem ziemlich abgelegenen Lokal, unmittelbar am Strande. Wir hätten, von seiner Höhe her, unsern Becher mit Leichtigkeit ins Meer werfen können, ganz wie der König von Thule. Statt dessen zogen wir es aber vor, über altes und neues zu plaudern, ja, verstiegen uns eines Abends bis zu dem Vorschlag, jeder solle, der Reihe nach, eine Geschichte zum besten geben, aber es müsse Selbsterlebtes sein. Das war Bedingung. Der letzte, der das Wort nahm, war Baurat Oldermann.

„Ich möchte,“ hob dieser an, „eine Geschichte von einem Karrenschieber erzählen und zwar, damit das Kind vom Anfang an einen Namen hat, die Geschichte vom Karrenschieber von Grisselsbrunn.

Nun, Grisselsbrunn, vordem eine nicht unberühmte Heilquelle, war seit Anfang dieses Jahrhunderts nebenher auch noch ein großer Kaffeegarten geworden, unmittelbar vor der Stadt L., und als diese, wie Sie wissen, im Laufe der 70 er Jahre sich auszudehnen und alle Vorörter und Nachbardörfer in sich aufzunehmen begann, kam auch Grisselsbrunn an die Reihe. Kaum daß man die immer noch in Ehren gehaltene Quelle respektierte. Die ringsherum stehenden Pavillons und Buden aber fielen sofort und die Platanen und Ahornbäume schließlich auch, — alles, um einem großen Hotelbau, samt einem Bazar im Erdgeschoß, Platz zu machen. Ich wurde, nach Gutheißung meiner Pläne, mit der Oberleitung

des Ganzen betraut und überzeugte mich gleich beim ersten Spatenstich, daß bei der meist sumpfigen Terrainbeschaffenheit vor allem ein fester Untergrund geschaffen werden müsse. Damit ging ich denn auch vor und gab einem Bauführer und einem alten Polier, der uns als Ortsangehöriger gute Dienste leistete, die nötigen Weisungen. Lange Bretterreihen wurden gelegt und ein paar Dutzend Karrenschieber in Dienst gestellt, um den nötigen Kies und Sand, ganze Berge, heranzuschaffen und von oben her in die Baugrube hinabzuschütten. Zweimal des Tages sprach ich vor, um nach dem Rechten zu sehen, denn mir sowohl wie den Unternehmern lag daran, den Bau noch vor dem Herbst unter Dach zu bringen. Alles war ruhig, fleißig, geschickt, am geschicktesten aber ein rotblonder, schlanker, beinahe schöner Mann von Mitte dreißig, der sich, ohne daß er sich abgesondert oder den Aparten und Schweigsamen gespielt hätte, doch ganz ersichtlich von dem Rest der Mannschaft unterschied. Er war größer und stärker, Vollbart, die Augenlider gerötet, aber nur wenig. Statt der Jacke trug er ein enges Röckchen, dazu eine Militärmütze und dicksohlige Schnürschuhe, die mal einem Alpenreisenden gehört und gedient haben mochten. Alles war in desolatester Verfassung und überall von eigener Hand geflickt und zusammengenäht, aber der Schnitt dieser ramponierten Kleidung und vor allem die Haltung dessen, der darin steckte, machten es unmöglich, über ihn hinzusehen. In jeder seiner Bewegungen sprach sich, um das Modewort zu gebrauchen, ein besonderer „Schick" aus, am meisten aber in der Art, wie er mit der Karre hantierte. Die Schiebebäume fest in der Hand haltend, hielt er mit dem Karrenrade genau die Mitte der Bretterlage, nicht viel anders, als ob es sich um ein Balanzierkunststück im Zirkus gehandelt hätte, der eigentlichste Triumph seiner Geschicklichkeit aber war immer der Umkippungsmoment, wo er mit einem raschen und kräftigen Ruck den Inhalt der Karre von oben her in die Baugrube stürzte.

Das ging so tagelang, und als anderthalb Wochen um

waren, nahm ich Veranlassung, mit dem Polier zu sprechen und mich nach dem Manne, der in allem so sehr von seiner Umgebung abwich, zu erkundigen. Aber der Polier war außerstande, meine Neugier zu befriedigen und wußte nichts, als daß sich der Betreffende vor etwa zehn oder zwölf Tagen zur Arbeit gemeldet habe. ‚Und da nahm ich ihn. Denn karren kann jeder. Freilich, daß er nicht von uns ist, ist leicht zu sehen. Sehen Sie bloß seine Hände. Verbrannt, aber doch keine Arbeitshände.‘ Dies war alles, was ich erfuhr. Wenig genug und half mir nicht weiter. Da nahm ich denn eines Tages Veranlassung, an den Gegenstand meiner Neugier, oder richtiger meiner Teilnahme, selber heranzutreten und ihm zu sagen, ‚ich bäte ihn, mich nächsten Sonntag in meiner Wohnung zu besuchen; von neun bis elf werd' er mich sicherlich treffen.‘

Und er kam auch. Sein Anzug, was auf einen Zustand höchster Not deutete, war derselbe wie Alltags: dasselbe Röckchen, dieselben Schnürschuhe, nur alles sehr geputzt und gebürstet, so daß ich den Eindruck einer herabgekommenen Existenz, eines Mannes von ursprünglich guter Erziehung und besten Manieren im verstärkten Maße hatte. Er blieb in der Tür stehen, verbeugte sich und sagte: ‚ich hätte befohlen‘. Dann bat ich ihn, Platz zu nehmen. Er rührte sich aber nicht und sah mich nur an und wartete, bis ich ihn anreden würde. Das tat ich denn auch. ‚Sie werden erraten haben, weshalb ich Sie gebeten habe, zu mir zu kommen. Sie gehören einer andern Gesellschaftsschicht an und die ‚Karre zu schieben‘ ist Ihnen nicht an der Wiege gesungen worden. Sie sind aus einem guten Hause, haben Schulen besucht und sind dann früher oder später gescheitert, mit Schuld oder ohne Schuld, sagen wir mit, das ist das Wahrscheinlichere. Spiel, Weiber, Wechsel, vielleicht falsche. Und dann war es vorbei und die Geduld erschöpft und Sie hatten keine Familie mehr. Und so kam es, wie's kam ...‘

Jeden meiner Sätze hatte er mit einem leisen Kopfnicken begleitet und als ich abschließend und fragend hinzusetzte: ‚Ist es

so?' sagte er: ‚Ja. Es ist so. Wir waren unsrer neun; davon sechs auf Schulen und in der Armee. Der Vater konnte nicht mehr …'

‚Gut; ich versteh'. Ich weiß genug und will nicht in Geheimnisse eindringen. Und nun hören Sie. Ich bin nicht reich, aber ich habe Verbindungen und denke, daß ich Ihnen helfen kann, wenn Sie Hilfe wollen.'

Er schwieg.

‚Ich werde,' fuhr ich fort, ‚mit dem Polier oder besser mit dem Bauführer sprechen; er wird Ihnen eine andere Stelle auf dem Bau geben, und ich werde für Ihre Kleidung sorgen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Sie sind groß und stark (ich hoffe auch innerlich) und Sie werden sich herausretten. Hier ist meine Hand. Alles wird davon abhängen, ob Sie die Kraft haben, diese Hand zu fassen und zu halten.'

Er kam auf mich zu und ich sah, daß sich sein Auge mehr und mehr gerötet hatte. Dann sprach er mir kurz und knapp seinen Dank aus und ich fühlte, daß eine Träne auf meine Hand fiel. Dabei war ich bewegt, wie er selbst und unter wiederholtem Zuspruche meinerseits schieden wir.

Noch denselben Tag sprach ich mit dem Bauführer, der, wie gewöhnlich, so auch an diesem Sonntage mein Tischgast war. Er ging auf alles ein und versprach, das Seine zu tun, ‚aber freilich, bis vor Ende der Woche werde sich schwerlich was tun oder auch nur Rat schaffen lassen'. Ich war einverstanden und trat an demselben Abend noch eine kleine Reise nach Dresden an, die mich drei Tage von meinem Bau fernhielt. Als ich zurückkam, war das erste, daß ich nach meinem Karrenschieber aussah. Er war aber nicht da.

‚Sagen Sie, Polier, wo ist der … Nun Sie wissen schon, wen ich meine.'

‚Weiß. Er ist nicht wiedergekommen.'

Ich war erschüttert und ließ Nachforschungen anstellen, wobei mich die Behörden aufs bereitwilligste unterstützten. Aber umsonst. Es war keine Spur von ihm zu finden. Wohin war er? In die neue Welt — oder weiter? …"

Die Goldene Hochzeitsreise

Entwurf zu einer Skizze

Sie war siebzig, er fünfundsiebzig. Die goldene Hochzeit war am Tage vorher unter Kindern und Enkeln (selbst ein Urenkelchen; mit Übergehung eines in einem weiß und blauen Korbwagen gebetteten Urenkels) eine Woche vorher im Kreise der Kinder und Enkel gefeiert worden und zu Beginn des siebenten Tages sagte der Hochzeiter: „Alte, alles ist abgereist, wohin reisen wir?" Der Alten leuchtete das Gesicht, und sie sagte: „Das ist recht, ich habe auch schon so was gedacht. Reisen. Ja, reisen; das hab' ich all mein Lebtag geliebt und bin so wenig dazu gekommen. Weißt du, Alter, laß uns die Hochzeitsreise machen, die wir vor 50 Jahren gemacht haben. Wir wollen sehen, was sich seitdem mehr verändert hat, die Welt oder wir." „Ich fürchte, wir," sagte er. „Wer weiß", sagte sie, denn sie wußte sich was, daß sie fünf Jahre jünger und eine frische Frau war. So frisch wie die weiße Bandhaube, die sie trug. „Abgemacht." Und am neunten Tag fuhren sie gen Italien, und den zwölften Tag saßen sie um Mitternacht mit jungem schwatzenden Volk in einer großen Hotel-Gondel und fuhren den Canal grande hinunter, unter dem Rialto fort, an dem Palazzo Falieri vorbei und kaum hundert Schritt vor der Lagune in einen Seitenkanal hinein. An einer Wassertreppe landeten sie und stiegen das hellerleuchtete Hotel hinauf bis in den dritten Stock. „Hochzeitspaare steigen hoch," sagte der Alte, und sie traten ans Fenster und sahen über dem Häuserwirrwarr vor sich die Kuppelspitze von San Marco und die schlanke Spitze des Campanile. Zwischen beiden stand die halbe Mondscheibe. „Wie sonst," sagte er. „Unverändert."

Sie gehen nun auf den Markusplatz. Vor die Lauben. Kaffee. Die Tauben von San Marco. So saßen sie. Dann sagte er: „Findest du einen Unterschied?" „Ja, Herz."

Er sah sie fragend an. „Damals stritten wir uns. Es war alles anders, als ich erwartet hatte (anders ausdrücken); ach, junge Frauen! Sie sind launenhaft. Und in den ersten acht Tagen am meisten. Den Himmel, den sie geträumt haben, finden sie nicht. Er ist auch Erde; sehr Erde. Und ich war keine Ausnahme, Herz. Du sagtest: sieh die schöne Person, die die Tauben füttert. Es muß eine Engländerin sein. Das reizte mich. Und wir waren erzürnt. Sieh, dort steht wieder eine. Wie schön sie ist." Sie besuchen nun die „Academia." Tintoretto. Das Bild von der „Ehebrecherin." Erinnerung an den alten Streit. Er hatte über den Ausdruck des Gesichts spöttische Bemerkungen gemacht. Das hatte sie übelgenommen. So: Und sie sagte, als sie vor dem Bilde standen: „Ich glaube, Herz, du hattest recht." Er lächelte. Denn deutlich stand die Szene vor seiner Seele. (Nun erst das Obige erzählen.)

Table d'hote. Er erhält den Platz oben. Sie saßen neben einer englischen Familie, alte und junge Leute. Früher ängstlich, jetzt sicher. Sie befreunden sich. Sie kommen spät von einer gemeinschaftlichen Ausfahrt zurück. Die berühmten Räucherkerzchen brennen. Sie plaudern noch. „Wie man, wenn man ruhiger geworden ist, die Menschen anders ansieht. Mir waren die Engländer verhaßt. Damals hatte ich den Streit mit ihnen. Jetzt lieb' ich sie. Wenigstens diese. Welche netten, feinen Leute."

Nun der andre Tag. Fahrt nach dem Lido oder nach Murano oder nach einer andern Insel. „Damals sagtest du: wie langweilig. Ich bin müde. Laß mich hier. Ich bin angegriffen. Das viele Sehen. Das viele Laufen. Laß mich"

Dann vor der „Assunta". Sie schweigen sich aus. Dann nach Haus. Er blieb unten und plauderte. Sie ging früher hinauf, um an die Kinder zu schreiben. Nun schreibt sie an ihre älteste Tochter. Der Brief drückt das Glück des Alters aus. Erinnerung an Bogumil Goltz. Das ist jetzt zwanzig Jahre her; ich war damals noch frisch und munter, und ich erschrak

über seine Worte und ängstigte mich. Er hat Unrecht gehabt. Man muß sein Leben nur richtig einrichten. Und von dem Alter nicht das verlangen, was der Jugend gehört. Es fällt vieles von uns ab, aber das, was bleibt, ich sag es Dir zum Trost und zur Erhebung, meine liebe Helene, das ist das bessere Teil, und vor allem auch das glücklichere. Jede Stunde läßt uns jetzt die Vergleiche ziehen, denn wir treten vor all die alten Dinge und wir vergleichen zwischen damals und jetzt. Und der Vergleich fällt nicht zum Schlimmen aus. Ein neues Leben ist mir in meinem Alter aufgegangen. Heute waren wir in der „Academia", einer Sammlung, die unsern Museen entspricht. Diese Sammlung birgt viel Schönes, nichts Schöneres aber als ein Bild von Tizian: „Die Himmelfahrt Marias". Sie nennen es die „Assunta". Wir sahen es auch vor fünfzig Jahren. Ich starrte es an, fand es zu dunkel, zu katholisch und ich weiß nicht was. Ich hatte kein Verständnis für die Tiefe, die sich hier erschließt. Nun hab' ich sie. Nun folgt eine ganz kurze, einfache, aber begeisterte Schilderung des Kopfes der Maria und des Ausdrucks der Verklärung, das allem Irdischen Abgekehrte, es liegt hinter ihr. Ach, in unsern Jahren, meine geliebte Tochter, versteht man es. Damals verstand ich es nicht. Wir bleiben noch drei Tage, dann gehen wir über Brescia und Bergamo an den Comer See, wo wir die alten Tage auch wieder aufsuchen wollen. Und dann zurück zu Euch. Begleitet uns mit Euren freundlichen Gedanken und begleitet Eure Alten. Mein liebes Kind, Deine alte Mama.

Er kam herauf. „Hast du geschrieben?" „Ja." „Darf ich es lesen?" „Ja", und er las. Er nahm die Feder und schrieb darunter: „Just so." Dann gab er der Alten einen Kuß und sie gingen auf den Markusplatz, um die Dämmerstunde und die Gondeln abzuwarten.

Onkel Ehm

Entwurf zu einer Charakterskizze

Onkel Ehm wurde heut' begraben. Man soll das Eisen schmieden, so lang' es warm ist. Und so schreib' ich denn ein Wort von Onkel Ehm.

Ein kleines Leben, ein enger Kreis, den mein eigen Leben nur ein paarmal berührt, aber doch oft genug, um ein Bild von ihm zu zeichnen. Es ist nicht viel, was ich von ihm weiß, denn mein eigener Lebenskreis und der seine berührten sich nur wenige Male, aber diese wenigen Male reichen aus, ein Bild von ihm zu geben. Vielleicht auch ein Bild, auf dem der Blick des Lesers freundlich ruht. Und das gönnt' ich dem alten Onkel. Denn er war ein guter Mann. Das Geringste, was man sein kann und doch das Beste. Eigentlich alles.

Ich war zehn Jahr' alt, als ich zuerst von Onkel Ehm hörte. Er war meiner Mutter liebreicher Bruder, und ich entsinne mich noch des Tages in unserm hochgiebligen alten Ostseehause, als es eines Tages hieß: „Morgen kommt Onkel Ehm." Ich wußte nicht, was der Name bedeutete, bis ich erfuhr, daß es eine niedersächsische oder pommersche Abkürzung von Emil sei. Ein Name, an dem nicht viel zu verändern ist, namentlich wenn man ihm, wie hierzulande, den Ton auf die erste Silbe legt.

Und nun kam Onkel Ehm wirklich, ein Mann von dreißig damals, kleine schwarze Augen, von gütigem und zugleich etwas rabiatem Ausdruck, Nase gebogen und Zähne, ja, wie sag' ich, wie alte Pfeifenspitzen. Denn die glatten Plomben waren damals noch nicht Mode. Alles war noch au naturel. Und nun gar Onkel Ehm! Sein auffallendstes aber war sein Teint. Er war Landwirt, hatte den Monat Juli eben hinter sich und die Haut schubberte sich.

Die Mutter, seine Schwester, freute sich sehr, und wir andern, da kein Grund zum Gegenteil da war, auch. Eigentlich merkten wir kaum, daß er da war; er ging früh fort und kam spät wieder. Das hing aber so zusammen. Er war verlobt und erwartete seine Braut, eine Schleswig-Holsteinerin, die, weil die Mittel gering waren, zu Schiff kommen sollte. Und so saß er jeden Tag an der äußersten Molenspitze und wartete, daß sie komme. Es ging das nun schon in die zweite Woche, als mein Papa, der ein sehr lustiger Herr war, einmal sagte: „Ich muß nun doch mal revidieren." Und so ging er auch hinaus an den Strand. Eine Stunde später kam er wieder und erzählte lachend, als er auf die Mole gekommen wäre, hätte er am äußersten Ende etwas gesehen, das einer Bienenkorb-Bauernkupe ähnlich gesehen hätte, eine von denen, auf denen oben ein Engel mit einer Fahne steht. Und so was ähnliches sei es auch gewesen. Im Näherkommen hat er gesehen, daß es ein Taugewinde gewesen sei, und auf dem Gewinde habe Onkel Ehm gestanden mit einem Taschentuch an seinem Stock und habe geflaggt. Aber es sei nichts in Sicht gewesen. Am wenigsten ein Lugger aus Schleswig-Holstein.

Und unter diesem Bilde blieb mir Onkel Ehm, der uns bald danach wieder verließ (die Braut war wirklich gekommen) und den ich erst wiedersah, als die schleswig-holsteinische Braut längst seine Frau geworden war und auf unsrer Tantenliste den Reigen eröffnete, denn sie hieß Tante Agnes.

Dieser Verheiratung war natürlich ein Gutsankauf vorhergegangen. Onkel Ehm hätte nicht der sein müssen, der er war, wenn er sich nicht im Lausitzischen hätte ankaufen sollen. Zwischen Finsternwalde und Dobrilugk in den kahlsten und doch fruchtbarsten Gegenden hatte er ein kleines Gut erstanden, inmitten der Wendei. (Noch etwas ausführen.)

Einladung. Alle hin. Ich freue mich. Jagd. Er lachte: „Jagd. Ja, du kannst auf meinem Hofe die Sperlinge

schießen. Das ist alles. Aber nimm dich in acht, daß der Pfropfen nicht in das Scheunendach fliegt. Das wäre mir sonst ein teurer Braten." Dies Kleinleben, voll Idyll und Kümmerlichkeit etwas ausführen. Und dann reisten wir wieder ab. Und wieder vergingen zehn Jahre.

Er mochte jetzt gegen 50 sein, als es hieß: Onkel Ehm hat verkauft. Es konnte uns nicht überraschen, denn in seinem einen, alljährlich zu meiner Mutter Geburtstag eintreffenden Briefe hatten sich seit langem die Wolken gezeigt, die über Ilium hingen. Es war vielgestaltig, aber immer gewitterhaft umsäumt. Der erste Notschrei galt seinem Förster, mit dem er befreundet war und der den Wilddieben stark nachstellte. (Nun der Zettel von oben.) So steril die Gegend war, so war sie doch gerade fruchtbar genug, um einen Milzbrand herauszubringen, der seinen Entschluß bestimmte. Allerhand andres war vorher gewesen. Bei dem Baum. Aufgehängter Förster, der sein einziger Freund war. Zettel: An Herrn Amtmann. Kommst uns verquer, hängst du wie der!

Vorher lieber, wie er einen widersetzlichen Knecht durch einen Dornzaun stößt, daß er in eine wenig gefüllte Kalkgrube fällt, aber doch so, daß er eine Augen- und Ohrenentzündung bekommt und er Strafe zahlen mußte.

Dann die Geschichte mit dem Förster. Dann die Geschichte mit dem Milzbrand.

Also, er hatte verkauft. Er zieht nun nach Dobrilugk. Aber er hatte Verluste (wenig hatte er überhaupt nur) und er war schon über 60, als er in eine Agentur eintrat. Hagel-Versicherung. Er reiste nun viel. Und in dieser Zeit sah ich ihn öfter. Denn er kam auch nach Berlin, um hier zu rapportieren, und später übersiedelte er ganz und wurde in dem Hauptbüro ein Büroarbeiter. Er hatte hier einen schlimmen Stand. Denn er war noch aus einer Zeit, wo man 's mit den Fremdwörtern und selbst mit den Biegungen der Hauptwörter-Pronomen nicht so genau genommen

hatte. Überhaupt war er nicht für Biegungen. Und das alles erschwerte ihm das Leben sehr. Aber er hatte zwei Eigenschaften, die er sein ganzes Leben bekundet hatte: er war tapfer und ehrlich, und damit siegte er zuletzt auch hier.

Aber freilich erst nach einer schweren Gefahr und Probe.

Er hatte einen seiner Halb-Vorgesetzten im Verdacht der Untreue. Szene mit Mendelssohn. Mendelssohns Antwort. Der feine alte Herr lächelte: „Sie sind mein treuster Mitarbeiter, aber der Herr, den Sie verklagen, ist der beste, der geschickteste und gescheiteste. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was das bedeutet. Und nun soll ich zwischen Ihnen entscheiden, usw. Aber ich danke Ihnen, und ich werde Ihnen dies nicht vergessen."

Zuerst ging es ihm schlecht, denn der andre blieb siegreich, aber nicht lange; er war einmal entdeckt, und daran mußt' er schließlich zu Grunde gehen. Und nun war Onkel Ehm eine Figur, ein Mann, ein Charakter, und die andern, die bis dahin über ihn gelacht hatten, gaben ihm ein Fest.

Onkel Ehm war um diese Zeit schon beinahe 70. Und so spät es war, daß sein Leben im Zenith stand, er bedeutete nun was. Es war der Tag seines Ruhms. Aber es war auch die Zeit seines Niedergangs. Was noch war, sollte sich verdunkeln.

Still neben ihm her war Tante Agnes gegangen, sein Mond. Immer treu, immer still, immer freundlich. Und nun schloß sie ihr freundlich Auge. Onkel Ehm war außer sich. Ich sah ihn noch an dem Tage des Begräbnisses. Alles war still, nur der alte Mann schluchzte. Und dann wurde sie zur Ruhe getragen.

Aber hier muß ich noch etwas einschalten und meine Helden wechseln.

Es war am Pfingstsonnabend gewesen. Und am Abend desselben Tages saß der Geistliche, der die Grabrede gehalten hatte, und schrieb. Es war schon Mitternacht vorüber und der Küster, der durch das Zimmer ging, sagte: —

Zwiegespräch. „Und ich will dem alten Herrn eine Pfingstfreude machen."

Und nun wieder zu Onkel Ehm.

Sein Licht war hin. Er hatte nur noch einen Gang, den auf den Friedhof hinaus. Und er sehnte sich nach dem Platz an ihrer Seite, auch da draußen.

Und nun ist sein Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich erhielt einen Brief so und so. Reise hin. Bestand. Die ganze Stadt. Ein Kranz kam von dem Chef des Hauses mit einem Bande, darauf stand der Spruch: „..........." Und über diesen Spruch sprach der Geistliche. Die Kinder sangen.

Es war Spätherbst. Die Sperlinge flogen auf. Am Abendhimmel stand die Sonne. Und heim fuhr ich. Ein kleines Leben, und doch so reich an Leid und Freud, an Kampf und nun auch an Frieden.

Das Wangenheim-Kapitel

(Entwurf zum dritten Teil der Lebenserinnerungen)

Im Sommer 1888 oder 89 (?) starb einer meiner besten Freunde, der Geh. Rat von Wangenheim, in dessen Hause ich beinah' über 30 Jahre verkehrte und eine Fülle von Liebem und Gutem genossen hatte. Er war eine der liebenswürdigsten, selbstsuchtslosesten und bei aller Güte doch charakterfestesten Personen, die mir vorgekommen sind. Von ihm und seiner Familie (Frau und Zwillingstöchtern) möchte ich in diesem Kapitel erzählen. Ich muß dabei weit zurückgreifen. Es geht bis ins Jahr 53 oder 54 zurück.

Ich war damals im dritten oder vierten Jahr verheiratet und fristete mein Leben als Mitglied des sogenannten literarischen Kabinetts. Dies „literarische Kabinett", ein letztes Anhängsel des Ministeriums des Innern, war, ich glaube, 1849 gegründet worden, wenigstens existierte es schon eine kleine Weile, als ich im Oktober 1850 in dasselbe eintrat. Ich glaube, es war eine Schöpfung aus der Radowitz-Zeit. Als ich eintrat, stand Wilh. v. Merckel (ein Schwager Heinrich v. Mühlers) an der Spitze desselben. Ich trat nur ein, um wieder auszutreten und bezog meine 40 Taler Diäten, auf die ich mich verheiratet hatte, nur zwei Monate lang. Es hing dies mit dem Sturz des Radowitz'schen Ministeriums zusammen, an dessen Stelle nun das Ministerium Manteuffel trat. Meine Rolle dabei, etwa die eines Boten im Drama oder Stück, hatte etwas Tragikomisches. Das „literarische Kabinett", im wesentlichen ein ministerielles Lesebureau, bestand aus sechs oder acht Herren, an deren Spitze ein geschulter Beamter stand, damals Wilh. v. Merckel (über den ich an anderer Stelle berichtet), ein Alt-Liberaler und Anhänger der Radowitz'schen Politik. Die übrigen Mitglieder und Kollegen waren fast ausschließlich

Ostpreußen, was wohl damit zusammenhing, daß Auerswald die Hauptrolle im Ministerium spielte. Nur die beiden „Dichter" des literarischen Kabinetts waren nicht Ostpreußen: der eine war ... Hersch (Dichter der Anne-Lise, ein sehr guter Kerl), der andere war ich. Gleich als ich eintrat, sah ich, daß eine Gärung da war, die damit zusammenhing, daß Auerswald-Radowitz gestürzt und Manteuffel Ministerpräsident werden sollte. Das „literarische Kabinett" hielt es für seine Pflicht, dagegen Front zu machen, zu streiken und ein Schriftstück aufzusetzen, in dem unserm obersten Vorgesetzten, an dessen Statt damals Ministerialdirektor v. Puttkamer, Vater des späteren Ministers, fungierte — mitgeteilt wurde, „daß das alles nicht ginge, daß wir Auerswaldisch gesinnt wären und nicht Lust hätten, unter Manteuffel zu dienen". Ich wurde gefragt, ob ich Lust hätte, das Schriftstück mit zu unterzeichnen, worauf ich antwortete: Gewiß; aber bloß aus Korpsgeist; denn man möge mir die Bemerkung verzeihen, aber ich finde diese Opposition Untergebener ganz ungehörig; Manteuffel sei jetzt Minister und wenn wir ihm nicht dienen wollten, so könnten wir ja gehen. Aber wir hätten kein Recht, mit einem Mißtrauensvotum zu debütieren. — In die Lage, so etwas sagen zu müssen, bin ich verschiedene Male in meinem Leben gekommen und habe überhaupt die Erfahrung gemacht, daß gerade bei Vorgängen, wie der hier geschilderte, nichts seltener ist als gesunder Menschenverstand. Alle die Herren waren mir unendlich überlegen an Jahren, Wissen, Erfahrung, aber sie hatten keinen bon sens. Die Geschichte von dem Kinde, das ausruft: aber der Kaiser ist ja nackt, wiederholt sich beständig. Als ich meine Bemerkung gemacht, lachten die Herren, aber nicht spöttisch, sondern beifällig und sichtlich amüsiert. Sie waren klug genug, um sich zu sagen: „Das Kind hat recht." Aber der Stein war nun mal im Rollen, von Aufhalten keine Rede mehr, und so schloß die Szene damit ab, daß ich, der ich meine Zustimmung mit

einem großen Fragezeichen begleitet hatte, ausersehen wurde, das Schriftstück dem Ministerialdirektor v. Puttkamer zu überreichen. Der mochte schon wissen, was drin stand, nahm das Schriftstück mit einem greulich barschen Anschnauzer entgegen und warf es auf den Tisch. Eh' eine Woche um war, war das ganze „literarische Kabinett" aufgelöst und seine Insassen entlassen. Ich Unglückseliger nahm diese Entlassung für ernsthaft und begann meine junge Ehe mit einem Hungerjahr; die Kollegen aber, die so gesinnungstüchtig gewesen waren, waren klüger, sie paktierten sehr schnell, gingen mit fliegenden Fahnen ins andre Lager über, in dem ich sie ein Jahr später, als auch ich paktiert hatte, sämtlich wieder antraf. Das war im Herbst 51. Ich konnte mich aber schlecht zurechtfinden und war froh, als mir im Frühjahr 52 ein halbjähriger Urlaub nach England hin bewilligt wurde. Was ich da sah und erlebte, habe ich in meinem kleinen Buche „Ein Sommer in London" beschrieben. Ich hatte meinen Zweck, die Sprache beherrschen zu lernen, nur sehr unvollkommen erreicht und war froh, bei meiner Rückkehr in die mir offengelassene Stelle wieder eintreten zu können. Freilich schweren Herzens. Aber mein Elend dauerte nicht lange, es änderte sich, ein Vorschlag wurde mir eines Tages gemacht, und von dem Tage an änderte sich mein ganzes Leben und ich habe seitdem keine Tage mehr voll Not, Entbehrung und Niedergedrücktwerden (?) zu verzeichnen gehabt.

Dieser in meiner ganzen Lebenslage wandelschaffende Vorschlag ging von Geheimrat Dr. Metzel, damaligem Chef des literarischen Kabinetts, aus und bestand in der Anfrage, ob ich mich wohl entschließen könnte, vier jungen Damen einmal wöchentlich Privatunterricht zu geben, und zwar in sämtlichen Disziplinen — Schulmeister für alles. Mit einem beneidenswerten Mute erklärte ich: ja. Der Gewinn, den ich davon hatte, war ein doppelter und bestand nicht bloß darin, daß sich meine Einnahmen nahezu verdoppelten, sondern vor allem auch darin, daß ich die schönen Vormittags-

stunden in der denkbar angenehmsten Weise statt mit Still-dasitzen und ödestem Zeittotschlagen verbringen konnte. Denn worauf lief es in dem literarischen Kabinett hinaus? Alle — die paar Höherpotenzierten abgerechnet — hatten sich um neun oder halbzehn einzufinden und nun vier oder fünf Stunden lang auf einem Drehschemel zu sitzen, mit nichts beschäftigt, als eine große Tasse Bouillon (ich sehe noch die Fettaugen) zu trinken und alle möglichen Zeitungen zu exzerpieren. Diese Exzerpte, die genau das enthielten, was der Minister entweder schon am selben Morgen gelesen hatte, jedenfalls aber am nächsten Morgen in seiner Zeitung finden mußte, wurden dann auch wohl, ich weiß es nicht, aber ich muß es annehmen, als fruchtbare Makulatur, als noch tief unter Aktenmaterial stehendes Material, aufgespeichert und haben sicherlich nie was genutzt, noch weniger je ein Menschen-herz erfreut. Ich glaube, daß es Menschen gibt, denen diese Form der Beschäftigung nicht unerträglich ist; Menschen aber, die einen Schaffenshang und -drang in sich verspüren, die sich in irgend etwas betätigen, mit irgend etwas zu nur be-scheidener Geltung bringen möchten, für solche Naturen ist ein solches Lebensverbringen ein wahres Martyrium, und jeder, der in gleicher Lage — und jeder war mal in wenigstens ähnlicher — einmal in seinem Leben gewesen ist, der kann den Jubel meines Herzens ermessen, als ich diesem Elend entrissen wurde. Statt 40 Zeitungen, eine immer schreck-licher als die andre, vier junge Mädchen, eine immer liebens-würdiger als die andre. Teurer Geh. Rat Metzel, ich ver-danke ihm so viel, aber dieser Beförderungsakt, das war doch das Schönste.

Im Frühjahr 53 trat ich in meinen neuen Extraberuf ein. Die vier jungen Mädchen, sämtlich Geheimratstöchter, zer-fielen in zwei Parteien: zwei von ihnen waren Töchter des Geheimrats Flender, die beiden andern (Zwillinge) Töchter des Geheimrats von Wangenheim, der, bis kurz zuvor, Re-gierungsdirektor (was, glaub ich, ministre plénipotentiaire

bedeutete) von Hohenzollern-Hechingen gewesen war und bei Einverleibung des Ländchens in den preußischen Besitzstand in die preußische Beamtenschaft mit herübergenommen war. Er hatte das Hohenzollern-Hechingsche zu bearbeiten und bekleidete eine Stellung, von der mir der Unterstaatssekretär Homeyer in seinen Assessortagen im Wangenheimschen Hause immer zu versichern pflegte: „Ja, sehen Sie Fontane, das wäre so mein Ideal!"

Das Arrangement war so getroffen, daß ich die vier jungen Damen abwechselnd immer einen Montag im Flenderschen, dann einen Montag im Wangenheimschen Hause zu unterrichten hatte, was mir, auch hinsichtlich der Bequemlichkeit, keinen großen Unterschied machte, da sie nahe beieinander wohnten, Geh. Rat Flender auf dem Karlsbad, Geh. Rat von Wangenheim in der Königin Augustastraße, beide Wohnungen nur ein paar hundert Schritte von der Potsdamer Brücke entfernt. An beiden Orten war es gleich nett, aber es waren doch große Unterschiede da, auch schon äußerlich in den Räumen. Bei den Flenders, die viele Töchter an der Schwindsucht verloren hatten, unterrichtete ich in einem Saal, dessen Wände in mittelgroßen Aquarellen die Bildnisse der gestorbenen Töchter aufwiesen, auf dem Lager, im Sarge, alle mit weißen Lilienkränzen, denn die Familie war lutherisch-fromm und romantisch-poetisch zugleich. Bei den Wangenheims herrschte das Adlige und das Katholische vor; Familienbilder vom Minister und Bundestagsgesandten schauten von den Wänden herab, dazwischen Madonnen in allen Größen, teils frei, teils in kleinen Klappaltären mit Bronzetüren.

Ja, die eine Familie war streng lutherisch, die andre streng katholisch, was mir im Geschichtsunterricht doch einige Schwierigkeiten schuf. Mit den dreizehnjährigen jungen Damen, die damals (später wurde das anders) noch nicht ausgesprochen so oder so waren, hätte die Schwierigkeit nicht viel auf sich gehabt, aber da waren auch noch die Mütter

die, wenn nichts Besonderes auf dem Spiele stand, mir plein pouvoir gaben; kamen aber die schlimmen Jahrhunderte an die Reihe, Kostnitzer Konzil, Huß, Luther, dreißigjähriger Krieg, so wurden sie doch ängstlich und erschienen in den Stunden, in denen mir oblag, die heiklen Themata zu behandeln. Oft, in späteren Zeiten, haben wir diese Situationen in heiterem Rückblick durchgesprochen, und immer ist mir dann zugestanden worden, eine offenbare natürliche Anlage für Diplomatentum an den Tag gelegt zu haben. Im Ganzen genommen war meine Stellung in dem lutherischen Flenderschen Hause schwieriger als in dem katholischen Wangenheimschen, weil man bei Flenders immer den Verdacht hatte, ich katholisiere zu viel oder hätte einen Hang, dem Katholizismus mehr Konzessionen zu machen, als zulässig sei. Diese Schwierigkeiten hatten alles in allem einen Reiz für mich, und so kam es, daß ich unter den konfessionellen Schwierigkeiten viel weniger litt als unter den literarischen. Das Kleine, wie das so oft der Fall, störte mehr als das Große. Frau Flender, eine ganz vorzügliche Dame, hielt zu Luther, aber schließlich war das was Angenommenes; wozu sie aber wirklich hielt, weil es sich mit ihrer sentimental-poetischen Natur deckte, das waren ihre deutschen Dichter, ganz besonders die Romantiker, alte wie neue. So kam es denn, daß sie nicht bloß in den gefahrdrohenden Geschichtsstunden, sondern viel lieber und viel häufiger in den Literaturstunden erschien und hier persönlich Gastrollen gab. Ihre Spezialität waren die Minnesänger und der Wartburgkrieg, und so kam es denn, daß sie, als ich den letzteren etwas knapp und lieblos behandelt hatte, statt meiner das Wort nahm und wie eine Priesterin plötzlich Wolfram v. Eschenbach, Walther von der Vogelweide und andere aufmarschieren und in wohlgefügten Versen sprechen ließ, die von ihr selber herrührten. Nicht zu verwundern. Frau Flender, Rheinländerin, war eine Schwester der Schriftstellerin Katharina Diez und hatte sich selber in allen Dichtungsgattungen versucht.

So vergingen damals meine Vormittage, denen, glaube ich, zweimal in der Woche auch Vortragsabende sich anschlossen. Diese Vortragsabende aber fanden vor einem ganz andern Publikum statt: ich hatte in zwei Offiziersfamilien (auch da wurde alteriert) Dienstags und Freitags historische Vorträge zu halten, deutsche, französische, englische Geschichte. Die Familien wohnten weit hinaus in der Holzmarktstraße, weit hinaus, und so glücklich, wie ich's mit meinen dreizehnjährigen jungen Freundinnen getroffen hatte, so glücklich auch hier. Es waren sehr liebenswürdige Familien, und ich rechnete es mir als eine Ehre an, daß ich, wenn die Stunde vorüber, jedesmal eingeladen wurde, zu bleiben und an ihrem Tee teilzunehmen. Es freute mich, es ehrte mich, es war aber auch außerdem noch ein rechtes Glück für mich, denn am Teetische, weil ich nun mal allezeit besser plaudern als lehren konnte, war ich in der glücklichen Lage, meine als Vortragender begangenen Sünden wieder ausgleichen zu können. (Alles — und nun gar ich selbst — war froh, wenn es wieder ans Schwatzen ging.) Ich hätte das alles wohl nicht so stark empfunden, wenn wir an den Vortragsabenden immer „unter uns" gewesen wären, denn die sehr liebenswürdigen Herren und Damen waren sichtlich mit einem Minimum zufrieden. Das Ganze war ein kleiner feiner Sport, ein Gesellschaftsspiel. Aber zu meinem Unheil wurden auch immer ein paar Regimentskameraden, die gerade der Kriegsakademie oder gar dem Generalstab angehörten, zu diesen Abenden mit eingeladen, und wiewohl sie Contenance bewahrten, so sah ich ihnen doch an, wie sie litten und daß meine Anstrengungen einen wehmütigen Eindruck auf sie machten. Daß gute Erziehung vor allem für Wohlwollen sorgt, habe ich an jenen Vortragsabenden kennengelernt.

An diese Vortragsabende möchte ich hier gleich ein Gespräch knüpfen, das ich damals mit meinem Freunde und Gönner Geheimrat Schnaase führen durfte und das mir bei

vorstehender Schilderung wieder in Erinnerung kommt. Ich war von meiner Wohnung (Luisenstraße) auf dem Wege nach der Holzmarktstraße, als mir mitten Unter den Linden Geheimrat Schnaase begegnete.

„Nun, lieber Fontane, wohin?"

„Ich will nach der Holzmarktstraße. Es ist etwas weit; in der Regel fahre ich. Aber es ist heute so schönes Wetter."

„In die Holzmarktstraße? Wie kommt denn das? Da wohnt ja niemand."

„O, da wohnen sehr nette Leute."

Ich nannte ihm nun die Namen der beiden Offiziersfamilien und daß ich dort Geschichtsvorträge zu halten hätte; mein Freund Lepel, den er ja auch kenne, habe mir diese Einnahme verschafft.

Er lachte. „Ist es denn wenigstens einträglich?"

„Ach, Herr Geheimrat, das kann ich nun freilich nicht sagen. An solchem Tage wie heut', wo man alles zu Fuß abmachen kann, nun, da geht es."

„Aber wenn es regnet . . ."

„Ja, Herr Geheimrat, wenn es regnet. Und sonderbar, es regnet fast immer. Oder Ostwind, den ich nun mal nicht vertragen kann. Dann stellt es sich so: Droschke hin fünf Groschen, Droschke zurück fünf Groschen, Trinkgeld an den Diener fünf Groschen, Chemisettehemd drei Groschen. An solchem Tage schließe ich dann jedesmal mit drei Groschen minus ab."

Er nickte, riet mir auszuhalten, so ginge es im Leben, und dann schieden wir.

Ich kehre nun aber zu meinen vier jungen Damen, den mich beglückenden und fördernden Unterrichtsstunden und vor allem zur Familie von Wangenheim zurück. Ich blieb in dieser Extrastellung, die beinah ganz an die Stelle meiner eigentlichen Stellung trat, volle zwei Jahre, wo glückliche

Fügungen mich ganz aus dieser Stellung herausrissen, und glückliche Fügungen es dahin brachten, daß ich, wie schon an mehr als einer Stelle erzählt, auf vier Jahre nach England geschickt wurde, der Gesandtschaft, wenn man das große Wort gestatten will, literarisch attachiert. Anno 59 — meine Schicksale lagen sonderbarerweise immer in den großen Staatsvorkommnissen in Krieg und Frieden — kam ich, als das Manteuffelsche Ministerium abtrat, nach Deutschland zurück und trat bald danach als Redakteur des englischen Artikels bei der Kreuzzeitung ein. Ich habe da und da davon erzählt. Gesellschaftlich nahm ich meine alten Beziehungen wieder auf, fand alle freundliche Gesinnung unverändert vor, nirgends freundlicher als im Hause Wangenheim. Die Töchter waren mittlerweile herangewachsen, und in demselben Hause, wo ich früher eine Art Hauslehrer gewesen war, wurd' ich nun Hausfreund und verblieb es durch ein Menschenalter hin. Ich habe da viel erlebt, Hunderte von interessanten Persönlichkeiten kennengelernt, aber eh' ich mich einigen davon zuwende, möchte ich zuvor ein paar Worte über das Ehepaar (??) sagen, die dem Hause vorstanden, über das Wangenheimsche Ehepaar.

Er, der Geheimrat, war, als ich ihn kennenlernte, ein Fünfziger und entstammte den thüringischen Wangenheims, die später, vielleicht zu Anfang des Jahrhunderts, nach Württemberg hin verschlagen waren. Der Vater des Geheimrats war der württembergische Minister von Wangenheim, der in bundestaglichen Zeiten eine Rolle gespielt hatte. Seit den Tagen der Reformation war die Familie lutherisch, und in diesem Luthertum zu leben und zu sterben, war Gewissens- und Ehrensache. Trotzdem fügte sichs, daß eine katholische Dame (Fräulein von Meyern) das Herz des Freiherrn gewann, etwa um das Jahr 40. Fünfzig Jahre später wäre die Ehe vielleicht nicht geschlossen worden. In den Jahrzehnten aber, die dem großen Kriege folgten, waren die Gegensätze, die jetzt wieder so stark sind, schwach geworden,

und was ganz speziell ins Gewicht fiel, das Fräulein von Meyern war persönlich eine schwache Katholikin. Aber das änderte sich. Es kam ein Tag der Bekehrung, und als ich die Familie kennenlernte, war der Ton, der durch das Haus gehende Geist, nicht nur ausgesprochen katholisch, sondern es herrschte wohl auch die Hoffnung vor, den lutherischen Freiherrn in die katholische Kirche mit hinüberzuziehen. Aber das mißlang, und dieser Kampf, der lange andauerte, schuf Hauszustände von großem Reiz. In der Regel entstehen daraus Konflikte, die sich bis zu offener Kriegführung, Bitterkeit und Vorwürfen steigern können; hier gab diese Friktion nur gesteigertes geistiges Leben und Wahrung der Tüchtigkeit. Jeder war auf der Hut, sich keine Blöße zu geben, so daß hier nur der Wille gegeben war, der die vorhandene Friktion, das ganze geistige und moralische Leben auf eine höchste Stufe hob. All das war nur möglich, weil das Fundament des ganzen häuslichen Lebens große Liebe war. Der Freiherr liebte und verehrte seine Frau, sie ihn, und die Zwillingstöchter schwankten, ob ihr Herz mehr dem Vater oder der Mutter zugehöre. Der Mutter neigten sie sich zu, weil die Glaubensgemeinschaft sie an sie band; aber der Vater, der ihnen den Schmerz antat, einen andern Glauben zu haben, war doch wohl ihr alles, weil die ganz seltenen Herzenseigenschaften alles wett machten und über alle Bedenken, die der Glaubensunterschied schuf, hinweghalfen. Und das war alles nur in der Ordnung. Er war ein Mann von seltener Güte, bescheiden, ohne jede Spur von Vortrag oder gar Renommisterei, dabei edel, ritterlich, immer zum Nachgeben und zum Verzeihen geneigt. Aber all das ging nie bis zur Schwäche, und so gewiß sein Übertritt die Familie beglückt haben würde, so gewiß war es doch auch, daß die Festigkeit, die er hier bis zu seiner letzten Stunde zeigte, die Liebe zu ihm nur steigerte, weil sich in die Liebe zu ihm der ungeheucheltste Respekt mischte. Er las wohl katholische Legenden und Andachtsschriften, aber nur aus

Hang nach geistiger und literarischer Beschäftigung; der Inhalt glitt an ihm ab, er blieb, der er war.

An Herz und Gemüt war er seiner Frau überlegen (daß gerade ich das sagen muß, der ich durch Herz und Gemüt dieser Frau vom ersten Tage an verwöhnt wurde), an Herz und Gemüt war der alte Freiherr seiner Frau überlegen, aber an Geist übertraf sie ihn und weit vor allem an Temperament, Schneid, Energie, vor allem an jenen Eigenschaften, darunter auch Schwächen (ja diese recht eigentlich), die eine Figur machen. Sie zählt zu den interessantesten Frauen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, und ich habe ziemlich viele kennengelernt. Daß sie so interessant war, lag, wie schon angedeutet, in den Gegensätzen, die sich in ihr einten, richtiger wohl in einem fort bekämpften; denn während sie eine scharfe Katholikin und ihrem Glauben fest und treu ergebene Frau war, so habe ich doch kaum eine Frau kennengelernt, die ihrer Naturanlage nach weltlicher gewesen wäre. Diese Weltlichkeit brach nun beständig wieder durch, ganz ungeniert, beinah mit Freudigkeit, als freue sie sich des momentanen Triumphes über all das Höhere und Transzendentale, und diese Weltkindschaft, ein Boden, auf dem wir uns fanden, lieh der ganzen Frau einen ganz eigenartigen Zauber. Mit dieser Weltkindschaft und der großen gesellschaftlichen Feinheit und Freiheit, die sie auszeichnete, hing es auch zusammen, daß sie nichts lieber tat, als mit mir über katholische Dinge zu sprechen und an meinen mit Fidelität vorgetragenen Ketzereien eine unaussprechliche Freude hatte. Wie der „Narr" an den mittelalterlichen Höfen, konnte ich sagen, was ich wollte, denn sie wußte, daß jedes Verletzliche weit ausgeschlossen war, ja, sie hörte mit feinem Ohr heraus, daß ich inmitten aller Fragezeichen mit vielem auf dem Standpunkt von „wenn schon denn schon" stand und inmitten einer gänzlichen Abkehr mich, wenn denn mal wo hin geneigt sein sollte, mich mehr ihr zuneigte als allen andern. Ich verdanke dem Hause die glücklichsten

Stunden, heiter bis zur Ausgelassenheit und doch immer was dahinter.

Und wie das Haus war, so war die Gesellschaft. Ich sagte schon, daß ich im Laufe von beinah 40 Jahren Hunderte von Personen dort kennengelernt hätte. Ja, das war der Fall. Und von einigen will ich sprechen: Freiherr v. Harthausen, Mallinckrodt, Windthorst, Pater Robino, Gräfin Branicke, Gräfin Voß (geb. . . .) ,Maler Lauchert mit seiner Gemahlin, der Herzogin von Schleswig[1]), Professor Pfannschmidt, General von Schweinitz, Professor Musiker Ehlers, Peter Reichensperger, August Reichensperger, Homeyer, v. Kähler, v. Oertzen, Professor Stiefel, Murat, Professor Maler Herrmann, Frau von Radowitz, der jüngere General von Radowitz, Professor Steinle usw. [Diese Liste erweitern, aber die Namen so stellen, daß die Hauptfiguren, namentlich die Reichenspergers zuletzt kommen. Die Generäle, Unterstaatssekretäre, Geistlichen, die schönen Frauen, die Prinzessin von Schleswig-Holstein (Parenthese zur Gemahlin des Malers Professor Lauchert), die Musiker und Maler usw. rücken zuerst ins Feld, dann erst Mallinckrodt, Harthausen, Windthorst und die beiden Reichensperger. August Reichensperger, weil die interessanteste Figur, macht den Schluß. Bei der Gelegenheit erst das Allgemeine, dann mit Lucä, dann mit Wallot. (Rheinfahrt.)]

Die interessanteste Figur aber habe ich noch nicht genannt. Dies war Hofprediger Windel, früher Charité-Prediger. Königin Elisabeth, Königin Augusta. Dann Hofprediger. Erste Bekanntschaft, als er noch in der Charité war. Schon damals die Königinnen. Dann stieg sein Interesse: er wurde Hofprediger an der Dankeskirche. Sein Charakter. Mischung von Strenggläubigkeit und Schopenhauer. Das zu vereinigen war ein Kunststück. Ausführen, wie er's anfing. Es war mitunter glänzend, aber die letzte Meisterschaft fehlte.

[1]) Hier liegt eine Verwechslung vor. Laucherts Gemahlin war eine Prinzessin Hohenlohe.

So klug er war, es fehlte doch noch ein Letztes von Klugheit, oder er hatte an die Zusammenschweißung doch nicht Zeit genug gesetzt, vielleicht weil er sich sagte: „Das nutzt mir alles nichts; für die große Masse meiner Zuhörer reicht die Sache gerade aus, sie merken nichts und finden es fein und geistreich zugleich, also eigentlich ein Ideal. Und die Höherpotenzierten, die ganz scharf zusehen, die kann ich doch nicht zufriedenstellen, auch wenn ich mir die größte Mühe gebe, eine Art neuer Lehre oder ein bergpredigthaftes Christentum mit Adresse ans ‚Volk' herzustellen." Seine große Szene mit Pfannschmidt zog ihm doch eine Art Niederlage zu. Er nahm den Kampf auf in vollem Siegesmut, denn er war grenzenlos verwöhnt, gerade in diesem Kreise, in bestimmten Beziehungen noch viel mehr als ich. Er konnte sagen, was er wollte, je kühner und verwegener es war, je mehr freuten sich die Wangenheimschen Damen darüber, weil sie darin ein sicheres Zeichen sahen: „Das muß im Katholizismus enden." (Und wer weiß, was gekommen wäre.) Ich meinerseits sah das Verwegene der Sache staunend an, aber gerade diese Gewagtheit, wie beim Turmseil, hatte so was Anziehendes für mich, daß ich gar nicht daran dachte, mich kritisch dazu zu stellen, ich bewunderte nur den Mut und die Geschicklichkeit. Auf dem Heimwege sagte ich dann wohl: „Was doch alles gemacht werden kann." Ich war ihm aber außerordentlich zugetan und hielt große Stücke von ihm. Alles war anders. Dies war es auch, was ihm bei den königlichen Damen seine Stellung durch Jahrzehnte hin gesichert hatte. Es war der Sieg des Aparten und Geistreichen. Er beherrschte den Kreis — aber einmal ging es ihm schlecht. Das war an einem Abend, wo auch Professor Pfannschmidt geladen war, außer der W.'schen Familie selbst nur Windel, Pfannschmidt, ich. Er hatte gehört, daß Pfannschmidt ein „Frommer" und sehr beschlagen sei, was ihn aber bloß mit Heiterkeit erfüllt hatte, und kurz und gut, er orakelte wieder in seinem Schopenhauerstil

los. Aber da kam er schlecht an. Erst gab es ein leichtes Geplänkel. Dann aber schwieg Pfannschmidt, der in das Stadium der berühmten „Stille vor dem Sturm" eingetreten war. Mit einem Male aber nahm er das Wort und sagte: „Mir ist schon vieles vorgekommen, aber das nicht. Sie wollen ein christlicher Prediger sein. Nun. Sie mögen alles sein, aber gerade das Eine, was Sie sein sollten, das sind Sie nicht." Windel gab eine spöttische Antwort, die ungefähr darauf hinauslief: „Mit Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." Aber er wetzte damit die Sache nicht aus, — der Sieger des Abends blieb doch der gute Malprofessor. Dieser war ein guter, ehrlicher Mann, auch ein guter Maler, aber von dem Vorwurf der Ledernheit und Langeweile wird er nicht freizusprechen sein.

Die letzten 80 er Jahre räumten schnell auf: 1890 starb der alte Geheimrat, 1890 Windel, 1889 oder 90 Frau von Wangenheim[1]) und nur die beiden Töchter lebten noch. Die ältere war nach England gegangen, wo sie Priorin eines Dominikanerklosters im Osten von London wurde, die jüngere Schwester blieb an der alten Stätte (im Ursulinerinnenkloster, Lindenstraße) und hält, so weit eine vereinzelt dastehende Dame das kann, die Tradition des Hauses aufrecht. Sie lebt ganz ihrer Kirche, und dieser zu dienen, füllt ihr Leben aus. Ihr Vermögen wird dahin fallen. Als ich sie das letztemal sah und der alten Zeiten gedachte, zeigte sie mir allerlei. Darunter war auch eine wunderschöne Monstranz, die in den nächsten Tagen an ein Kloster in ...... geschenkt werden sollte. Die Monstranz war aus sämtlichem Schmuck aufgebaut, den die beiden Schwestern besessen hatten. Alles gehört nun der Kirche. Dies war der Anfang dazu.

---

[1]) Frau v. Wagenheim starb am 19. 1. 1891.

Fontanes Tagebuch

(Aus seinen letzten Lebensjahren)

1884.

1. Januar, Dienstag.

Gearbeitet, Briefe geschrieben. Um zwei zu Heydens[1]), um Frl. Helene zum Geburtstag zu gratulieren. Gelesen. Den Abend mit Emilie[2]), Martha[3]), George[4]) und Theo[4]) verplaudert.

2. Januar, Mittwoch.

Briefe geschrieben an Dr. Otto Brahm, Dr. Engel[5]) Prof. W. Lübke[6]), Frau Direktor Krigar, Dr. Fr. Witte[7]), Carl Fontane, Lise Mengel und Frl. von Rohr[8]). George zum Lunch bei Mrs. Dooly[9]). Gearbeitet. Abendspaziergang. Gelesen.

3. Januar, Donnerstag.

George reist nach Wahlstatt zurück. Gearbeitet: Scherenberg. Abendspaziergang. Briefe geschrieben. Gelesen.

4. Januar, Freitag.

Gearbeitet: Scherenberg. Mittagsspaziergang; General Favre du Faure getroffen, längeres Gespräch mit ihm über

---

[1]) Der Maler August v. Heyden, mit dem Fontane eine enge, langjährige Freundschaft verband.

[2]) Fontanes Frau.

[3]) Fontanes Tochter, meist „Meta" genannt.

[4]) Fontanes Söhne.

[5]) Dr. Eduard Engel, Literarhistoriker und Sprachforscher.

[6]) Wilhelm Lübke, der bekannte Kunsthistoriker.

[7]) Fontanes Jugendfreund, Fabrikbesitzer und Reichstagsabgeordneter.

[8]) Mathilde von Rohr, mit der Fontane lange Jahre hindurch Briefe wechselte.

[9]) Eine Amerikanerin, als deren Begleiterin Fontanes Tochter nach Italien reiste.

Bleibtreu[1]) und dessen Kunst. Emilie mit Theo in die „Hugenotten". Gearbeitet. Karte von Martha. Rütlikarten geschrieben. Abendspaziergang. Gelesen.

5. Januar, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Karte von George. Mittagsspaziergang; Meta[2]) getroffen und zu Heydens begleitet. In den Rütli bei Menzel: zugegen Menzel, Zöllner[3]), K. Eggers[4]), Lepel[5]), Heyden und ich. Menzel liest die ersten Blätter seines bei Bruckmann erscheinenden großen Werkes (das alle seine Sachen umfassen wird) vor. Abendspaziergang. Emilie mit Jenny Sommerfeldt in Lortzings „Undine". Gelesen.

6. Januar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Am Abend mehrstündiger Besuch von Dr. Brahm; Personal-Welten werden durchgesprochen.

7. Januar, Montag.

Gearbeitet: Scherenberg. Mittagsspaziergang. Emilie schreibt an Frau Anna Witte[6]) (über Martha) und George. Friedel[7]) macht einen Besuch bei Karl Zöllner in der Klinik. Gelesen. Abendspaziergang.

8. Januar, Dienstag.

Spaziergang. Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Meta. Emilie und Meta in den „Oberon". Gearbeitet. Spaziergang.

---

[1]) Der Maler Georg Bleibtreu.

[2]) Fontanes Tochter Martha.

[3]) Karl Zöllner, Sekretär der Akademie der Künste, Jugendfreund Fontanes.

[4]) Gemeint ist wohl Karl Eggers, der jüngere Bruder von Friedrich Eggers, Senator der Stadt Rostock.

[5]) Bernhard von Lepel, Dichter, Jugendfreund Fontanes.

[6]) Die Rostocker Freunde Fontanes.

[7]) Fontanes Sohn, der Verlagsbuchhändler Friedrich Fontane.

9. Januar, Mittwoch.

Spaziergang. Gearbeitet: Scherenberg. Emilie macht bei Mrs. Dooly einen Besuch. Brief und Manuskript an Justizrat Kette in Frankfurt a. d. O. Gelesen. Spaziergang.

10. Januar, Donnerstag.

Spaziergang. Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Buchhändler Steffens aus Dresden. Gelesen. Gearbeitet. Abendspaziergang. Maler Burger getroffen, Plaudereien über A. von Werner[1]), Frenzel[2]), Lindau[3]).

11. Januar, Freitag.

Spaziergang. Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Martha. Briefe geschrieben an Buchhändler Steffens, Geh. R. Zitelmann, Schriftsteller Neumann-Strela. Abendspaziergang. Rundschau gelesen, namentlich einen Artikel Turgenjews über Belinski und Gogol.

12. Januar, Sonnabend.

Karte von George; Brief von Frau Anna Witte. Gearbeitet: Scherenberg. Spaziergang. In den Rütli bei Heyden, zugegen Heyden, Zöllner, Lazarus[4]), K. Eggers und ich. Politisiert. Auf den Friedrichstraßen-Bahnhof, um George zu erwarten; der Zug trifft mit Verspätung ein, und zwar um 10 statt um 9¼. Emilie, Martha, Theo, Friedel zum Ball bei Müller-Grotes[5]).

13. Januar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. George zu General von Lattre. Kurzer Besuch von Martha. Spaziergang. Gelesen. Friedel

---

[1]) Der bekannte Maler.

[2]) Karl Frenzel, Romanschriftsteller und Essayist, Feuilletonredakteur der Nationalzeitung.

[3]) Gemeint ist Paul Lindau, dessen Theaterstücke damals die Bühnen beherrschten.

[4]) Moritz Lazarus, Philosoph, Professor der Psychologie an der Berliner Universität.

[5]) Familie des bekannten Verlagsbuchhändlers.

und Anna Zöllner in die Oper: Ferdinand Cortez[1]). George erst um 10½ nach Wahlstatt zurück.

14. Januar, Montag.

Spaziergang. Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Frl. v. Rohr. Am Abend in die Società oenologica; zugegen: Geh. R. Zitelmann, Geh. R. Dr. Metzel, Prof. Pierson, Abgeordnete Schmidt (für Greifenberg in Pommern), Herr v. Lochow, Dr. Holtze jun. und ich. Nettes unbedeutendes Geplauder.

15. Januar, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Emilie zu Frau von Noville. Gelesen: Bismarcks auswärtige Politik. Abendspaziergang.

16. Januar, Mittwoch.

Briefe von Pastor Much in Loewenberg und Buchhändler Steffens in Dresden. Briefe geschrieben an Lübke und Lepel. Um 3 zu Tisch bei Wangenheims. Hofprediger Windel zugegen; angenehm geplaudert; zum Schluß taucht auch noch Professor Pfannschmidt und Tochter auf. Spaziergang. Gelesen.

17. Januar, Donnerstag.

An Pastor Much geschrieben. Emilie liest mir „Das Recht des Stärkeren" von P. Heyse vor. Um 5 zu Heydens zum Verlobungsdiner; um 6½ mit Emilie ins Theater: „Das Recht des Stärkeren". Mäßiger Erfolg. Auf die Druckerei, um eine Notiz zu schreiben.

18. Januar, Freitag.

Kritik über „Das Recht des Stärkeren" geschrieben. Besuch von Zöllner und Frau Krigar. Einladung zu Lazarus (Heyse-Diner); abgelehnt.

19. Januar, Sonnabend.

Kritiken über Heyses Stück gelesen, und zwar in: Kreuzzeitung, Fremdenblatt, Berliner Tageblatt, Nationalzeitung.

[1]) Oper von Spontini.

Post und Kleinem Journal. Spaziergang. In den Rütli bei K. Eggers. Zugegen: Zöllner, Lazarus, Eggers, Heyden, ich. Gespräch über das Lazarus-Diner vom Tage vorher, über Heyse und sein Stück. Meine Kritik wird vorgelesen; ich meinerseits lese den Lindauschen Brief aus der Kölnischen vor, der die Frenzel—v. Werner-Frage behandelt.

20. Januar, Sonntag.

An Pastor Much in Loewenberg geschrieben: den Hoppenrade-Aufsatz an ihn abgeschickt. Spaziergang. Um 4 zum Diner bei Müller-Grotes[1]); nur noch Prof. Gussow[2]) und Frau zugegen. Scharfer Disput über das alte Thema: die bildende Kunst und die Berliner Kritik.

21. Januar, Montag.

Spaziergang. Besuch von Martha. Briefe geschrieben an Heyden, Stephany[3]), Woeller und Zitelmann.

22. Januar, Dienstag.

Gearbeitet. Spaziergang; Geh. Rat Zitelmann getroffen und über den Ferrand-Abend gesprochen. Besuch von Martha. Besuch von Tante Jenny und Jenny-Tochter. Geplaudert. Gelesen.

23. Januar, Mittwoch.

Krank; im Bett geblieben. — Besuch von Frau Roland.

24. Januar, Donnerstag.

Krank, aber aufgestanden. Briefe geschrieben an Frau Direktor Lessing und Frau Baumeister Fritsch. — Karte von George aus Wahlstatt. — „Was ihr wollt!"

25. Januar, Freitag.

Kritik über „Was ihr wollt" geschrieben. — Ein Kapitel aus „Brennende Liebe" von Hans Hopfen gelesen.

---

[1]) Verlagsbuchhändler.

[2]) Karl Gussow, Maler.

[3]) Chefredakteur der Vossischen Zeitung, deren Theaterberichterstatter Fontane war.

26. Januar, Sonnabend.

Brief von Stephany und Justizrat Kette. Spaziergang. Briefe geschrieben an Zöllner, Geh. Rätin W. Hertz, Fr. Stephany, Amtsgerichtsrat Possart, Justizrat Kette, Franz Duncker. — Besuch von Professor Alexander Strakosch[1]) und Frl. Conrad[2]). Gelesen. Abendspaziergang.

27. Januar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Meta, dann vom früheren Amtsgerichtsrat, jetzigen Maler Felix Possart (Bruder des Münchner Schauspielers und Regisseurs), der mir Bücher und Broschüren über Dr. A. Widmann bringt. Besuch von Pancritius. Gearbeitet: Widmanns biographische Skizze.[3]) Abendspaziergang. Emilie liest mir die große polnische Reichstagsszene aus Schillers „Demetrius" vor.

28. Januar, Montag.

Gearbeitet: Scherenberg. Mittagsspaziergang; Dr. O. Brahm getroffen. Besuch von Meta. Emilie zum Kaffee bei Frau von Heyden. Besuch von Frl. Aug. Scherenberg. An Amtsgerichtsrat Possart geschrieben. Abendspaziergang. Besuch von Oekon. R. Scherz.

29. Januar, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Briefe von Pastor Much, Lise Treutler und einer unbekannten Dame, die mir Sottisen sagt. Carl Fontane schickt mir eine von ihm verfaßte Novelle. Besuch von Onkel Witte. Brief von Felix Possart. Besuch bei Frau Baumeister Fritsch, Fr. W. Str. 17. Briefe geschrieben an Pastor Much und Carl Fontane. Besuch bei Geh. R. Zitelmann; ein Abend für die „Poeten des Berliner

---

[1]) Bekannter Rezitator.

[2]) Mitglied des Kgl. Schauspielhauses, später Gattin Paul Schlenthers.

[3]) In Fontanes „Scherenberg" enthalten.

‚Figaro'" verabredet. Von Zitelmann ins Fr. Wilhelmstädtische (Deutsche) Theater, wo Oskar Blumenthals „Probepfeil" gegeben wurde; Stück und Spiel im ganzen genommen vortrefflich, namentlich Friedmann und Engels ausgezeichnet.

30. Januar, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Mittagsspaziergang. Briefe geschrieben. Um 7½ in die Vorlesung von Alexander Strakosch. Sehr gut. Gelesen.

31. Januar, Donnerstag.

Kritik geschrieben über Alex. Strakosch' Vorlesung (Demetrius und Räuber-Szenen). Besuch von Tante Merckel[1]) und Onkel Zöllner. Briefe geschrieben an die Rütlionen, Felix Possart, Friedrich Stephany und Frau B. Itzerott in Brandenburg. Abendspaziergang.

1. Februar, Freitag.

Gearbeitet: Scherenberg. Mittagsspaziergang. Billetts von Bleichröder. Besuch von Professor Bleibtreu[2]) und Frau. Ins K. Theater. Die „Mitbürger" von H. Lubliner werden gegeben. Aufnahme ziemlich flau.

2. Februar, Sonnabend.

Kritik geschrieben über Lubliners „Mitbürger". Brief und Billetts von A. Strakosch. Gelesen.

3. Februar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch bei Frau von Noville. Großer Nachmittagsspaziergang. Leo Goldammer[3]) im Tiergarten getroffen, auf dem Wege zum Sonntagsverein (Tunnel). Dichter dritten Ranges sind schon lächerlich, wenn sie jung sind, aber solch 72 jähriger, mit kolossalem Asthma,

---

[1]) Die Frau des Jugendfreundes von Fontane Wilhelm von Merckel, mit der Fontane in eifriger Korrespondenz gestanden.

[2]) Der Maler Georg Bleibtreu.

[3]) Näheres über ihn in „Von Zwanzig bis Dreißig."

der immer noch bei seinem vor 40 Jahren angefangenen „Großen Kurfürsten“ sitzt, ist die Lächerlichkeit in höchster Potenz. Dabei immer noch einen schwärmerischen Augenaufschlag, immer noch lyrisch und schwabblig. Er war mal Bäcker, das läßt sich begreifen, dann aber auch städtischer Nacht-Wachtmeister oder Nachtwächter-Oberst, das läßt sich nicht begreifen. Unter seinem Regime muß furchtbar eingebrochen worden sein. Guter Kerl, aber just einer von der Sorte, die die Dichter-Reputation immer tiefer in den Dreck hineinbesorgen. — Emilie in Strakoschs zweiter Vorlesung: Uriel Acosta[1]) und die Makkabäer.[2])

Montag den 4. Februar.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Al. Strakosch. Mittagsspaziergang. Geh. R. Zitelmann getroffen. Auf der Kreuzzeitung vorgesprochen: Gespräch mit Dr. Heffter und Hofrat Adami. Kleinen Bericht über Strakosch geschrieben. Ins Theater: Essex[3]); Herr Nesper Essex als Gast. Mäßig. Spaziergang. Hofball. Brief von Lübke vorgefunden. Gelesen.

5. Februar, Dienstag.

Kritik geschrieben über Nespers Essex. Brief. — Architekt Fritsch[4]). Mittagsspaziergang. Zu Friedel, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Nachmittagsspaziergang. Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Meta. Geplaudert. Gelesen.

6. Februar, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief und Buch von Franz Duncker[5]). Besuch von Meta und Mrs. Dooly. Nachmittagsspaziergang. An Frl. v. Kahle, Frau Architekt Fritsch,

---

[1]) Von Karl Gutzkow.
[2]) Von Otto Ludwig.
[3]) Von Heinrich Laube.
[4]) K. E. O. Fritsch, Fontanes späterer Schwiegersohn.
[5]) Der bekannte Verlagsbuchhändler.

Franz Duncker und E. Dominik[1]) geschrieben. Emilie liest mir die vier ersten Kapitel aus Spielhagens „Uhlenhaus".

7. Februar, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Briefe von W. Friedrich, Siegwart Friedmann[2]), Gymnasialdirektor in Goslar, Dr. Ed. Engel und George. Besuch bei Friedel. Ins Theater: Maria Stuart; Herr Nesper als Leicester. Emilie zu Strakosch, der die drei ersten Hamlet-Akte liest.

8. Februar, Freitag.

Kritik geschrieben über „Maria Stuart". Um 5 zum Diner bei Architekt Fritsch und Frau; außer mir noch Dr. Ziemsen und Baumeister Wallot[3]) zugegen. Sehr nette Konversation. — Emilie zu Friedel, mit dessen Zuständen es leider schlechter geht, weshalb durch den gerade anwesenden Geh. R. Pancritius seine Überführung ins Elisabeth-Krankenhaus beschlossen wird.

9. Februar, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. — Friedel wird im Elisabeth-Krankenhaus operiert; alles scheint vorläufig gut gegangen. — Kleine Notiz über Strakosch und Briefe an Pancritius, Strakosch und Geh. R. Zitelmann geschrieben. Rütli bei mir; zugegen: Lazarus, Eggers, Zöllner, Heyden; Lazarus' Buch: „Über die Reize des Spiels" wird durchgesprochen. Abendspaziergang. Emilie mit Martha bei Müller-Grotes.

10. Februar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Meta. Am Nachmittag zu Dr. Engel in einen literarischen Kaffee, Herren und Damen; Thema: H. Heine. Am Abend „Die Karolinger"[4]) mit Nesper als Gast.

---

[1]) Chefredakteur der Deutschen Illustrierten Zeitung.
[2]) Schauspieler, Mitbegründer des Deutschen Theaters in Berlin.
[3]) Paul Wallot, Erbauer des Reichstagsgebäudes.
[4]) Drama von Ernst v. Wildenbruch.

11. Februar, Montag.

Kritik geschrieben über Nesper in den Karolingern. Emilie mit Wittes bei Dressel[1]).

12. Februar, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Martha. Schillerstiftungssitzung bei Lazarus; Spaziergang mit Horwitz, Frenzel und Eggers.

13. Februar, Mittwoch.

Zu Friedel im Elisabeth-Krankenhause. Auf die Zeitungs-Expedition. Besuch bei Stephany. Munkaczys „Christus vor Pilatus" in der Kommandantenstraße angesehen; Professor Bleibtreu und Prediger Piezker getroffen. Gearbeitet. Gelesen.

14. Februar, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Karte von Herrn Schorer. Geantwortet. Am Abend bei Mrs. Dooly; Frau Anna Witte, Dr. Treibel und Mr. Hogue zugegen.

15. Februar, Freitag.

Gearbeitet: Scherenberg. Karte von Geh. R. Zitelmann. Briefe geschrieben an Buchhändler W. Friedrich und W. Hertz. Gearbeitet. Emilie zu Sommerfeldts. Abendspaziergang. Gelesen. Einige Notizen gemacht. An Amtsgerichtsrat Felix Possart geschrieben.

16. Februar, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Felix Possart und General von Zychlinski. Besuch von Frl. Aug. Scherenberg. Zu Friedel im Elisabeth-Krankenhause; dann in den Rütli bei Lazarus.

17. Februar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Meta. Briefe geschrieben an Gymnasialdirektor Leimbach, W. Friedrich,

---

[1]) Das bekannte Restaurant, Unter den Linden.

Fritz Witte, Geh. R. Zitelmann, General von Zychlinski, Professor Lazarus, Direktor Lessing[1]), Felix Possart. Emilie zu Müller-Grotes. Abendspaziergang. Gelesen.

18. Februar, Montag.

Gearbeitet. Scherenberg. Um 6 zu Mrs. Dooly zum Diner. Um 10 in die Società oenologica, wo ich Herrn von Lossow, Professor Pierson, Professor Holtze und Dr. Pindter[2]) von der Norddeutschen treffe. Nett geplaudert. Um 12½ nach Haus.

19. Februar, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Geschrieben an Prof. Strakosch, Leo Goldammer, Professor Langenscheidt; Geh. R. Zitelmann und Frl. Aug. Scherenberg. Abendspaziergang.

20. Februar, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Herrn Maler Encke. Emilie in die Oper. Abendspaziergang. Gelesen. Briefe geschrieben.

21. Februar, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Am Abend in „Kabale und Liebe". Fräulein Küßner vom Münchner Hoftheater Louise.

22. Februar, Freitag.

Kritik geschrieben über Frl. Küßners Louise. Abendspaziergang. Maler Encke und Frl. Martha Müller-Grote[3]) zum Tee bei uns. Martha krank.

23. Februar, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Am Abend in „Was ihr wollt." Frl. Küßner die Viola als gute Gastrolle.

---

[1]) Besitzer der Vossischen Zeitung.
[2]) Geheimer Kommissionsrat E. F. Pindter.
[3]) Tochter des Verlagsbuchhändlers Müller-Grote.

24. Februar, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Ein paar Kapitel aus „Uhlenhaus" gelesen. Briefe geschrieben. Abendspaziergang.

25. Februar, Montag.

Kritik geschrieben über Fräulein Küßners Viola. Spaziergang. Besuch von Zöllner. An Professor Georg Bleibtreu geschrieben.

26. Februar, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Emilie macht einen Besuch bei Frau Lessing[1]). Ins Theater. „Roderich Heller", Lustspiel von Franz von Schönthan. Sehr nett. Auf die Zeitung. Kleine Notiz geschrieben.

27. Februar, Mittwoch.

Kritik geschrieben über „Roderich Heller". Besuch von Meta. Meta und Emilie zu Sommerfeldts. An Frau Professor Bleibtreu geschrieben. Gekramt. Abendspaziergang.

28. Februar, Donnerstag.

29. Februar, Freitag.

Gearbeitet: Scherenberg. Spaziergang. Am Freitag Abend reist Martha mit Mrs. Dooly nach Italien ab, Linie Luzern-Gotthardtunnel. Vorher Diner bei Lessings. Sehr nett. Ich saß zwischen Fanny Lewald[2]) und Frau Professor Gropius, jene strafbar langweilig wie immer, diese plauderhaft, liebenswürdig und amüsabel wie immer.

1. März, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Nachricht vom Tode der Frau Oberstleutnant Timm, Schwägerin von Zöllners. Rütli bei Menzel; alle Mitglieder zugegen, langes Gespräch über Geschichtsschreibung. Spaziergang.

---

[1]) Gattin des Besitzers der „Vossischen Zeitung".
[2]) Bekannte Schriftstellerin.

2. März, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Um 5 zu Bleibtreus hinaus in Scherenberg- und Orelli[1])-Angelegenheiten. Ich erfahre manches Hübsche und bleibe bis nach 10. Karl bringt mich nach Haus.

3. März, Montag.

Gearbeitet: Scherenberg. An Dr. L. Schwerin geschrieben. Entwurf zu einem Lassalle-Kapitel. Abendspaziergang. Gelesen: Sieg der Engländer beim Brunnen El-Teb.

4. März, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Frau Dr. Quade (Marianne Fontane) glücklich von einem Knaben entbunden. Besuch von Fritz Witte, der von seiner neuntägigen Meininger Wahl-Kampagne heimkehrt. Besuch von Frl. Aug. Scherenberg. Briefe geschrieben. Gelesen. —

5. März, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Dann: die Poeten des Berliner Figaro. Brief und Karte von Martha aus Luzern und Göschenen. An Martha geschrieben. Besuch von Dr. Brahm.

6. März, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Martha aus Mailand; Buchhändler Stilke getroffen: „Poeten des Berliner Figaro". Gelesen.

7. März, Freitag.

An einem Müller-Grote-Toast gearbeitet. Brief von Dr. Ludwig Schwerin über Orelli[2]). Spaziergang. An Geh. R. Zitelmann geschrieben. Die Poeten des Berliner Figaro.

---

[1]) Vgl. die Charakteristik von Orelli in Fontanes „Scherenberg".
[2]) Fontane benutzte den Brief für seinen „Scherenberg".

8. März, Sonnabend.

An dem Müller-Grote-Toast gearbeitet. Zweiter Brief von Dr. L. Schwerin. In den Rütli bei Dr. K. Eggers; zugegen Zöllner, Lazarus, Menzel. Zöllner erzählt von dem Begräbnis der Frau Oberstleutnant Timm, wunderbare Schilderung im Dickens- oder Reuter-Stil. Abendspaziergang.

9. März, Sonntag.

Meinen Müller-Grote-Toast beendet. Dritter Brief von Dr. L. Schwerin. Brief von Pastor Much aus Loewenberg. An Dr. Schwerin und Pastor Much geschrieben. Gelesen. Emilie ins Theater. Abendspaziergang.

10. März, Montag.

Toast abgeschrieben. Gearbeitet. Um 5 zum Jubiläums- und silbernen Hochzeits-Diner bei Müller-Grotes. Etwa 50 Personen. Zugegen Julius Wolff[1]) und Frau, Professor Gussow und Frau und viele „zugereist Gekommene" von Hamm, Karlsruhe usw. her. J. Wolff hielt die feierliche Ansprache. Ganz echt. Ich blieb bis 10, Emilie bis 12, Theo und Friedel bis 2.

11. März, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Frau Lina Duncker. An Martha nach Nizza telegraphiert. Besuch von Frl. Aug. Scherenberg und Geh. R. Herrlich. Abendspaziergang. Geplaudert.

12. März, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von George. An Frau L. Duncker geschrieben. Spaziergang. Gearbeitet. Theo zu Bleichröder.

13. bis 15. März.

Brief von Martha aus Nizza; es geht ihr gut, in Mailand war sie krank. Besuch bei Frau Lina Duncker; mancherlei

---

[1]) Der sehr populäre Dichter des „Tannhäuser" usw.

über Scherenberg und Lassalle[1]) erfahren. Viel spazieren gegangen. Fleißig an Scherenberg gearbeitet. An Dr. Schwerin und Professor von Holtzendorff geschrieben. Begegnung mit Exz. Friedberg[2]) im Tiergarten; halbstündiges Gespräch über Scherenberg. In den Rütli bei Heyden; zugegen Heyden, Zöllner, Lazarus. Abendspaziergang.

16. März, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Martha aus Nizza. Emilie zu Frau Lazarus. Hans Herrigs „Luther-Festspiel" gelesen. An Martha geschrieben. Abendspaziergang. Emilie liest mir die ersten vier Kapitel aus Heines Memoiren vor.

17. März, Montag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Frau Müller-Grote. Brief an Martha nach Nizza abgeschickt. Nachmittagsspaziergang. Karte von George. Gelesen.

18. März, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Briefe geschrieben und abgeschickt an Martha und Mrs. Dooly. Nach Schöneberg; Besuch von Scherenbergs Grab. Frau L. Pietsch getroffen. An Frau Lina Duncker geschrieben. Gelesen. Brief an Fr. Stephany.

19. März, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch bei Frau von Wangenheim[3]). Siemiradzkis großes Bild „Verbrennung eines russischen Häuptlings im 10. Jahrhundert" angesehen. Spaziergang mit Herrn W. Hertz[4]) im Tiergarten. Briefe geschrieben. Gelesen.

---

[1]) Lassalle verkehrte während seiner Berliner Zeit ständig im Dunckerschen Hause.

[2]) Jugendfreund Scherenbergs, später Justizminister.

[3]) In ihrem Hause hatte Fontane mehrere Jahre Unterricht erteilt.

[4]) Fontanes Verleger und Wandergenosse.

20. März, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Briefe geschrieben an Vetter Graumann, Mus.-Direktor Wichmann in Rom (via del Leone 13. I.), Dr. Ed. Engel und Senator Fritz Witte. Zum Diner zu Heydens; nur Knilles[1]), der Schwiegersohn und einige junge Offiziere zugegen. Gelesen. An Heyden geschrieben.

21. März, Freitag.

Gearbeitet: Scherenberg. Korrektur von „Graf Petöfy" gelesen. Briefe geschrieben. Spaziergang. Um 9 kommt Lindau[2]), um mich noch zu einer „Soirée" einzuladen, da sich der Herzog von Meiningen mit seiner Gemahlin (Baronin Heldburg) und zwei Prinzen bei ihm haben anmelden lassen. Ich war da und hatte einen interessanten Abend. Außer den Herrschaften waren l'Arronge[3]), Gussow, Scholz, Jul. Wolff, Hopfen[4]) usw. zugegen.

22. März, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Rütli bei Zöllner; zugegen Lazarus, Eggers, Heyden und ich. Abendspaziergang.

23. bis 25. März.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Martha aus Nizza. Lepel schickt ein König-Geburtstagsgedicht. Briefwechsel mit Dr. Ludwig Schwerin. Zeilen von Frau Lina Duncker.

26. März, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Paul Heyse, Graf Lippe, Dr. Ludwig Schwerin, Besuch bei Frau Lina Duncker Gespräch über Lassalle.

---

[1]) Otto Knille, Maler und Professor an der Kgl. Akademie. Sein bekanntestes Gemälde „Venus und Tannhäuser" in der Nationalgalerie.

[2]) Gemeint ist Paul Lindau.

[3]) Direktor des Deutschen Theaters.

[4]) Hans Hopfen, Dichter und Romanschriftsteller.

27. März, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Korrektur von „Graf Petöfy" aus Stuttgart. Frau Duncker schickt mir Lassalles Trauerspiel: „Franz von Sickingen". Briefe geschrieben an Dr. Ludwig Schwerin, Lina Duncker und Graf Lippe. Abendspaziergang.

28. März, Freitag.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Martha aus Nizza. Emilie liest mir Paul Heyses Volksschauspiel „Die Franzosenbraut" und seine neueste Novelle „Die schwarze Jacobe" vor. Spaziergang mit Maler Kühling. An Paul Heyse und Buchhändler Gerstmann geschrieben. Gelesen.

29. März, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Rütli bei mir. Zugegen: Zöllner, K. Eggers, A. v. Heyden. Gespräch über Akademie-Vorkommnisse. Abendspaziergang.

30. März, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von Dr. J. Weber (Illustr. Zeitung). Gelesen. Briefe geschrieben an Menzel zu seinem Künstlerjubiläum, an Frl. v. Rohr und Dr. J. Weber. Abendspaziergang.

31. März, Montag.

Gearbeitet: Scherenberg. Briefe von Paul Heyse und Dr. Ludwig Schwerin. Besuch bei Frau Professor Lazarus. Abendspaziergang.

1. April, Dienstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Karten an Bismarck. An Paul Heyse, Dr. L. Schwerin und Dr. Ernst Fischer geschrieben. Brief von Martha aus Nizza. Besuch bei Frau von Wangenheim. Emilie zu Frau Krigar. Abendspaziergang.

2. April, Mittwoch.

Gearbeitet: Scherenberg. Brief von George. Emilie schreibt an Martha nach Rom. Mädchenwechsel. Besuch bei Frau Architekt Fritsch; Fr.-Wilh.-Straße 17. Abendspaziergang.

3. April, Donnerstag.

Gearbeitet: Scherenberg. Ins Theater: „Der Mohr des Zaren" von Richard Voß. Auf die Zeitung. Um $11^1/_2$ können wir: Emilie, Friedel, ich, nicht in unsre Wohnung, da die Drücker vergessen sind und das Mädchen zu Bett ist. Zuletzt Rettung. [1])

4. April, Freitag.

Besuch von Fritz Witte. Kritik geschrieben über den „Mohr des Zaren". Auf die Zeitung. Gespräch mit Fr. Stephany. Spaziergang. Gelesen.

5. April, Sonnabend.

Gearbeitet: Scherenberg. Zeitungen gekauft wegen Theaterkritiken über „Mohr des Zaren". In den Rütli bei Lazarus; nur noch Zöllner und K. Eggers zugegen. Lazarus erzählte von einem pompösen Dejeuner bei Paul Lindau, wo Baron de Courcel, der (neben Graf Szecheny) unter den Gästen war, und von seinen früheren intimen Beziehungen zu Baron Spitzenberg. Nach dem Rütli in die Società oenologica. Geh. R. Goltz, der zugegen ist, erzählt sehr interessante Geschichten aus seiner früheren amtlichen Tätigkeit. Um 12 nach Haus.

6. April, Sonntag.

Gearbeitet: Scherenberg. Besuch von Geh. R. Wangenheim und Dr. Richard Voß. Um $5^1/_2$ kommt George aus Wahlstatt. Theo bei Tante Merckel mit „Excellenzens"

---

[1]) Vgl. den Brief an seine Tochter vom 8. April 1884.

(Goßlers) Friedel mit Friedrich Karl (Witte)[1]) und Karl Friedrich (Zöllner) in Stralau und Rummelsburg. Geplaudert.

7. April, Montag.

Gearbeitet: Scherenberg. (Endlich fertig.) Besuch von Frl. Martha Müller-Grote. Briefe von Professor von Holtzendorff und Landrat von Quast. Professor Gustav Richters Begräbnis[2]). Spaziergang. George in die „Walküre". An Professor von Holtzendorff und v. Quast geschrieben. Gelesen.

8. April, Dienstag.

An Meta nach Rom geschrieben. In die Stadt: erst in den Kunstverein, um Girons Riesenbild „Deux soeurs" und dann zu Gurlitt, um Böcklins „Die Toteninsel" und „Odysseus und Calypso" zu sehn. Das Gironsche Bild ist sehr schön, wiewohl ich an die Wahrheit der Situation nicht recht glaube; die Pariser Sittenzustände lassen einen so zugespitzten Gegensatz nicht recht zu; die die Prinzeß spielende „Kokotte" wird beneidet, aber nicht als Gegenstand der Verachtung behandelt, am wenigsten von der armen Verwandtschaft, eine „Kokotte", wenn sie nur einigermaßen gutmütig und mildtätig ist (und ich glaube, dies ist die Regel) ist heutzutage der Segen, nicht aber der Fluch einer armen Familie. Das klingt doll, ist aber wahr. — Böcklins „Toteninsel" ist schön, wirkt aber doch, als hab' er bei sich selbst eine Anleihe gemacht, es erinnert an verschiedene frühere Bilder von ihm; „Odysseus und Calypso" ist nicht übel, aber lächerlich. — Besuch von Fräulein Conrad. George und Theo in den „Barbier von Sevilla". Geheimrats schicken Ruppiner Kiebitzeier. Emilie liest mir die „Bergmanns-Erinnerungen" von A. v. Heyden vor.

---

[1]) Dr. Friedrich Witte, Fontanes Jugendfreund.

[2]) Gustav Richter war Jahrzehnte hindurch der beliebteste Porträtmaler der Berliner Gesellschaft.

9. April, Mittwoch.

Brief von Meta aus Pisa vom 6. (Sonntag). Am Montag früh wollten sie in Rom sein. — Gearbeitet; meine neue Novelle „Irrungen — Wirrungen" wieder in Angriff genommen; die Kapitel geordnet. Brief von der neuen „Deutschen illustrierten Zeitung", Chefredakteur Dominik. Spaziergang. Emilie zu Menzels.

10. April, Donnerstag.

Früh-Spaziergang im Tiergarten; Begegnung mit einem Knakianer, von dem schwer zu sagen, ob er mehr Konventikler oder mehr ein Verrückter war. Das Gespräch dauerte eine Stunde und war mir aller direkten Verdrehtheit unerachtet nicht bloß interessant, sondern auch lehrreich; viele Dinge von rein historischem Charakter erzählte er sehr gut. Brief von der Redaktion der „Deutschen illustrierten Zeitung": E. Dominik und Dr. Hans Hoffmann. Besuch von Redakteur Dr. Steinitz, der im Auftrage der „Gartenlaube" kommt. Kleine Abendgesellschaft: 4 Zöllners, Fräulein Conrad und Fräulein Müller-Grote. Verlief ganz gut.

11. April, Freitag (Karfreitag).

Korrektur aus Stuttgart. (Petöfy.) Gearbeitet: Irrungen — Wirrungen). Emilie macht einen Besuch bei Sternheims und hört Einiges über Martha (Herr Sternheim traf mit ihr in Nizza zusammen). An Dominik geschrieben. Korrektur gelesen. Spaziergang; erst Maler Breitbach dann Pauline und Adelaide Sommerfeldt getroffen. Emilie in die Dreifaltigkeitskirche. Abendbesuch von Menzel; interessante Gespräche über Graf Fleming, Minister Eulenburg und Generalkonsul v. Meusebach.

12. April, Sonnabend.

Brief von Meta aus Rom, Hotel Quirinal. Gearbeitet: Irrungen — Wirrungen. Rütli bei mir: K. Eggers, Lazarus, Zöllner. Abendspaziergang.

13. April, Sonntag. Ostern.

Abermals Brief von Meta aus Rom. Gearbeitet: „Der Karrenschieber", Novellette nach einer Lazarusschen Erzählung[1]). Korrektur gelesen und nach Stuttgart geschickt. Mit Emilie und George zum Diner bei Heydens; nur noch Zöllners zugegen. Spaziergang.

14. April, Montag.

Gearbeitet: Irrungen usw. Unwohl. Gleich nach Tisch zu Bett.

15. April, Dienstag.

Gearbeitet: Irrungen usw. Um 3 Uhr zum Diner zu Wangenheims; nur Hofprediger Windel[2]) und Kusine zugegen. Partie zu Herrn von Schierstaedt verabredet. Abendspaziergang. Bis um 10¼ mit George geplaudert, der um 10¾ nach Wahlstatt abdampft.

16. April, Mittwoch.

Gearbeitet: Irrungen usw. Gelesen. An Leutnant Boehmer in Rastatt (mit Autograph) geschrieben. Spaziergang. Brief von Busch. W. Friedrich. Emilie mit Frau Geh. R. Herrlich in die Oper: „Das goldene Kreuz".[3])

17. April, Donnerstag.

Gearbeitet: Irrungen usw. Mittagsspaziergang. Besuch von Frl. Rosa Burger, Tante Merckel, Frau Harder, Frl. Eichler und Zöllner. Gelesen.

18. April, Freitag.

Brief von Dominik und Joh. Treutler. Emilie schreibt an Treutlers und Frau Lübke in Stuttgart, ich (Geburtstagsbrief) an Otto Roquette[4]) in Darmstadt. Zur Gratulation

---

[1]) Siehe S. 95.

[2]) Vgl. das Kapitel Wangenheim S. 118.

[3]) Oper von Ignaz Brüll.

[4]) Der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt".

bei Tante Jenny, alle Kinder und Enkel versammelt. Nachmittagsfahrt nach Wilmersdorf. Besuch von Herrn Burger jun. An Dominik und Meta geschrieben. Gelesen.

19. April, Sonnabend.

Gearbeitet: Irrungen usw. Brief von Meta; sie hat den Papst gesehn. An Frau Professor Bleibtreu geschrieben. Gelesen. Abendspaziergang.

20. April, Sonntag.

Brief von Meta (Besuch von Villa Ludovisi usw.). An W. Lübke geschrieben. Ins Theater: Götz von Berlichingen; Herr Franz als Franz[1]: Abendbesuch von E. Dominik; bis 12 geplaudert über Gott und die Welt.

21. April, Montag.

Gearbeitet: Irrungen usw. Kritik über Herrn Franz geschrieben. Gelesen. Abendspaziergang.

22. April, Dienstag.

Gearbeitet: Irrungen usw. Spaziergang. Briefe geschrieben. Ins Theater: „Deborah"[2]), Herr Franz und Fräulein Blanche als Gäste; beide schwach.

23. April, Mittwoch.

Kritik geschrieben. Korrektur von „Petöfy" zur Post. Emilie zur Gratulation zu Tante Lise. Abendbesuch von Dr. Ed. Engel: Gespräch über Kroener[3]), Steinitz, Gartenlaube usw. Gelesen.

24. April, Donnerstag.

Briefe geschrieben. Besuch von Emilie Scharnweber aus Breslau; Besuch von Geh. R. Pancritius. Zu Bleibtreus

---

[1]) Vgl. die Unterhaltung in „Die Poggenpuhls": „Manfred ... Herr Manfred".

[2]) Tragödie von S. H. Mosenthal.

[3]) Inhaber der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung, der sich der Redaktion der „Gartenlaube" persönlich annahm.

zum Diner, zugegen: Geh. R. Engelhardt und Frau, Dr. L. Schwerin und Frau, Genremaler Professor Michael und Frau und Amtsgerichtsrat a. D. Possart. Sehr nett. Scheußliches Wetter.

25. April, Freitag.

Gearbeitet: Irrungen usw. Brief von Meta aus Rom. Besuch von Witte. Gelesen. Am Abend ins Theater: „Geyer-Wally"[1]. Frl. Blanche als Gast in der Rolle der Afra. Wieder unbedeutend; die Wirkung des Stückes wieder groß. Besuch von Tante Merckel. Geplaudert. Gelesen.

26. April, Sonnabend.

Kritik geschrieben über Frl. Blanches Afra. Gelesen. Brief aus Stuttgart von Herrn Kroener. Briefe geschrieben an Buchhändler Wilh. Friedrich und Dr. Ed. Engel. Spaziergang. Die Novilleschen Damen zum Tee bei uns; gemütliches Geplauder.

27. April, Sonntag.

Gearbeitet: „Irrungen usw." Briefe geschrieben an Geh. R. Zitelmann, Buchhändler Sternaux, Herrn Kroener in Stuttgart. Besuch von Maler Encke. Spaziergang.

28. April bis 9. Mai.

Bis zum 2. Mai an meiner Novelle (Irrungen usw.) gearbeitet; dann stelle ich wegen Unwohlseins die Arbeit ein und beginne große Partien in die Umgegend von Berlin, zum Teil Ausflüge im Interesse meiner Novelle. Montag, den 5. Mai, Ausflug nach der Jungfernheide, um das Hinkeldey[2])-Kreuz aufzusuchen; Dienstag, den 6., nach dem Rollkrug und dem neuen Jacobi-Kirchhof Mittwoch, den 7. (Bußtag) mit Zöllners nach „Hankels Ablage" an der wendischen Spree. Donnerstag, den 8., Besuch der Menzel-Ausstellung; am Abend ins Theater (Grillparzers „Der

[1]) Drama von Wilhelmine v. Hillern.
[2]) Namhafter Polizeipräsident von Berlin, der im Duell fiel.

Traum ein Leben"). Freitag, den 9., Kritik geschrieben; am Abend zu Zöllners zu Ehren von Storm und Frau. Auch das Schmiedensche Paar zugegen. — Im Laufe dieser Zeit treffen drei, vier Briefe von Martha ein, die immer noch in Rom ist und sich mit Eva Dohm neu anfreundet. Frau Anna Witte trifft zum Besuch in Berlin ein.

10. Mai, Sonnabend.

Reichstagsdebatte gelesen. In den Rütli bei Heyden; Storm nicht zugegen.

11. Mai, Sonntag.

Sehr heiß; herumgepusselt. Um 4 zum kleinen Diner bei Hannchen Lucae; Wittes zugegen, Zöllners, Ohren-Lucaes[1]), Baumeister Becker und Baumeister Lüdicke. Spaziergang.

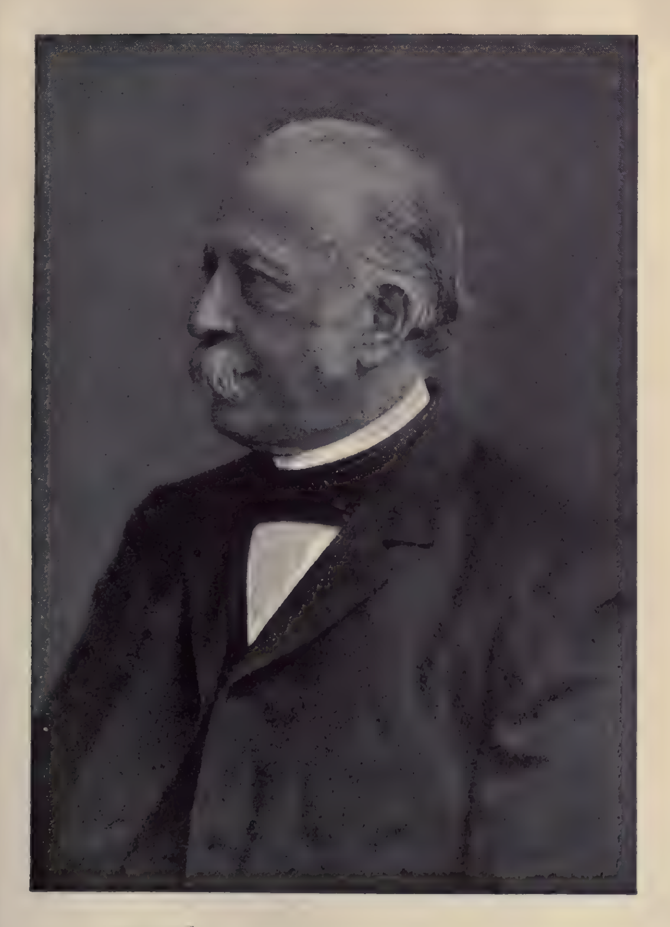
12. Mai, Montag.

Brief von Meta aus Rom; gepackt. Um drei Abfahrt nach Hankels Ablage.

Vom 12. bis 26. Mai, runde 14 Tage, blieb ich in Hankels Ablage und schrieb acht Kapitel zu meiner Novelle „Irrungen — Wirrungen", wodurch ich dieselbe im ersten Entwurf zum Abschluß brachte. Drei Tage von den 14 Tagen war ich wieder in Berlin, Fräulein Pauline Ulrichs Gastspiel halber, die als Pompadour im „Narziß"[2]) und als Gräfin Orsina[3]) auftrat. — Der Aufenthalt im Restaurant Kaeppel war außerordentlich angenehm, hübscher fast als irgendein Sommeraufenthalt, den ich bis jetzt genommen habe: Wasser, Wald, freundliche Leute, ausreichende Verpflegung und billig.

---

[1]) Aug. Joh. Konstant. Lucae, bekannter Ohrenarzt in Berlin.
[2]) Tragödie von Brachvogel.
[3]) Führende Rolle in Lessings „Emilia Galotti".



Th. Fontane



Vom 26. Mai bis 9. Juni früh war ich wieder in Berlin und korrigierte die ersten 13 Kapitel meines Scherenberg-Aufsatzes für die Vossin. Am 6. Juni gab ich diese Kapitel an Stephany ab. Während dieser Zeit hatte ich auch eine Korrespondenz mit Herrn A. Kroener wegen einer für die „Gartenlaube" zu schreibenden Novelle. Es scheint, daß wir einig werden. — Aus Neapel, Capri, Sorrent, Rom, trafen nach wie vor glückliche Briefe von Martha ein. — Am 6. Juni besuchte ich die Gustav-Richter-Ausstellung und die Ausstellung der spanischen Landschaften von Ernst Koerner[1]) und Felix Possart. Am 5. sah ich Menzels endlich fertig gewordenes Bild: „Piazza d' Erbe". — Am 7. unternahmen die „Zwanglosen", eine Gesellschaft, deren Mitglied Theo ist, eine Sommerpartie nach Pichelswerder hin, an der auch wir Alten uns beteiligten. Sie verlief sehr gut; es waren gegen 80 Personen, darunter Frl. Conrad und Frl. Müller-Grote als unsere Gäste, zwei Fräulein Spielhagen, das ganze Haus Meyerheim[2]), Frau Schulze-Asten, Frl. Wuerst usw. Um Mitternacht wieder zu Haus; Theo schoß durch einen brillant vorgetragenen Toast den Vogel ab. — Am Sonntag, den 8., Besuch im Lessingschen Hause, Dorotheenstraße; alle getroffen und gut bei Stimmung. Am 9. früh Abfahrt nach Thale.

In Thale blieb ich beinah drei Wochen, bis zum 28. Ich bezog mein altes Quartier auf dem Hubertus-Bad, bei Marcell Sieben, und hatte im wesentlichen wieder Ursache zufrieden zu sein. Ich fand gute Gesellschaft: General Willerding, Amtsrat Wanschaffe, Gräfin Rothenburg (früher Schauspielerin, Schwiegertochter des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen), Frl. von Heinecclus, ein Ehepaar aus Insterburg, Siebens Schwiegersohn: Friedrich Raspe und

---

[1]) Beliebter Landschaftsmaler.
[2]) Paul Meyerheim, Maler.

Frau usw. Das gab denn viel Plauderei bei Tisch. So war der Aufenthalt eigentlich weniger langweilig als meine Sommeraufenthalte sonst wohl zu sein pflegen. Aber recht froh wurde ich der Sache nicht; ich war matt, arbeitsunfähig und in den letzten drei Tagen krank, ein starker Anfall, der mich ganz runter brachte. Schon auf der Hinreise hatte ich im Coupé die Bekanntschaft des Hofpredigers Dr. Strauß mit Frau und Tochter gemacht; sie, die Frau Hofpredigerin, ist eine geborene von Alten und gefiel mir recht gut. Auch er war nicht übel. Sie luden mich zu einer Partie auf die Victorshöhe und von da nach Alexisbad, Mägdesprung, Gernrode und Suderode ein; zum Schluß besuchten wir die christliche Sommerwirtschaft „Hagenthal" bei Gernrode, die für Sommerfrischlinge ungefähr dasselbe ist, was das „evangelische Vereinshaus, Oranienstraße 106" (soweit es „Hotel" spielt) für Berlin ist. Es liegt hübsch und anmutig. Am Tage darauf waren die Sträuße meine Kaffeegäste. In der letzten Woche besuchte ich auch den vielgenannten „Präzeptor von Altenbrak", Rodenstein mit Namen, ein 80jähriges Original. Es war eine Tagespartie, die mich sehr erfreute, trotzdem ich doch fand, daß man von dem Alten mehr macht als nötig.

Am 28. Juni abends war ich wieder in Berlin. Schon unterwegs war es sehr heiß, und es folgten nun drei heiße Juliwochen. In der ersten hatte ich noch an meinem Scherenberg-Aufsatz zu korrigieren, was mich bei den Temperaturverhältnissen sehr angriff. Am 8. Juli kam Martha wohl und munter aus Italien zurück, und wir sahen sie von da ab beinah täglich. Im Hause war Mädchennot, was die Situation sehr erschwerte: kochen bei 24° im Schatten. Ein Versuch, für mich eine Sommerwohnung in Steglitz zu finden, scheiterte. Dann wollte ich nach Rügen, bis ich mich, infolge meiner Korrespondenz mir Dr. Schwerin, für Krummhübel entschied. — George folgte einer

Einladung zu Herrn H. Leutke (Schwager von Roggatz) nach Thorn. — Vom 12. abends bis 15. früh war Frau Anna Witte mit Annemarie und Richard in Berlin zu Besuch; sie ging nach Tabartz, Lauchner Grund. Um dieselbe Zeit traf Frau Professor Lübke hier ein. — Buchhändler Steffens in Dresden will meinen „Petöfy"; W. Hertz meinen „Christian Friedrich Scherenberg" in Verlag nehmen. — Ich lese in dieser Zeit mit großem Vergnügen in O. Brahms Buch: „Heinrich von Kleist". — Lepel[1]) ist krank und geht nach Wildbad in Württemberg; Sommerfeldts gehen nach Gravenstein bei Flensburg; Wangenheims gehen nach Ems.

In der zweiten Hälfte des Juli ging ich nach Krummhübel, wo mich der liebenswürdige Dr. Schwerin empfing. Ich war erst drei, vier Tage im „Augusta-Bad" einer Art christlicher Herberge, wie sie jetzt in allen besuchten Sommerfrischen Mode werden. Das Zimmer, das ich hatte, war sehr hübsch. Am 4. Tage übersiedelte ich zu Frau Schreiber, einer Art Hintersassin der Familie Exner, und bei dieser guten braven Frau blieb ich über 6 Wochen, die ersten drei allein, die letzten drei in Gesellschaft von Emilie, die, nach ernstlicher Krankheit, ganz elend ankam, aber sich rasch erholte. Die ganze Krummhübler Zeit war so angenehm, wie kaum irgend ein Sommeraufenthalt früherer Jahre, was zur Hälfte an der Bravheit und Freundlichkeit der Wirtsleute, zur andern Hälfte an den netten Leuten lag, die wir dort trafen: an der Spitze Dr. Schwerin und Frau, dann Reichsgerichtsrat v. Graevenitz mit Frau und Tochter (Frl. Toni) dann Frau Oberforstmeister Müller und Tochter (Frl. Gertrud), die Frau Oberforstmeisterin eine Schwägerin der Frau von Graevenitz geb. Müller. Außerdem: Professor Hoppe und Professor Simon, beide vom Grauen Kloster in Berlin, Kunsthändler Ruthardt (Firma Amsler und Ruthardt), Frau von Wietersheim mit 5 hübschen Töchtern,

[1]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".

Familie Grosser (der eine Bruder Zimmer- und Baumeister in Schmiedeberg, der andere reicher Kaufmann in Berlin) Amtsrichter Dr. Friedländer[1]) in Schmiedeberg, Dr. Otto Schöneberg aus Berlin (Neffe meines alten Scherenberg) und andere noch. So ging man aus einer Hand in die andere, hatte Anregung und Zerstreuung. Am Vormittag arbeitete ich an meiner Novelle „Cécile", las O. Brahms „Kleistbuch" und die Nationalzeitung. Am 1. oder 2. September reisten wir ab, blieben bis am andern Tag bei Dr. Friedländer und seiner angenehmen Frau in Schmiedeberg, und dampften dann gemeinschaftlich bis Kohlfurt, wo wir uns trennten; Emilie fuhr zu Treutlers nach Neuhof, ich fuhr nach Berlin.

Zu Hause fand ich Theo und Martha, welche letztere sich am 28. August plötzlich von Mrs. Dooly getrennt und von Harzburg aus (wo sie waren) verabschiedet hatte. Damit waren die Pläne für San Franzisko glücklich begraben[2]). Wir alle waren dessen von Herzen froh; auch Martha selbst. — Ich blieb nur etwa 5 Tage in Berlin, wo ein Gastspiel stattfand, fing meinen Scherenberg für die Buchausgabe an zu korrigieren und ging dann am 7. September nach Stralsund und Rügen, wo ich eine Woche blieb. Am ersten Tage: Stralsund (Schill), Bergen (Rügen) und spät am Abend Eintreffen in Saßnitz, wo ich im Fahrenberg-Hotel ein gutes Zimmer erhielt. Das Leben in Saßnitz eigentlich langweilig, raufgepufft in seinen Forderungen und nicht viel dahinter, aber die See- und Landschaftsbilder halten einen schadlos. Den zweiten oder dritten Tag Ausflug nach Stubbenkammer, Hertha-See, Lohme, Arcona, was zusammen zwei Tage dauerte. Landschaftlich sehr schön, vielfach an Sorrent erinnernd, namentlich in den Hauptlinien;

---

[1]) Mit Dr. Georg Friedländer trat Fontane in sehr ausgiebigen Briefwechsel ein.

[2]) Fontanes Tochter hatte eine Übersiedlung nach Amerika mit Mrs. Dooly in Erwägung gezogen.

im Detail natürlich alles arm und dürftig. In Lohme war ich einen ganzen Tag lang mit Balduin Möllhausen[1]) und Frau zusammen. Nach diesem Abstecher noch anderthalb Tage in Saßnitz verblieben, dann in fünfstündiger Abend- und Nachtfahrt über Jagdschloß Prora nach Putbus, wo ich nach Mitternacht eintraf und im „Fürstenhof" unfreundlich aber gut untergebracht wurde. Den andern Vormittag (Sonntag) in Putbus, sehr hübsch. Über Mittag nach Bergen zurück und um 4 direkte Rückfahrt nach Stralsund und Berlin, wo ich gegen Mitternacht eintraf. Die ganze Reise hatte nur 7 Tage gedauert und mich sehr befriedigt, trotzdem ich, mit Ausnahme der Begegnung mit Möllhausens, nichts persönlich Angenehmes erlebt hatte. Volk, das einen schröpft, fast schlimmer wie auf Norderney.

Am 23. September kam Emilie aus Neuhof zurück. Friedel hat seine Lehrzeit bei Langenscheidt[2]) beendet und verläßt Berlin, um zunächst einen Besuch in Dobbertin und Rostock zu machen, und dann in Jena in das Frommansche Sortimentsgeschäft einzutreten. Martha nimmt eine Stellung in Fräulein Leydes höherer Mädchenschule an und wird Lehrerin in der 3. Klasse, avanciert aber schnell. Am 2. Oktober Mädchenwechsel; wir ergattern eine wundervolle alte Zierliese, die sich „männerfeind" nennt und in der dritten Person nie anders als von „Fräulein Wenzel" von sich spricht. — Der Druck meines Scherenberg-Buches beginnt, geht aber sehr langsam vonstatten. Ich beginne Mitte Oktober (um dieselbe Zeit erscheint bei F. W. Steffens in Dresden mein Roman „Graf Petöfy") meine für die „Gartenlaube" bestimmte Novelle: „Fein Gespinnst, kein Gewinnst" zu schreiben und beende sie Ende November im Brouillon[3]). — Am 22. November feiern wir ein „Schillerfest"

[1]) Populärer Romanschriftsteller.
[2]) Bekannte Verlagsbuchhandlung.
[3]) „Unterm Birnbaum."

(25jähriges Bestehen der Schillerstiftung) an welchem Tage ein von Rodenberg[1]) gedichtetes Festspiel zur Aufführung kommt. Professor Lazarus hält die Festrede; ich leiste den Kaiser-Toast. — Mitte Dezember kommt Wildenbruchs „Christoph Marlow" zur Aufführung, den ich besser finde als seine früheren Stücke; die kritische Kollegenschaft denkt aber ungünstiger darüber. — Am 20. Dezember kommt George aus Wahlstatt, um die Weihnachtsferien bei uns zu verbringen; am Heiligabend sind wir alle beisammen, nur Friedel fehlt, aber ein Fest- und Familienbrief von ihm wird verlesen. — Am 1. Feiertag sind wir mit Zöllners bei Heydens. Am 24. stirbt Baurat Schwatlo, unser alter Reisegefährte in Italien, und wird am 28. begraben. Am 29. sind wir bei unsern alten Wangenheims zu Tisch. — Am 30. Geburtstagscour bei mir (Sommerfeldts zu Abend); am 31. Sylvesterpunsch mit den Kindern, Theo hält an des abwesenden Friedels Stelle die herkömmliche Rede.

1885.

Am 1. Januar langweilig viel Karten; Geburtstagsgratulation bei Helene von Weigel.

Am 2. Januar kommt Lise Witte (Mengel) auf viertägigen Besuch; am Abend kleine Jugendgesellschaft bei uns. Verlauf mäßig aus allen möglichen Gründen.

Am 3. Januar mit George nach Wahlstadt zurück; Rütli bei mir; nur Zöllner und K. Eggers zugegen.

4. Januar, Sonntag.

Die Vossin bringt meine lange Besprechung über Dr. Engels Buch: Psychologie der französischen Literatur: Emilie mit Frau Geh. Rätin Herrlich ins Opernhaus: Stumme von Portici.[2]) Lise Witte und Martha erst zu Menzel-

[1]) Julius Rodenberg, Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Dichter und Romanschriftsteller.

[2]) Oper von Auber.

Krigars, dann zu Müller-Grotes. An Dr. Eigenbrodt, Neumann-Strela und Friedrich Stephany geschrieben; an letzteren meine Kritik über Pantenius' Roman: „Die von Kelles" eingeschickt. Abendspaziergang. Gelesen.

5. Januar, Montag.

Briefe von Dr. Engel, A. v. Heyden, Frl. Toni v. Gräwenitz und Dr. Franz Hirsch (Schorers Familienblatt). Emilie und Lise Witte in die „Ruhmeshalle" usw. Besuch von Frau und Frl. v. Noville. Gearbeitet (Fein Gespinnst usw.). Spaziergang mit Theo. Bei Pancritius[1]), das jährliche Honorar abgegeben. Briefe geschrieben an Dr. Engel, A. v. Heyden, Helene v. Noville, Toni v. Grävenitz und Dr. Franz Hirsch. — Emilie mit Lise Witte in Blumenthals „Große Glocke".

6. bis 11. Januar.

Gearbeitet: Korrektur von „Fein Gespinnst". Die Vossin bringt meine Kritik über Pantenius „Die von Kelles". — Kleines Diner bei Frau von Noville mit verschiedenen Mitgliedern der Familie v. Wedelstaedt. Emilie vor Langerweile krank. — Brief an Dr. E. Engel über „Keltentum" usw. — Am 7. Reichstags-Eröffnung; Bismarck spricht an verschiedenen Tagen, mehr und glänzender denn je. — Rütli bei Lazarus; Zöllner, K. Eggers und Heyden zugegen. —

12. Januar, Montag bis 22 Januar, Donnerstag.

Gearbeitet: Korrektur von „Fein Gespinnst" usw., jeden Tag ein Kapitel. — Am 17. wurde Gensichens „Lydia" gegeben und danach das dreiaktige Lustspiel: „Die vier Temperamente" von Lothar Clement. Das letztere ganz erbärmlich, höchst anspruchsvoll und langweilig. — Große Gesellschaften bei Heydens und Müller-Grotes; Emilie und Martha zugegen; ich „verhindert". — Der Druck meines Scherenberg-Buches wird beendet. — F. W. Steffens

[1]) Fontanes Arzt.

schickt mir die über „Graf Petöfy“ erschienenen Kritiken, — alles jammervoll, das Lob öde, der Tadel unsinnig, böswillig. O Kritik in Deutschland, im Lande der Kritik! — Besuch von Herrn Hofschauspieler Müller. — Brief von Frl. Clara Meyer; sie ist zu dumm; Lehndorff ist gerechtfertigt, daß er sie nicht geheiratet hat; er brachte wohl auch nicht viel mit. — Am 22. Besuch von Onkel Scherz.

23. Januar, Freitag.

Gearbeitet: Korrektur. An W. Hertz geschrieben. Emilie macht einen Besuch bei Frau Professor Lazarus. Gelesen. Abendspaziergang. Brief an Oberamtmann Steinlein und Professor Lazarus.

24. Januar, Sonnabend.

Gearbeitet: Korrektur. Karte von A. Menzel, Rütli fällt aus. Besuch von Oberamtmann Steinlein; hat natürlich ein Stück verbrochen und noch dazu „Düwecke“. — Viele Stunden lang in Holbergs dänischer Geschichte gelesen; diese alten Geschichtsschreibungen sind interessanter als die neuen und werden sie überleben.

25. Januar, Sonntag.

Karte von Friedel aus Jena. Langer Tiergartenspaziergang am Vormittag und Nachmittag: Theo und Meta bei Sternheims zum Geburtstagsdiner. Emilie und Meta am Abend bei Müller-Grotes; ich zu Haus. — „Düwecke“ gelesen. An Ob.-Amtmann Steinlein und Herrn Hertz geschrieben. Kamerun-Studien.

26. Januar, Montag bis Sonntag.

8. Februar.

Während dieser vierzehn Tage führe ich die Korrektur meiner Novelle weiter. Am 31. geben die „Zwanglosen“ ihr großes Fest im Englischen Hause: Ouvertüre, Singspiel, Toaste, Tanz; alles in allem sehr gelungen. Am 6. Februar

großes Diner bei Müller-Grotes, zugegen viel Buchhändlerwelt, außerdem Hofrat Dr. Horn aus Potsdam (Karikatur) und Frl. Johanna Schwartz vom K. Theater. — Vorher am 28. Januar großes Diner bei Frl. Anna von Kahle, Bildhauerin. Ihre Schwester, Frau v. Hymen (Witwe) sehr hübsch; außerdem zugegen Freiherr von Levetzow, früher Präsident des Reichstages, Landschaftsmaler von Kameke[1]) mit Frau und Tochter und Major von Pfuhlstein, jetzt Bataillonskommandeur im Garde-Füsilier-Regiment, früher Adjutant des Kronprinzen. Auch noch viel andere Militärs, so beispielsweise Major Stünzel vom großen Generalstab mit Frau. — Am 5. Februar trifft die Nachricht ein: „Chartum gefallen, Gordon tot oder gefangen." — Am 7. Februar werden die Anarchisten (Niederwald-Denkmal) Reinsdorff und Küchler in Halle enthauptet. — Am 6. Februar interessanter Brief (Novellenstoff) von Frau Geh. Rätin Brunnemann aus Meran. Am selben Tage Verlobungsanzeige aus München: Paul Heyses jüngere Tochter Clara hat sich mit einem bayrischen Artilleriehauptmann verlobt. — Am 7. kleine Abendgesellschaft bei uns: Litti und Braut, Frl. Wandel, Paul Meyer, der junge Herr Rieger aus Darmstadt. — Am 8. Telegramm von George: Am 1. Mai kommt er nach Lichterfelde.

Montag, den 9. Februar bis Sonnabend, 21. Februar.

Ich war während dieser zwei Wochen meist krank, zuletzt bettlägerig. „Tartüffe" wurde neu einstudiert gegeben und von mir besprochen, dann folgte Freitag den 20. Heyses „Alkibiades", über das O. Brahm berichtete. Aufnahme der Novität nur mau. — Am 17. Martha im Kostüm einer Holländerin zum Fastnachtsball bei Müller-Grotes. — Korrespondenz mit Lindau über ein Bismarckgedicht zum 70. Geburtstag des Fürsten. Ich übernehme es; viel wird es nicht

[1]) Otto von Kameke, hauptsächlich durch seine Alpenlandschaften bekannt.

werden[1]). — Besuch von Paul Heyse, dessen Familie: Frau, Tochter, Schwiegersohn mit in Berlin ist. — Während meiner Krankheitstage wird mir vorgelesen: Julius Stindes „Familie Buchholz" und Paul Heyses poetische Reisebriefe an Böcklin, Scheffel, Ribbeck, W. Hertz usw. Alles ausgezeichnet, auch das Stindesche Buch sehr amüsant. — Einladung zum „Bismarck-Kommers" (abgelehnt), — Brief von Frau Hedwig Grundmann geb. Burtz, die Auskunft über Otto Fontane und seine Familie wünscht.

Vom 22. Februar bis Ende April 1885.

In diesen zehn Wochen, die ich, gegen Wintergewohnheit, bei wenigstens leidlicher Gesundheit zubringe, beende ich die Korrektur meiner Novelle: „Es ist nichts so fein gesponnen" und schicke sie am 22. April an die Redaktion der Gartenlaube. Kroener schickt mir umgehend das Honorar und schreibt überaus liebenswürdig und anerkennend. Kleines Labsal. — Gesellschaftlich all die Zeit über wenig erlebt; Korrespondenz mit Pastor Windel in Meran, mit Dr. Friedländer in Schmiedeberg, denen ich mein Anfang März erschienenes Buch „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—60" schickte. Dasselbe Buch auch an Minister v. Puttkamer und Geh. R. v. Bitter geschickt. Die Kritik nimmt es freundlich auf. — Ende März stirbt Frau Amtsrichter Späing, reizende junge Frau, älteste Tochter der Frau Müller-Grote. — Am 2. April große Bismarckfeier; „Nord und Süd" bringt 6 Bismarckgedichte, darunter auch das meine: „Jung-Bismarck". Lindau hatte niemandem mitgeteilt, daß es auf einen Sanges-Wettstreit hinausliefe, was ich unpassend finde. Die ganze Geschichte kriegt dadurch was Fabrikmäßiges und wirkt mindestens ebenso sehr als Ulk wie als Huldigung. Aber Lindau hat das Vorrecht solcher Späße. — In Haus und Familie allerhand Wechsel. George wird zum Militärlehrer in

---

[1]) Vgl. unten.

Lichterfelde ernannt und verläßt Wahlstatt nach dreijähriger Anwesenheit daselbst. Theo macht sein Intendantur-Assessorexamen Anfang April und tritt Ende April seine Stellung bei der Korps-Intendantur in Münster an. Friedel verläßt Jena zu Ostern und geht nach Leipzig in das Förster-Volkmannsche Geschäft. Martha erkrankt am Gründonnerstag an einer Milzaffektion und ist viele Wochen lang recht krank und elend. — In der Politik zieht sich ein Kriegsgewitter zwischen Rußland und England zusammen und erregt nicht bloß die Börse, sondern auch Haus Fontane.

Von Ende April bis Ende Mai.

Das Kriegsgewitter zerstreut sich wieder. In den ersten Maitagen gehe ich mit Martha auf 14 Tage nach „Hankels Ablage“, Restaurant und Villa Kaeppel. Wir erholen uns beide, denn auch ich war herunter, sehr bald aber wird es so kalt, daß an die Stelle der Nervenaffektion Erkältungsfieber tritt. Auch bei Martha sind die Fortschritte nur von kurzer Dauer. Dazu beständiges Gastspiel (Herr Müller-Hanno vom K. Theater in Hannover und Frl. Rübsam vom Stadttheater in Aachen) was mich zwingt, immer unterwegs zu sein. Mitte des Monats nach Berlin zurück. Ich erhole mich allmählich, aber Martha bleibt krank; sie geht auf ein paar Tage zu Müller-Grotes, von dort aus, zu längerem Aufenthalt, nach Rostock zu Wittes. — Emilie und ich mieten wieder bei Frau Schreiber in Krummhübel. Ich erledige allerhand kleine Arbeiten: Kritik über Lindaus Buch „Aus zwei Welten“, über Heibergs Roman „Apotheker Heinrich“ und manches ähnliche. Korrespondenz mit Lindau wegen eines Versbeitrages zu „Nord und Süd“ (100. Heft). — Kröner macht mir einen Besuch und wünscht für 86 eine neue Novelle, Pendant zu der von 85. Ich verspreche ihm eine solche. Zugleich Verhandlungen über „Sidonie von Borcke“. Viele Briefschulden abgetragen. „Kreuzzeitung“ und „Gegenwart“ für die Zeit vom 1. Juli ab abbestellt.

George lebt sich in Lichterfelde wieder ein; Theo beginnt sich in Münster zu gefallen; Friedel nimmt eine Stelle zum 1. Juni in Oldenburg an, Schulzesche Hofbuchhandlung. Mitte Mai erscheint Frau Prof. Stockhausen, um ihren Emanuel in Theaterunterricht zu geben; sie wählt, nach einem Zwiegespräch mit Friedmann, Dr. Pohl vom Deutschen Theater als Lehrer. — Am 17. Mai früh stirbt mein alter Lepel, kurz vor zurückgelegtem 67. Jahr, in Prenzlau. Zwei Briefanzeigen erfolgen: eine von der zweiten Frau, die andere vom ältesten Sohn erster Ehe, die eine im Stil des esprit fort oder doch mindestens im Logenstil, die andere im orthodox-vorpommerschen Adelsstil. Er wird in Prenzlau am 20. Mai begraben, nicht in der Lepelschen Familiengruft zu Wieck. Alles Familientragödie.

Vom Anfang Juni bis 8. Oktober 1885.

Am 1. Juni ging ich nach Krummhübel und bezog meine alte Wohnung bei Frau Schreiber; den 13. Juni kam Emilie nach, am 10. oder 11. George, nahm aber eine abgetrennte Wohnung. Ich entwarf in den ersten 8 Tagen meine neue Novelle, schrieb dann bis Mitte Juli Verse, darunter ein langes Bismarckgedicht, und begann dann mit der Korrektur meiner Novelle „Cécile", welche schwierige Arbeit bis zum 17. oder 18. September andauerte, an welchem Tage ich nach mehr als 3½ monatiger Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte. Mein diesmaliger Aufenthalt war sehr angenehm, noch angenehmer als der von 84. Ich hatte sehr viel Anregung und verkehrte nicht bloß mit den verschiedenen Bewohnern des Schreiberschen Hauses, darunter 7 Winterheims, Ruthardt, Pastor Wenig und Frau, Geh. Rätin Mohrdiek und Töchter usw. usw., sondern auch mit Dr. Schwerins, Reichsgerichtsrat v. Grävenitz und Familie, Justizrat Kette samt Frau und Töchtern, Geh. R. Pochhammer, Geh. R. Wohlers und vielen anderen. Fast war es zuviel. Dazu kamen noch die neuen Bekanntschaften und

Freundschaften in Schmiedeberg und Arnsdorff: Prinz Reuß und Gemahlin, Bankier Grosser und Familie einschließlich Frau Geh. Rätin Stockhardt, Amtsrichter Dr. Friedländer und Frau, Geh. Rat Professor Friedberg und Frau, Geh. Rat Professor Stobbe und Frau geb. Eberty, Fabrikbesitzer Richter und Frau geb. Eberty, Frau von Bülow[1]) (Hans Arnold) geb. Eberty, Direktor Menzel usw. Dazu kamen ferner die Personen, deren Bekanntschaft ich bei Prinz Reuß machte und zu denen ich meistens späterhin noch in Beziehung trat: Hofmarschall St. Paul-Illaire und Frau, General v. Grolmann und Frau, Baron Rothenhan und Frau geb. v. Jagow, Generalin v. Neumann-Cosel geb. Gräfin Pfeil mit ihren zwei schönen Töchtern. Dieser ganze reiche Verkehr interessierte mich lebhaft und würde mich 20 Jahre früher beglückt haben; so aber empfand ich doch beständig ein „zu spät" und fühlte neben dem Freundlichen und Angenehmen etwas Störendes heraus. Immer unterwegs und am Ende „Wozu der Lärm?" Aber gesundheitlich tat es mir wohl, und ich traf in leidlich guter Verfassung wieder in Berlin ein. Einige Tage widmete ich noch der Novellenkorrektur, dann begann ich Prolog, Toast und Verse zum großen Koloniefest, 200jährige Jubelfeier, zu schreiben. Im August und September brachte die „Gartenlaube" meine Novelle „Unterm Birnbaum"; Anfang Oktober sprach mir Buchhändler Müller-Grote seinen Wunsch aus, die Novelle zu verlegen und spätestens Mitte November wird sie erscheinen. Andere Beziehungen zu Westermann, Über Land und Meer und Bazar zerschlugen sich wieder. Vom Erscheinen einer neuen Auflage bei Hertz, seis Novellen, seis Wanderungen, seis Scherenberg-Buch — keine Rede. Nun, es muß auch so gehn. Die Kinder waren all die Zeit über in ihren alten Positionen: George in Lichterfelde, Theo in Münster (ein Festspiel für das Koloniefest schreibend),

[1]) Babette v. Bülow geb. Eberty schrieb unter dem Pseudonym Hans Arnold Novellen.

Friedel in Oldenburg, Martha, sehr allmählich genesend, in Warnemünde, Rostock, Schwiggerow. Am 8. Oktober kehrt sie von Schwiggerow wieder nach Berlin zurück. — Im Theater lassen die Novitäten auf sich warten; an Stelle des in Berchtesgaden verstorbenen Berndal wird Herr Weise aus Kassel, ein Schüler Lewinskis, engagiert und debutiert als Alba. — Die ganze erste Oktoberwoche Berlin in großer Aufregung wegen des Unsittlichkeits- und Meineidsprozesses von Professor Maler Gräf. Am 7. Oktober wird er freigesprochen[1]).

Vom 9. Oktober bis 17. November.

Gleich nach dem Prozeß machte ich die Bekanntschaft des Staatsanwalts Heinemann, eines klugen, tüchtigen und charaktervollen Mannes, vielleicht ein wenig zum Philister und Topfkucker neigend. Friedrich Stephany von der Vossischen war vor 25 Jahren sein Privatlehrer in Stettin, weshalb er bis diesen Tag Beziehungen zu diesem unterhält. Mitte November bin ich auch in einer Gesellschaft bei Stephany mit Staatsanwalt Heinemann zusammen und sein Tischnachbar. Außerdem zugegen: Frau Professor Sonnenschein (Witwe meines alten Chemielehrers), Amts- oder Landgerichtsrat Hesse, Sohn des verstorbenen Baurats, und ein Ölgötze Dr. Liepmann oder Lippmann, der vor Ziererei nicht sprechen konnte.

Am 1. November feierte die Kolonie das Fest ihres 200jährigen Bestehens in Brandenburg bzw. Berlin. Kirchliche Feier; am Abend Schauspiele im großen Saale der Philharmonie, Prolog, sechs lebende Bilder (Hugenottenzeit), Festspiel, dann Souper und Tanz. Prolog und Bildertext von Th. F. sen., das Festspiel von Th. F. jun. Auch Martha machte die Feier mit. Am 3. (Sonntag) Koloniediner im Englischen Hause; sehr nett; die üblichen Reden, im ganzen genommen schwach, nämlich in Preußenanbetung

[1]) Vgl. den Brief an Georg Friedländer vom 7. Oktober 85.

und Katholizismusbekämpfung. Theo und Friedel waren von Münster und Oldenburg herübergekommen, um dem Feste beizuwohnen; Theo als Dichter wurde sehr gefeiert. Friedel blieb drei, Theo acht Tage.

Am 5. November kehrte Martha nach Rostock zurück, um daselbst im Witteschen Hause den Winter zu verbringen. — Am 14. November erscheint „Unterm Birnbaum" bei Müller-Grote. Werd ich in diesem Zeichen siegen? Emiliens Geburtstag bringt viel Freundliches von nah und fern. — Am 11. war Lieschen Treutler auf Besuch eingetroffen, um, in Marthas Abwesenheit, ein paar Wochen bei uns zu verbringen. — Am 16. abends erfahren wir durch einige freundliche Zeilen General von Strubbergs, daß George zum Hauptmann avanciert sei. — Am 17. Frl. Emma Weinschenks Polterabend im Lessingschen Hause: sehr glänzend; ausgewählte Gesellschaft; Bräutigam: Premierleutnant Suhle im 37. Regiment, Krotoschin.

Vom 18. November bis 31. Dezember 1885.

Ich fahre fort mit der Korrektur meiner Novelle „Cécile" und komme damit bis zur Hälfte. — Die Novelle „Unterm Birnbaum" erscheint bei Müller-Grote und macht selbstverständlich gar keinen Eindruck. Absatz womöglich noch schlechter als bei Hertz. Dagegen erscheinen bei Müller-Grote: Märchen von Frau Anna Lindau, geradezu entsetzlich, Verhöhnung von Sitte und Geschmack, woraufhin dieselben „Weihnachtsbuch" werden und gut gehen. Wohl bekomms! — Am 8. Dezember ist Menzels 70. Geburtstag, zu dessen Feier ich in der Vossin das beigeklebte Gedicht veröffentliche[1]). Es trägt mir ungewöhnlich viel Anerkennung ein, leider gemischt mit Ärger und Demütigungen. — Im Theater ist nicht viel los; Berndals Tod und Ludwigs andauernde Krankheit machen sich fühlbar; Putlitz' „Walde-

[1]) „Auf der Treppe von Sanssouci." In Fontanes „Gedichte" aufgenommen.

mar" wird, neueinstudiert, gegeben und erzielt einen hübschen Erfolg. Emilie ist oft in der Oper (Bleichrödersche Loge), Gesellschaften sehr wenige, was mir sehr lieb und meiner Gesundheit sehr zuträglich ist. — Ich schicke Bücher nach Schmiedeberg (Friedländer), Arnsdorf (Frau Richter), Breslau (Frau von Bülow) und Krummhübel (Frau Schreiber, Lehrer Lösche, Exners) und erhalte von allen Antwortsbriefe. — Meta bleibt in Rostock und fühlt sich wohl; bei Wittes stellt sich Trauer ein: Frl. Marie Witte stirbt nach langer schmerzlicher Krankheit. — Am 20. oder 21. Dezember kommt Theo von Münster auf Weihnachtsbesuch; am 24. (Heiligabend) verlobt sich George mit Frl. Martha Robert; ältester Tochter des Justizrats Robert. Allseitige große Freude. — Am 26. Diner bei den alten Schwerins, am 27. Diner bei Roberts, am 28. an Onkel Scherz zum Geburtstag geschrieben, am 29. Diner bei Wangenheims, Hofprediger Windel zugegen. Am 30. Dezember Geburtstag: viele Briefe und Gratulanten; um 6 ins Theater, wo die „Journalisten" gegeben werden; Herr Gärtner aus Kassel als Gast. Am 31. wieder ins Theater: Tilli, neues vieraktiges Lustspiel von Francis Stahl; recht hübsch. Emilie zum Sylvesterpunsch bei Roberts. Die Kinder munter und fidel, die alten mit. Mög' es so bleiben!

1886.

Vom 1. Januar bis 28. April.

Theo, den Georges Lorbeeren nicht schlafen lassen, verlobt sich den 13. März mit Fräulein Martha Soldmann, Tochter des Oberpostdirektors S. in Münster. Wir werden die Bekanntschaft der Braut erst bei Gelegenheit von Georges Hochzeit, also mutmaßlich Mitte Juni machen. Diese zweite Verlobung erfreut uns wie die erste. — Am 7. März war Martha, nach fast halbjähriger Abwesenheit, (in Rostock) wieder bei uns eingetroffen, nicht ganz gesund, aber doch

leidlich wiederhergestellt. — Die Wintermonate vergehen insoweit glücklich, als ich (zum erstenmal in meinem Leben) gesund und arbeitsfähig bleibe. Das Theater nimmt meine Zeit sehr wenig in Anspruch, was mit Ludwigs schwerer Krankheit zusammenhängt; es gibt keine Novitäten oder doch recht wenige: „Treu dem Herrn" von Richard Voß, ein unangenehmes Stück, und „Timandra" von Graf Schack, ein langweiliges Stück, tot, akademisch. — Meine Arbeit bis Ende März war Fortsetzung und Schluß meiner Novellenkorrektur (Cécile). Das Honorar wird mir zu meiner Freude prompt ausgezahlt. — Im April beginne ich die Korrektur meiner Novelle „Irrungen-Wirrungen". — Am 10. April stirbt der alte Herr v. Schierstädt auf Dahlen. — Mitte April machen wir die Bekanntschaft der Familie Hummel, Fabrikant in Mannheim, mit dessen einziger Tochter, einer mehrfachen Millionärin, sich Curt v. Heyden im Februar verlobt hat. — Um dieselbe Zeit gibt Menzel sein großes Dankdiner im Kaiserhof, etwa 80 Gäste, darunter der Minister von Goßler, die Räte des Kultusministeriums und die Pour le Mérite-Ritter usw. Als letzter Ausläufer auch unsereins. — Im Februar treffen Richters aus Arnsdorf, im April Friedländers aus Schmiedeberg auf Besuch ein; Friedländers sind zweimal bei uns und erfreuen uns wie stets durch Geist und Güte. — Einmal sind wir zu Frau Geheimrätin Mohrdyk geladen, wo wir den Präsidenten von Tiedemann aus Bromberg kennen lernen, ein andermal zu Lessings, wo wir zu Stadtgerichtspräsident Bardeleben in freundliche Beziehung treten. — Die Korrespondenz ist nicht groß; auf drei an Lübke gerichtete Briefe erfolgt keine Antwort (also beleidigt); mit Francis Stahl, Verfasser von „Tilli", und Paul Heyse, der an einer Ruppiner Novelle arbeitet[1]), werden verschiedene Briefe gewechselt. — Meine Hauptlektüre ist Rankes Weltgeschichte, die mich an ihren

[1]) Roman der Stiftsdame (1886).

großen Stellen entzückt, im ganzen aber, namentlich als stilistische Leistung, wenig befriedigt. Es ist viel zu viel hineingestopft, und weil diese Masse nur kurz behandelt werden darf, geht alle Klarheit verloren. Viel zu lang und auch wieder nicht lang genug; sollen Details gegeben werden, so verlangen diese einen bestimmten Raum, ohne den sie sich drängen und unübersichtlich werden.

Vom 29. April bis 15. September.

Im Theater passiert wenig von Bedeutung. Ranke wird weiter gelesen. Von Romanen und Novellen lese ich: Martin Salander von Gottfried Keller, Drei Frauen (oder Drei Weiber) von Max Kretzer und Quartett von Fritz Mauthner. Mauthners Buch ist talentvoll und wenn es etwas besser, feiner, wahrer wäre, so ließe sich von einem guten Buche sprechen; es gibt solche Menschen, solche Gesellschaften und Zustände, und der Fehler besteht vorwiegend darin, daß er Licht und Schatten nicht richtig verteilt, — in diese Schofelinskiwelt müßte eine Welt voll Adel und Liebenswürdigkeit hineingearbeitet sein. Das Kretzersche Buch (in gewissen äußerlichen Schilderungen auch talentvoll) ist eine Schweinerei. Dergleichen — ein Assessor lebt mit Mutter, Stieftochter und Dienstmädchen a tempo auf dem Liebesfuß; die Tochter, noch dazu an ihrem Verlobungstage, ist sogar Augenzeuge einer Liebesszene mit der Mutter — kommt vor, und ich will einem Dichter, der sittlicher Mensch und Genie zu gleicher Zeit ist, die Behandlung solcher Dinge gestatten, ja, es kann dann von erschütternder Wirkung sein, Kretzer ist aber bloß ein talentierter Saupeter. Bis Mitte Mai fahre ich mit der Korrektur von „Irrungen — Wirrungen" fort, dann beginnen die Vorbereitungen zu Georges Hochzeit; am 10. Juni Polterabend, am 11. kommen Frau Soldmann, Martha Soldmann und Theo, am 12. Hochzeit im Englischen Hause (Pastor Tournier traute das Paar in der französischen Klosterkirche), am 13. Pfingsten, am 15.

reisen Martha und ich nach Schlesien, bleiben am 16. und 17. in Schmiedeberg und treffen am 18. in Krummhübel ein, wo wir bei Frau Schiller mieten. Fünf oder sechs Wochen lang sind wir allein und essen bei Exners, dann kommt Mama, und eigene Wirtschaftsführung beginnt, bis wir in der ersten Septemberwoche, am 2., 4. und 8. unsern Rückzug antreten. Der Verkehr mit Friedländers, Grossers (auf Hohenwiese), Schwerins, Richters, Ebertys, Grävenitzens war meist sehr angenehm und riß die ganze Geschichte heraus, sonst war der Aufenthalt ziemlich erbärmlich, was teils in dem abnormen Sommer, kalt, schwül, heiß, teils in der von allen „perfumes of Arabia" umflossenen Wohnung seinen Grund hatte. Wir waren schließlich froh, als wir abreisen und wieder Berliner Glut und Berliner Kanalluft einatmen konnten. Das Beste war, daß ich, aller Unbilden unerachtet, 10 Wochen lang unausgesetzt arbeiten und meine neue für die Gartenlaube bestimmte Arbeit im ersten Entwurf beendigen konnte. Zwei große Ereignisse sorgten für Zeitungsinteresse: Der Tod Ludwigs II. von Bayern und die Verjagung, Rückkehr und Abdankung des Fürsten Alexander von Bulgarien. Außerdem lasen wir in Krummhübel: Ranke, Zeller (über David Strauß), Strauß' „Der alte und der neue Glaube" und Lindaus „Der Zug nach dem Westen". Letzterer mit Kretzer-Mauthner verwandt, aber doch nicht bloß viel anständiger, sondern auch viel künstlerischer und besser.

Vom 16. September bis 31. Dezember.

Im September oder Oktober starb Hülsen[1]), und Graf Hochberg folgte, was zunächst die Theaterzustände nur noch trauriger machte: wenige Novitäten, und diese Novitäten schwach, und unter den Gastspielen nichts Hervorragendes. — Ende Oktober war wieder ein Koloniefest, und bei Kroll

[1]) Botho von Hülsen, Generalintendant der Kgl. Schauspiele zu Berlin, gestorben am 30. September 1886.

wurde Moser-Schönthans „Krieg im Frieden“ gegeben; George und Martha spielten mit, ich hatte den Prolog zu schreiben, den Béringer tapfer und machtvoll sprach. Alles verlief gut, nur von „Annäherung“ unter den Kolonisten keine Spur, so daß wir schon unmittelbar nach der Vorstellung wieder nach Hause gingen. — Anfang Dezember feierte Frl. Martha Müller-Grote ihre Hochzeit mit Dr. Stöter. Ein Riesenpolterabend mit allen erdenklichen Schikanen, leider auch mit Schikanen im gewöhnlichen Sinne, ging voraus. Ein nach der bekannten „Mikado“-Oper gearbeitetes Singspiel von Dr. Ehrlich vom Deutschen Theater bildete das pièce de resistance, drin George und seine Frau und vor allem Martha glänzend mitwirkten. Leider stürzte sie im Moment des Auftretens und verknickte sich den Fuß so stark, daß sie, wenn auch alles forsch mitdurchmachend, hinterher wochenlang lag und laborierte. Wir beiden Alten glänzten bei Polterabend und Hochzeit durch Abwesenheit.

Die Hauptsache vergessen: Am 5. Oktober feierte unser alter Theo in Münster seine Hochzeit mit Fräulein Martha Soldmann. Wir reisten am 3. Oktober fünf Mann hoch hin: Wir beiden Alten, Martha und George und Frau, und kamen am 6. abends zurück. Unser aller Befinden war nicht das beste, Martha und ich halb krank, sonst verlief alles trefflich und herzerquicklich. — Das junge Paar brach schon um 5 am Hochzeitstage auf und fuhr noch bis Köln, von wo sie am andern Tage eine Rheinreise antraten. — Friedel — der Ende September aus Oldenburg wieder in Berlin eingetroffen war, wurde beim Militär nicht genommen und trat vorübergehend in die Wasmuthsche und dann in die Claessensche Buch- und Kunsthandlung ein. — W. Hertz edierte eine neue Auflage von Band IV meiner „Wanderungen“, sonst erschien nichts von mir zu Weihnachten, da Müller-Grote den Druck meiner Novelle „Cécile“ abgelehnt hatte. — Meine Hauptbeschäftigung bis Neujahr war die Korrektur meiner Novelle „Irrungen — Wirrungen“, womit

ich auch gerade fertig wurde. — Am 5. Dezember feierte das Königliche Schauspiel sein 100jähriges Bestehen; eine Vormittagsfeier mit inhaltlosen Reden leitete den Tag ein, am Abend gab es ein Festspiel von Putlitz: „Die Unterschrift des Königs" und ein vor hundert Jahren gegebenes Lustspiel von Jünger: „Verstand und Leichtsinn". Weihnachten und Sylvester verbrachten wir in aller Stille; an meinem Geburtstage rafften wir uns zu einer „Gesellschaft" auf, die leidlich verlief.

1887.

Vom 1. Januar bis Ende Februar.

Ich begann mit Korrektur dreier kleiner Arbeiten für die „D. Ill. Zeitung": Onkel Dodo, Im Coupé und Eine Frau in meinen Jahren[1]). Als ich mit der Korrektur fertig war, erfuhr ich, daß mein Freund Dominik von der Redaktion zurückgetreten und das Blatt selbst so gut wie verkracht sei. So müssen die kleinen Arbeiten vorläufig lagern; ich arbeitete mittlerweile an der Korrektur von „Stine". — Im K. Theater läpperte sichs so weiter hin; alles scheint aus den Fugen gehn zu wollen; Chaos und erst wenig Ansätze zu Neubildungen. Anfang Januar kam Ibsen nach Berlin und Anfang Februar die Meininger. Ibsen zu Ehren wurden im Residenz-Theater seine „Gespenster" gegeben, ein sehr interessantes, sehr meisterliches, aber doch ganz schiefgewickeltes Stück. Die Meininger debutierten glänzend mit der „Jungfrau von Orleans" und gaben sie den ganzen Februar hindurch. — Reichstagsauflösung und Neuwahlen sorgten für politische Aufregung. — Am 24. Januar waren wir zu Geburtstag und Soirée bei Lessings. Otto Lessing hatte eben in Erfahrung gebracht, daß ihn die Stadt mit Ausführung des Lessing-Denkmals betraut habe. — Sonst waren wir wenig in Gesellschaft, nur einmal bei Heydens,

---

[1]) „Von vor und nach der Reise."

wo ich mit hocherhobenem Finger, während mich lauter befrackte Kahlköpfe umstanden, einen Vortrag über Ibsen hielt. Heyden zog sein Notizbuch und schuf beistehendes Momentbild. — Von W. Hertz erfuhr ich zu meiner Freude, daß sich eine 2. Auflage meiner „Grete Minde" vorbereitete. — Anfang Februar reiste Martha auf vier Wochen nach Rostock, um am 28. wieder zurückzukommen. Am 12. Februar, nach neun- oder zehntägiger Krankheit, starb Anna Zöllner am Typhus von Diphtheritis begleitet und wurde am 15. nachmittags auf dem Matthäikirchhof beerdigt. Die Teilnahme, bei der großen Beliebtheit, deren sie sich erfreut hatte, war herzlich und allgemein. Für die Eltern ein schwerer Schlag. — Schon von Beginn der Saison an, etwa Mitte November, waren alle Arnsdorfer Ebertys in Berlin eingetroffen: die alte Professorin, Fräulein Elise, Frau Richter (geb. Eberty) nebst Gemahl, ebenso das Bülowsche Ehepaar. Er, Richter, findet es ziemlich langweilig in Berlin und geht auf 8—10 Wochen nach Ägypten; erst Anfang Februar erscheint er wieder auf der Bildfläche. — Ziemlich lebhafter Briefwechsel mit Friedländer, der in Veranlassung seines mir gewidmeten Büchelchens „Erinnerungen aus dem 70er Kriege" Unannehmlichkeit über Unannehmlichkeit hat, die schlimmste durch General v. Wulffen, der sich persönlich beleidigt fühlt.

Vom 1. März bis 6. Juli.

Vom März an begann ich die Korrektur meiner für die Vossin bestimmten Novelle: „Irrungen — Wirrungen". Erst am 5. Juli bin ich ganz damit fertig und kann sie einsiegeln; leider ist Stephany verreist, und so verzögert sich der Abdruck, wenn er überhaupt noch erfolgt. — Im März oder April erscheint Dominik und nimmt meine Novelle „Cécile" in seinen Verlag. Es verkehrt sich sehr angenehm mit ihm, Fortfall aller Kleinlichkeit und Sechserwirtschaft. In 14 Tagen oder doch spätestens in drei Wochen war das

Buch fertig und stand in den Schaufenstern. Die Aufnahme beim Publikum ziemlich gut; Dr. Ed. Engel schreibt mir einen Brief voll Anerkennung, Paul Schlenther bringt eine Kritik in der Vossin, das Freundlichste sagt Lübke in der Augsb. Allg. Ztg. in einem längeren Artikel „Th. Fontane als Erzähler". — Im Theater herrscht ziemlich viel Leben, Klatsch, Skandal, Gastspiele. Die Wallenstein-Trilogie wird 8 oder 10 Wochen lang in glänzender Ausstattung gegeben. Der glänzendste Gast ist Herr Matkowski vom Theater in Hamburg. — Friedel, monatelang ohne Stellung, tritt am 1. Juni bei Buchhändler Seidel als Volontär ein. George kränkelt und geht am 7. Juli auf vier Wochen nach Homburg v. d. Höhe. Theo in Münster lebt glücklich; seine Frau „erwartet". Martha reist Anfang Juni hin und bleibt bis zum 7. Juli; dann über Köln, Bonn, Mainz, Frankfurt wieder nach Haus. Emilie leidlich bei Weg und viel mit Abschreiben beschäftigt, erst „Irrungen — Wirrungen", dann ein langes Kapitel aus Fürst Putbus' Memoiren „Die Krönung der Königin Viktoria 1838". — Einiges gelesen, aber nicht viel; zuletzt „Die Dulderin" von Eugen von Jagow, ein Familienpasquill in Gestalt eines Romans. Merkwürdiges Buch, nicht uninteressant weil lebensvoll, aber doch sehr unerquicklich. — Im Juni begann ich einen längeren historischen Aufsatz „Quitzövel und die Quitzows" (13 Kapitel), nachdem ich Ende Mai in Wilsnack, Quitzövel und Ruhstadt war, um mir die alte Quitzow-Lokalität anzusehn. — Die ehrengerichtliche Untersuchung, drin sich Dr. Friedländer schon im Winter verwickelt sah, dauert fort, eine elende Jammergeschichte, dran man das gelegentlich Karikierte unseres Militärwesens, der reine Götzendienst, gründlich studieren kann. Er wird wohl verurteilt werden, den „Rock" nicht mehr tragen zu dürfen; es würde mir nicht schwer fallen, mich von dem „zweierlei Tuch" zu trennen. — Pietsch geht nach Italien, wird aber von einem so schweren Asthma befallen, daß er zurück muß. — Das schwere

Halsleiden des Kronprinzen weckt überall die herzlichste Teilnahme. — Ich gehe am 7. Juli nach „Seebad Rüdersdorf", um dort einige Wochen zuzubringen.

Ich bleibe fast vier Wochen in „Seebad Rüdersdorf" und durchlebe daselbst sehr angenehme Tage, trotzdem der Wirt selbst, Herr oder Monsieur Charles Liesen, manches zu wünschen übrig läßt. Im ganzen aber alles sehr gelungen, weil der kostspielige Plunder in Wegfall kommt, der einem das Badeleben in den eigentlichen Badeplätzen verleidet. Ich machte Bekanntschaften in dem Städtchen Rüdersdorf; in „Seebad Rüdersdorf" selbst wohnten an die 20 Berliner-Vorstadt-Familien, und ich konnte richtiges Berlinertum gut studieren. Die Luft war sehr gut, so daß ich mich, all die Zeit über, sehr wohl fühlte. Ich schrieb dort einen langen Aufsatz über Quitzövel und die Quitzows (15 Kapitel) und einen etwas kürzeren über Schloß Plaue a. H. Mitunter empfing ich Besuch: Meta, Friedel, Martha-Lichterfelde, Zöllners, Dominik. George war zur Kur in Homburg v. d. H.; die Kur half ihm aber nichts. — Im August war ich wieder in Berlin und setzte hier die obengenannten märkischen Arbeiten fort. Etwa am 17. reiste Martha nach Krummhübel, um eine Wohnung zu suchen; am 19. kam ich nach; sie hatte bei Frau Meergans gemietet. Hier blieben wir gute vier Wochen und machten zuletzt eine große Partie ins Gebirge hinein, bis nach Spindelmühl. Es war sehr schön; noch über Erwarten. Zehn oder zwölf Tage war Mama bei uns und freute sich mit uns an dem schönen Aufenthalt. Wir fanden auch die alten Freunde wieder: Richters in Arnsdorf, Friedländers in Schmiedeberg, und in Krummhübel selbst Kettes, Schwerins, Grävenitzens. Martha und ich blieben bis zum 19. September.

Am Abend des 19. trafen wir wieder in Berlin ein (Mama war bei Treutlers in Blasewitz) ohne die geringste Ahnung von dem, was uns bevorstand. Am 17. war George in Lichterfelde erkrankt und an demselben 19., wo wir heiter

und vergnügt unsere Rückreise machten, stand schon fest, daß er sterben müsse. Er hatte eine Blinddarmentzündung und schrie vor wahnsinnigen Schmerzen. Am 20. früh hörten wir von seiner Erkrankung. Meta fuhr hinaus. Am andern Tage, Mittwoch 21., fuhr ich hinaus; als ich ihn wiedersah, sah ich in ein Gesicht, das der Tod schon gestempelt hatte. Sein Zustand war jämmerlich. Am Donnerstag kam auf unsern Wunsch der alte Pancritius. Er zuckte die Achseln. Trotzdem wurde alles versucht. „Es geschehen Wunder.“ Am Freitag schien es etwas besser, dann kam eine furchtbare Nacht (Meta pflegte ihn vom Dienstag an) und am Sonnabend früh um 9 Uhr starb er. Als ich eintrat, war er eben tot. Das Begräbnis war herrlich, 4 Uhr Nachmittag, schönster Herbsttag, Exzellenzen und Generäle in Fülle, Kränze über Kränze, und die Gardeschützen gaben die drei Salven, die ihm als „alten Krieger“ zukamen. Er liegt nun auf dem Lichterfelder Kirchhof, einem umzäunten Stück Ackerland, und ich wünsche mir die gleiche Stelle. Er starb am 24., begraben am 27.

Während des Vierteljahres vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1887 war ich sehr fleißig, fühlte mich auch meistens wohl. Ich schrieb den in Schleswig-Holstein und auf Seeland spielenden Roman „Unwiederbringlich“, ein Stoff, den ich Frau Geheimrätin Brunnemann verdanke. Am 23. Dezember war ich mit der ersten Niederschrift fertig. Im Theater, unter der neuen Herrschaft von Graf Hochberg und Direktor Anno, war ziemlich viel los: Richard III., Egmont, Othello, Leben ein Traum — alles neu einstudiert; auch ein paar neue Stücke. Gastspiel von Matkowsky, der ein genialer Kulissenreißer ist. Dominik, in seinem neuen Blatte: „Zur guten Stunde“ brachte „Quitzövel usw.“ in 15 Kapiteln und mit vielen Illustrationen; in der Weihnachtsnummer erschien außerdem: „Eine Frau in meinen

Jahren"[1]). — Fr. W. Steffens in Leipzig nimmt „Irrungen, Wirrungen" in Verlag; Ende Januar 88 soll es erscheinen. — Seit dem 21. Juli 87 bin ich Großvater; an diesem Tage wurde unserm alten Theo ein Sohn geboren, der nun als Klein-Otto das Glück seiner Eltern ist. Martha, Georges Witwe, war viel in unserm Hause; zu Neujahr wird sie das elterliche Haus verlassen und am Lützowplatz eine eigene Wohnung beziehen. — Friedel ist seit August in dem Verlagsgeschäft von E. Dominik. — Unser Leben verlief in dem Vierteljahr vom 1. Oktober bis 31. Dezember noch ruhiger als sonst, außer Wangenheims, Zöllners, Novilles, sahen wir niemand. Zu Mamas Geburtstag kamen Treutlers nach Berlin, vorher war Tante Witte da. Meta sollte einer Einladung nach Arnsdorf zu Wittes folgen; es zerschlug sich aber wieder. Weihnacht und Silvester waren still.

1888.

Vom 1. Januar bis 3. März.

Die zwei ersten Monate verlaufen ziemlich ruhig. Auch im Theater nicht viel. Am 31. Dezember: Die Maus, von Otto Girndt, unbedeutend, verschwindet rasch wieder. (Schon vorher, am 24. November, „Der Seestern" von Philipp Graf Eulenburg; merkwürdige Dilettantenleistung). Das Ballett Coppelia amüsiert mich sehr. Dann folgen: Lindaus „Tante Therese" (neu einstudiert) und Heyses „Die Weisheit Salomos". Letzteres wird vom Publikum sehr gut aufgenommen, die Kritik will nichts davon wissen. Interessant ist das Spiel der Frau von Hohenburger (früher Frl. Jürgens beim Deutschen Theater), eine Dame, die für dumm gilt, aber auf der Bühne voller Charme und Grazie ist; sie gab die Sulamith. — Paul Heyse war Anfang Februar in Berlin. — Gesellschaftlich alles still. Ich war einmal zum Diner bei Architekt Fritsch, wo viele Baumeister

[1]) Aus: „Von vor und nach der Reise".

waren: Wallot, Hinckeldeyn, Böckmann mit ihren Frauen. Einmal zu Abend bei Geh. R. Stöckhardt und Frau Noville. Sonst nichts. Ich arbeite fleißig und halte mich leidlich bei Gesundheit. Erst korrigiere ich „Stine"; Dominik lehnt es aber ab: „es sei doch zu brenzlich". Mag wohl sein. Dann korrigiere ich Balladen, schreibe auch ein paar neue und entwerfe andre. Meist nordische Stoffe. Dann korrigiere ich „Plaue a. H.", damit ich — wenn es gedruckt ist — an die Herausgabe von „Fünf Schlösser", Fortsetzungsband der Wanderungen, gehen kann. Für Stephany schreibe ich einen langen Aufsatz: „Des Prinzen Wilhelm Briefe an General von Natzmer". Ende Januar oder Anfang Februar erscheint „Irrungen — Wirrungen" bei F. W. Steffens. Die Zeitungen schweigen sich darüber aus, an der Spitze die Vossin. Erst ärgere ich mich darüber, nun ist es überwunden und ich lache. Viele Privatbriefe drücken ihre Zustimmung aus. Ich habe den „Einen Leser", den sich Thiemus immer wünschte und dessen er, wie er meinte, nicht sicher sei. — — Marthachen Robert bezieht am 1. Januar ihre Wohnung am Lützow-Platz, Schmiedensches Haus; wohnt auf demselben Flur mit Professor Gräf. Meta reist Mitte Februar nach Rostock, wo sie bis zu ihrem Geburtstag bleibt. Aus Münster gute Nachrichten: Klein-Otto gedeiht. Friedel nach wie vor bei Dominik. Wir lesen nicht allzuviel: erst „Auf der Düne", Jugendarbeit von Spielhagen (besser, d. h. weniger unangenehm als manches spätre, aber auch nicht eine Spur hervorragend) dann Böckmanns „Reise um die Welt", Briefe an seine Frau, die für Freunde gedruckt wurden, dann „Erinnerungen aus dem Kriege 70/71" von dem bayrischen Hauptmann Tanera. Beide Bücher, das von Böckmann wie das von Tanera, sehr hübsch. Politisch nichts wie Bismarcks große Rede vom 6. Februar, die von einem Pol zum andern klingt; das Zeitungsinteresse beschränkt sich auf das Trauerspiel in San Remo. Ein verrückter Spandauer Verleger wollte zur „Erhebung des Kronprinzen"

einen Band Kronprinzengedichte 'rausgeben, — natürlich wieder Felix Dahn und Ernst von Wildenbruch an der Spitze. Fehlt bloß noch Johannes Parricida, denn wenn ihn die Ärzte nicht klein kriegen, diesem mörderischen Dichteranfall wäre er unterlegen.

Vom 4. März bis 8. Juli.

Am 9. März stirbt Kaiser Wilhelm. Merkwürdige Mischung von Landestrauer und Berliner Radau. Der Kronprinz, nun Kaiser Friedrich III., trifft von San Remo in Berlin ein und bezieht Schloß Charlottenburg, nachdem er vorher — auf dem Wege von Leipzig bis Berlin — dem Reichskanzler ein Schriftstück ausgehändigt hat, ein sogenanntes Regierungsprogramm, das auf mich einen sonderbaren Eindruck macht, weil es Kritik übt und den Reichskanzler als einen „wie andre mehr" behandelt. Eine (wenn man nicht Fortschrittler) mindestens sonderbare Behandlung des großen Mannes, aus der ich auf nicht viel Gutes schloß. Und so kam es. Die liberalen Intentionen waren gewiß die besten, und es mag dahingestellt bleiben, ob Preußen — All-Deutschland schon schwieriger — nicht nach einem solchen liberalen Programm zu regieren gewesen wäre. Ohne Adel, Geistlichkeit und Bürokratie geht es freilich nicht, aber es ist unzweifelhaft, daß wir in Preußen auch einen liberalen Adel, eine liberale Geistlichkeit und eine liberale Beamtenschaft haben. Mit diesen Elementen, die an Zahl wie geistiger Potenz der alten preußischen Regierungsgarde mindestens ebenbürtig sind, hätte man's unter andern Umständen versuchen können. Aber der neue Kaiser war bereits ein Sterbender, und so hatten wir nicht einen liberalen Regierungswechsel, sondern die alte Regierung blieb, in die nun „vom Kabinett aus", d. h. durch die Kaiserin, fortschrittlerisch hineingewirtschaftet wurde. So daß Willkürlichkeit und Konfusion dieser ganzen Epoche den Stempel aufgedrückt haben. Zum Glück dauerte es nicht lange. Nach

99 Tagen starb Friedrich III., und alles atmete auf, als das Kranken- und Weiberregiment ein Ende nahm und der jugendliche Kaiser Wilhelm II. die Zügel in die Hand nahm. Es war hohe Zeit. Alles hat wieder die Empfindung, daß die Gewohnheitspferde nicht bloß so weiter trotten und instinktmäßig den Abgrund vermeiden, sondern daß ein „Dirigent" da ist, der nicht alles bloß dem Zufall überläßt.

Ich war all die Zeit über fleißig und brachte früher geschriebene Sachen in Ordnung: „Wohin?"[1]), „Im Coupé"[1]), „Der Karrenschieber von Grisselsbrunn"[2]), „Der letzte Laborant"[1]), „Plaue a. H." und „Stine" (welche Novelle ich nochmals durchkorrigierte). W. Hertz zeigte mir an, daß von den „Wanderungen", Band II und III, eine neue Auflage erscheinen würde; zugleich nahm er eine Fortsetzung der „Wanderungen" unter dem Titel „Fünf Schlösser; Altes und Neues aus Mark Brandenburg" in Verlag. Ich machte mich nun an die Zusammenstellung des Materials und gab namentlich dem großen Schlußabschnitt: „Dreilinden" noch die nötige Abrundung. Zu diesem Zwecke mußte ich das große Werk von H. Brugsch und Major von Garnier durchlesen, das die Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient behandelt. — Anfang Juni war ich bei Lessings in Meseberg. Wie hatte mich das alles mal entzückt; nun war es mir gleichgültig. Alles hat seine Zeit. Ein Glück, daß mir die Arbeitslust noch nicht geschwunden ist; dann wär alles perdu. — Mitte Juni starb mein lieber alter Freund Scherz auf Krentzlin, dem ich (und namentlich Theo) so viel verdanke. Am 4. Juli starb Storm in Hademarschen und am selben Tage oder tags drauf Alexander Gentz[3]) in Stralsund. Mit allen dreien bin ich ein gut Stück Wegs gewandert, und jeder war in seiner Art hervorragend:

[1]) Aus: „Von vor und nach der Reise".
[2]) Vgl. S. 93.
[3]) Vgl. das Kapitel „Gentzrode" in den „Wanderungen".

Scherz ein landwirtschaftliches, Storm ein dichterisches, A. Gentz ein finanzielles Genie. — Martha Robert, nachdem sie dreiviertel Jahr im Schmiedenschen Hause gewohnt hat, wird nun am 1. Oktober in unser Johanniterhaus ziehen. Vorläufig gehen wir alle nach Krummhübel, um daselbst 8 Wochen zuzubringen. Martha ist schon da und hat auf der „Brotbaude" in Nähe von Kirche Wang gemietet. Tante Witte mit Annemarie und Richard kommen auch. Friedel wohnt mit Familie Dobert draußen in Schmargendorf. Das Theater wurde schon am 15. Juni geschlossen, nachdem schon, 6 oder 8 Wochen vorher, im Wallner-Theater — wegen Umbau des Schauspielhauses — gespielt worden war.

Vom 8. Juli bis 15. Juli.

Allerlei Korrekturen gemacht. Einen längeren Aufsatz über Storm angefangen, aber wieder beiseite geschoben, weil mir die Kraft dazu ausgeht. Er muß nun später beendet werden, wenn überhaupt. Am 13. passiert Frau Dr. Witte Berlin auf dem Wege nach Krummhübel. — Das Hauptereignis der Woche war der Ausbruch der großen Ärztefehde, die schwere Anklage v. Gerhardt-Bergmanns gegen Mackenzie. Dieser erklärt alles für Lüge. Der Streit ist noch im ersten Stadium und wird (hoffentlich) viel ans Licht bringen. Denn mit dem ewigen „alles im Dunkeln lassen" ist es Gott sei Dank vorbei! Das Mogeln muß nach Möglichkeit ein Ende nehmen. — Am 15. erscheint der Schlußabschnitt des Fürst Putbusschen Berichtes; am selben Tage (Sonntag) auch mein „Der letzte Laborant"[1].) Morgen (16.) will ich nach Krummhübel.

Vom 16. Juli bis 31. August war ich in Krummhübel, wo Martha schon 8 Tage vorher eine hübsche Wohnung in der Brotbaude (nicht weit von Wang) gemietet hatte. Hier in der „Brotbaude" haben wir dann erst zu acht Personen:

[1]) Aus: „Von vor und nach der Reise".

Tante Witte, Annemarie, Richard, Emma Robert, Schwiegertochter Martha, Meta, Emilie und ich und nach Ablauf eines Monats zu vier Personen (Martha, Meta, Emilie und ich) bis 31. August sehr angenehm gelebt, Emilie sechs, ich sieben, Martha sogar acht Wochen. Gearbeitet wurde nicht viel, das Wetter ließ zu wünschen übrig, aber alle waren wir bei guter Stimmung und erholten uns. Ende August kam auch noch Friedel auf viertägigen Besuch. Der Verkehr war der alte: Friedländers, Richters, Stobbes, Grosser-Stöckhardts, Grävenitzens — doch kam es über einige Begegnungen nicht hinaus. Unter allen bisherigen Aufenthalten im Gebirge war es der ruhigste und behaglichste. Die Wirtsleute sehr angenehm und von einer großen „natürlichen Edukation". Meine Hauptarbeit war die Korrektur meiner bei J. A. Eupel in Druck gegebenen „Fünf Schlösser". Außerdem sah ich meinen Roman „Quitt" durch und ordnete alles übersichtlich, kam aber im einzelnen zu keinen rechten Verbesserungen. Die Korrespondenz war ziemlich lebhaft; gelesen wurde wenig; Max Kretzers „Meister Timpe" langweilte mich. Über „Irrungen — Wirrungen" gingen mir drei hübsche Kritiken zu, eine (nur kurz) von Dr. Ad. Glaser in Westermann, eine von Dr. Rob. Hessen im D. Wochenblatt und eine dritte von Dr. Otto Pniower in Rodenbergs Deutscher Rundschau. Alles in allem habe ich Ursach' diesmal mit der Kritik zufrieden zu sein; an die feindlichen Blätter muß man gar keine Exemplare einsenden.

Vom 1. September bis 31. Dezember 88.

Am 1. September trat ich meine Rückreise an; ich fuhr, von Hirschberg aus, mit Herrn Hugo Quaas, mit dem ich mich sehr gut über Italien und italienische Kunst unterhielt. Er war brillant unterrichtet. Hier zu Hause war alles blink und blank gemacht, so daß ich einen guten Eindruck hatte, leider aber schlug das Wetter um und wurde nun nachträglich sommerschwül und bedrücklich. An Arbeiten war nicht

zu denken. Ich lief umher und besuchte ein paarmal die Ausstellung; am meisten interessierte mich der „Brand von Rom" (großes Panorama) und die Künstler-Osteria. Dr. Friedjung[1]) wurde durch Paul Schlenther bei mir eingeführt, und ich nahm Veranlassung, den jungen Wiener Historiker mit General von Zychlinski bekannt zu machen. Am 8. September hatten wir einen hübschen Plauderabend mit Zöllners; vorher Besuch von Dr. Robert Hessen, der anderthalb Jahr drüben in New York war.

Etwa im Oktober oder etwas später etablierte sich Friedel. Firma: Friedrich Fontane, der junge dicke Lewy als kapitaleinzahlender Associé. Die Sache beginnt ganz gut, gutes Weihnachtsgeschäft und sogar Verlagsartikel. — Ich beginne mit der Korrektur meines für die „Gartenlaube" bestimmten Romanes „Quitt", mit welcher Korrektur ich um Neujahr halb zu Ende bin. — Mitte November erhalten wir Besuch von Schwiegertochter und Enkel aus Münster; Otto ein allerliebster kleiner Junge von gutem Charakter. Um Weihnachten kommt auch Theo und bleibt etwa 12 Tage. — Mitte Oktober erscheint auch mein neues märkisches Buch „Fünf Schlösser" und findet gute Aufnahme. — Im Theater nichts von Bedeutung, mit Ausnahme der Wildenbruchschen „Quitzows", die etwa Anfang November (oder auch schon Ende Oktober) erscheinen, mich erobern und desgleichen das Publikum, so daß es Saisonstück wird und einen Beifall findet, wie sonst nur Lustspiele bei Wallner, die 150 mal gegeben werden. — Im übrigen verläuft das Leben im alten Geleise; wenig Gesellschaftlichkeit und auch wenig gelesen, weil das Interesse daran immer mehr einschläft. Politische Fragen drängen sich in den Vordergrund: die Kaiserbesuche durch ganz Europa hin, der ungewöhnliche Empfang

---

[1]) Heinrich Friedjung, der hervorragende österreichische Historiker und Publizist.

der Stadtverwaltung seitens des Kaisers, die Veröffentlichung des kronprinzlichen Tagebuches in der Rundschau, der Geffcken-Prozeß[1]). — Weihnachten und Silvester still wie gewöhnlich.

1889.

Vom 1. Januar bis 1. Juli.

Meine Korrekturarbeit an „Quitt" setze ich fort und bin damit Ende April fertig. Kröner (Gartenlaube) akzeptiert, und ich erhalte in sehr anständiger Weise mein Honorar. Die Kinder aus Münster reisen Anfang Januar dahin zurück. — Im Theater verschiedene Novitäten, darunter „Weltuntergang" von Heyse, aber nichts hält sich, nur die „Quitzows" fahren fort, das Publikum zu entzücken und werden schließlich auch an andern Bühnen gegeben. Im „Théâtre americain" kommt eine witzige Parodie zur Aufführung, die das Ansehen des Originals nur noch steigert. Nur ein einziges Stück tritt im Laufe der Saison mit den „Quitzows" in Konkurrenz: Ibsens „Die Frau vom Meere". Nur die Ibsenianer und ich treten dafür ein, alle andern verhöhnen und verurteilen es, an der Spitze der Spötter steht Schmidt-Cabanis, der eine Ulk-Komödie schreibt: „Die Frau von Mehreren"; an der Spitze der Verurteiler steht Frenzel; Lindau weiß nicht recht, ob er loben oder tadeln, bewundern oder verwerfen soll. Ibsen selbst wohnte der Aufführung bei, nachdem ihm vorher durch die Ibsenianer Brahm-Schlenther, zu denen sich die Professoren Erich Schmidt und Hoffory gesellt hatten, ein solennes Souper gegeben worden war. Lauter illustre Gäste, auch Hans von Bülow und Brahms (der gerade hier war) zugegen. Es wurden verschiedene Reden gehalten, auch gute. — Nach Ablieferung

[1]) Gegen Heinrich Geffcken war auf Veranlassung Bismarcks wegen Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs in der „Deutschen Rundschau" Anklage erhoben worden.

meines Romans an die „Gartenlaube" wende ich mich der Korrektur und Fertigmachung meiner „Gedichte", die zu Weihnachten in 3. Auflage erscheinen sollen, zu. Es macht noch viel Arbeit, und fast ein Vierteljahr geht drüber hin, eh' das Mspt. abgeliefert werden kann. Dazwischen nehme ich allerhand märkische Arbeiten wieder auf: Johann Christian Gentz, Wilhelm Gentz, Gentzrode und Alexander Gentz, desgleichen Mathilde von Rohr. Als Hauptarbeit aber fängt an mich eine neue große märkische Arbeit zu beschäftigen: Die Bredows, ihre Geschichte und ihr Besitz. Ich setze mich mit verschiedenen Mitgliedern der Familie in Verbindung, begegne freundlichem Entgegenkommen, empfange zunächst die von Graf Bredow-Liepe herrührende zweibändige (Großquart) Familiengeschichte und reise, nachdem ich die Lektüre des Werkes beendet, Ende Mai nach Landin (Havelland), von wo aus ich die Güter der Friesacker Linie besuche: Landin selbst, Kriele, Liepe, Senzke, Wagnitz, Görne, Kleessen und Friesack. Ich bleibe 8 Tage. Sehr freundliche Aufnahme und eine noch über meine Erwartungen hinausgehende gute Ausbeute. — Mitte Juni beginnt der Druck meiner „Gedichte" in der H. S. Hermannschen Buchdruckerei, Beuthstraße 8. — Dominik bringt in „Zur guten Stunde" schon einiges aus der neuen Sammlung. — Martha reist Anfang Mai nach Bonn, um daselbst ihre Freundin Marie Bencard (jetzt Geheimrätin Veit) zu besuchen und sich im Hause des Geheimrats einer Kur zu unterziehen. Diese Kur nimmt anscheinend einen guten Verlauf und beseitigt das lokale Übel, bleibt aber ohne sonderlichen Einfluß auf ihr Gesamtbefinden: hochgradige Nervosität. — In Marthas Abwesenheit leben wir sehr zurückgezogen, namentlich nach Schluß des „Rütli" und Abreise aller Freunde. Nur mit Zöllners gelegentliche Zusammenkünfte. — Wie gewöhnlich gibt es, kurz vor Schluß der Saison, allerhand neues im Theater: Novitäten (Arabella Stuart von Rudolf von Gottschall) und Gastspiele. Herr Matkowsky, neu

engagiert, lernt die Wandelbarkeit des Berliner Geschmacks kennen und feiert sehr mäßige Triumphe. — Am 24. Juni beginne ich mit Reisevorbereitungen nach Kissingen und trete meine Reise am 27. an. Emilie bleibt vorläufig noch zurück.

Emilie kam Anfang Juli nach; wir bleiben fast 6 Wochen in Kissingen, eine sehr angenehme und erquickliche Zeit, zum Teil dadurch, daß wir viele Bekannte treffen: Direktor Grunow, Rendant Scheringer, Schauspieler Sauer und Frau, Fräulein Clara Meyer und Schwester, Professor Menzel und alle drei Krigars. Ich mache auch einen Abstecher nach Bayreuth, um drei Wagner-Opern zu hören, kann aber den Aufenthalt in dem überfüllten Theater nicht aushalten und verschwinde gleich wieder nach der Parsifalouvertüre. Der Aufenthalt selbst aber, das Welttreiben, war doch sehr interessant. — In der ersten Hälfte des August sind wir wieder in Berlin zurück, und ich nehme meine Arbeiten wieder auf: Wilhelm Gentz und Gentzrode. Martha, nach ihrer Abreise aus Bonn, geht erst nach Münster zu Theo, dann zu Tante Witte nach Warnemünde, im September trifft sie wieder in Berlin ein. — Im September nehme ich meine havelländischen Fahrten wieder auf und gehe nach Bredow zu Herrn von Bredow und Frau geb. von Stechow. Auch Rittmeister von Stechow, Schwager des Hauses und „erster Maler von Pritzwalk", wie er sich nannte, ist zugegen, ein reizender Herr, Humorist, bester Junkertypus; auch seine Schwester (Frau von Bredow) sehr liebenswürdig, Herr von Bredow selbst, ein ehemaliger Garde-Dragoner, ein sehr feiner Herr. Man empfängt mich gastlich, dennoch nehme ich wahr, daß ich mehr eine Störung als eine besondere Freude bin, so daß ich schon nach anderthalbtägigem Aufenthalt meinen Rückzug antrete. Ich werde nun die Bredowarbeit auf das „Ländchen Friesack" beschränken.

Im Oktober beginnen die Vorstellungen auf der „Freien Bühne" (im Lessingtheater), die mich sehr interessieren; ich

berichte darüber in der Vossin. Im übrigen fahre ich in der Korrektur meines Romans „Unwiederbringlich" fort und habe beim Erscheinen der neuen (3.) Auflage meiner Gedichte viel Schreiberei. Zum Arbeiten komme ich wenig, da mein bevorstehender 70. Geburtstag, der gefeiert werden soll, mich ängstigt und bedrückt. Endlich am 30. ist der große Tag; Deputationen, Blumen, Gedichte, 400 Briefe und Telegramme. Alles verläuft glatt und glücklich und jedenfalls besser, als ich zu hoffen gewagt hatte.

1890.

Am 4. Januar gibt der Preßklub, der Rütli und die Vossische Zeitung mir ein großes Festessen im Englischen Hause. Sehr forsch. Spielhagen präsidiert. Minister Goßler zugegen; hält eine sehr gute Rede. Theo, mit Intendanturrats-Candillen, war von Münster herübergekommen und bleibt ein paar Tage. Um die Jahreswende bin ich ein „Held des Tages" und spuke selbst in einem Timestelegramm. Dann kommen ruhige langweilige Wochen, in denen ich die 400 Briefe zu beantworten habe. Im Februar oder März nehme ich die Korrektur von „Unwiederbringlich" wieder auf und schreibe lange essayartige Aufsätze über Wilhelm Gentz, Gentzrode und Mathilde von Rohr. Die beiden erstgenannten mache ich nun fertig. Mit meinem Befinden geht es gut, Emilie aber wird Ende Februar oder Anfang März krank und leidet ein Vierteljahr lang an der Gürtelrose. Martha hat das Haus zu führen. Im Juni machen wir Reisepläne; am 16. brechen Emilie und ich auf nach Kissingen, Martha geht nach Schwiggerow. In Leipzig unterbrechen wir unsere Fahrt und sind einen Tag bei Lazarus in Schönfeld. In Kissingen, wo wir viele Bekanntschaften machen, verbringen wir vier sehr angenehme Wochen; Mitte Juli sind wir in Berlin zurück. Ich korrigiere fleißig 14 Tage lang und arrangiere das Nötige zur Herausgabe von „Quitt"

bei Wilh. Hertz. Martha reist schon am 21. Juli nach Krummhübel und mietet auf der Brotbaude. Am 4. August folgen Emilie und ich nach. Wir verbringen dort oben 7 wundervolle Wochen, so schön und ärgerlos, wie man's kaum glauben sollte. Während der ersten 14 Tage ist auch Friedel mit uns. Ich nehme die Korrektur von „Unwiederbringlich" wieder auf und komme fast völlig damit zustande. Emilie macht gleichzeitig die Abschrift. Partien machen wir nur höher hinauf ins Gebirge, bis zu den Teichen und auf die Heinrichsbaude. Nach Krummhübel kommen wir garnicht, nach Wolfshau (zu den Damen Rogalli und Scharfenort) ein paarmal. Friedländers sind drei Tage lang oben bei uns und wohnen in einer Nachbarbaude. Sonst kein Verkehr. Am 22. September kehren wir nach Berlin zurück, mit einem schlesischen Mädchen, das schon oben auf der Brotbaude unsere Bedienung machte.

Wieder in Berlin, mache ich mich an die weitere Korrektur von „Unwiederbringlich", womit ich etwa Anfang Dezember fertig bin und es an Rodenberg abliefere, der mir seine Zustimmung ausspricht. Das gesellschaftliche Leben ist das herkömmliche; wir sehen ein paarmal Gäste bei uns, einmal dem Brautpaar Paul Schlenther und Paula Conrad zu Ehren. Mit Sternheims leitet sich ein Verkehr ein, ein paarmal sind wir bei Oberstleutnant Timm zu Tisch und verleben sehr angenehme Stunden. Im Oktober wird das Lessingdenkmal enthüllt; wir sind zugegen und freuen uns der geschmackvoll arrangierten Szene. Ende November erscheint mein Roman „Quitt" bei Wilhelm Hertz; die Welt nimmt wenig Notiz davon, nicht einmal Kritiken erscheinen. Es muß auch so gehn. Dagegen kommt „Irrungen — Wirrungen" immer mehr in Aufnahme, auch „Stine" und „Graf Petöfy" gehen leidlich. Zum Lesen komme ich wenig; an Büchern erscheint nichts, was ein großes Interesse erwecken kann; ich begnüge mich mit Vossin und ein paar Wochenblättern von der modernen Richtung. Martha kränkelt und ersehnt ihre

Reise nach Bonn, die für Anfang des neuen Jahres geplant ist. Am 23. November habe ich einen Unfall und ziehe mir eine Kopfwunde zu (Sturz vor Blüchers Palais), die mich die Festwoche in Binden und Bandagen verbringen läßt. Weihnacht und Silvester vergehen ruhig; wir schlafen ins neue Jahr hinein.

1891.

Zu Neujahr viel Schreiberei. Am 4. Januar reist Meta nach Bonn zu Veits. Am 11. Aufführung auf der Freien Bühne: „Einsame Menschen" von Gerhart Hauptmann; sehr respektabel, aber es befriedigt mich künstlerisch doch weniger als seine voraufgegangenen Stücke. Besuch bei Herrn von Bredow-Landin im Hotel du Nord. Ich nehme meine Arbeiten über „Ländchen Friesack" ernsthaft wieder auf. Am 17. Frau von Wangenheims Geburtstag; am 19. Januar stirbt sie still, schmerzlos; am 22. Bestattung. So ist in einem halben Jahre die kleine Wangenheimsche Tafelrunde: die beiden alten Wangenheims, Elly v. W., Hofprediger Windel, Emilie und ich bis auf den halben Bestand weggestorben: im Juni starb Herr von Wangenheim 83 jährig, im September Hofprediger Windel erst 52 oder 53, jetzt Frau v. W., zwei Tage nach ihrem 77. Geburtstage. Dies sind schwere Verluste für uns, die unser gesellschaftliches Leben verändern. — Mitte des Monats treffen Wittes ein, er zum Reichstag, Frau und Tochter in Begleitung. — In der Deutschen Rundschau erscheint vom 1. Januar an mein Roman „Unwiederbringlich" und wird gut aufgenommen. Ich beginne verschiedene kleine Novellen, komme aber über Entwurf und Bruchstücke nicht hinaus. W. Hertz teilt mir mit, daß eine neue Auflage meiner Gedichte bis Weihnachten herzustellen sei, mir sehr angenehm. — Ich lese Leckys Geschichte Englands im 18. Jahrhundert, 4 Bände; anfangs befriedigt es mich wenig, schließlich finde ich es ausgezeichnet, trotz seiner Dispositionsmängel; ich habe viel daraus

gelernt. — Meine Hauptarbeit von Februar bis April ist die Korrektur meines kleinen Romans: „Frau Jenny Treibel", — ich komme aber leider nicht ganz damit zustande, weil beständiger Blutandrang nach dem Kopf mich daran hindert; so beschließe ich, das Fertigmachen der Arbeit bis nach der Kissinger Reise zu verschieben. — Ende März ist Martha auf einige Tage wieder bei uns und geht dann mit Veits nach Düsseldorf und Zansebur in Pommern. Im März und April sind auch Lübkes in Berlin, wenig zu ihrer Freude; das Wetter ist kalt und unfreundlich, Fräulein Sentis, Lübkes Schutzbefohlene, stirbt nach langer Krankheit (Schwindsucht) und Zöllner erkrankt auf den Tod und kriegt, als es besser wird, einen Schlaganfall. Seit einem Vierteljahr ist er nun heut, am 2. Pfingsttage (18. Mai) krank und elend, und Genesung, bei der Kompliziertheit seines Leidens, beinah unmöglich. — Anfang März stirbt Kommerzienrat Treutler auf einer italienischen Reise in Genua; bei seiner Ankunft daselbst trifft ihn, im Augenblick, wo er in den Hotelomnibus steigen will, ein Herzschlag, und er sinkt tot in die Arme des Kondukteurs. So bringt man ihn ins Hotel, wo Frau und Tochter schon eingetroffen. Ende April war Emilie in Blasewitz, um die Freundin wiederzusehn; sie blieb eine Woche; Ende März trafen die Karlsruher Kinder hier ein und nehmen Wohnung in der Friedrich-Wilhelmstraße; Theo wurde als Hilfsarbeiter ins Kriegsministerium berufen. Bis jetzt gefällt es ihm nicht sonderlich, aber es wird schon kommen; das Schlimmste ist überstanden. — Friedel trägt sich mit Veränderungsplänen in seinem Geschäft; Lewy wird wohl ausscheiden und eine andre Geldkraft als Kompagnon eintreten. — Ende April erfahre ich, daß ich den „Schillerpreis" erhalten habe, was mich natürlich sehr erfreut, vielleicht am meisten wegen der 3000 Mark. Denn mit der Ehre ist es so; im Publikum sind einige (auch nicht viele), die's mir gönnen, unter den Kollegen eigentlich keiner; jeder betrachtet es als eine Auszeichnung,

die meinen Anspruch darauf übersteigt. Wenn man sich auch noch so niedrig taxiert, macht man immer wieder die Wahrnehmung, daß es doch noch zu hoch war, und daß man in der allgemeinen Schätzung noch niedriger steht. Nun, auch gut. Alles ist nicht Schwindel, aber doch das Meiste. — Am 1. Mai wird die „Internationale Kunstausstellung" eröffnet; wir sind zur Eröffnungsfeier geladen und nehmen daran teil, ich auch an dem Diner, das folgt. Die Ausstellung selbst ist sehr interessant und zeigt den Berlinern, wie weit sie — die bekannten paar Ausnahmen abgerechnet — noch zurück sind. So liegt es auf jedem Gebiet. Eh' der Dünkel nicht schwindet, daß hier alles herrlich sei, kann's nicht besser werden. — Am 12. Mai stirbt Vetter Otto Fontane in Graz, ein trefflicher Mann und Zierde der Familie durch Charakter, Lebensstellung, Vermögen. — Meine Friesackarbeit gebe ich auf; es ist etwas zu Zeitraubendes und das sich Einlogieren auf den Edelhöfen hat mit beinah 72 doch sein Mißliches und Genierliches.

1. Juni bis 31. Oktober.

Anfang Juni reisen wir (Emilie und ich) nach Kissingen und nehmen wieder Wohnung bei Gottfried Wilh. i. e. Frau Dr. Zahter. Der Aufenthalt erfreut uns wie immer, ebenso aber empfinden wir doch störend das Fehlen richtiger Genossenschaft. Wir sind beinah drei Wochen lang mit Buchhändler Cronbach und Schwester (Frau Lydia Stiebel aus Eisenach) zu Tisch und müssen Gott danken, im ganzen genommen so ordentliche und nette Leute zur Gesellschaft zu haben; eigentlich passen sie aber doch nicht recht zu uns, er Geschäftsmann, sie lyrisch-sentimental. Mit der pikanten Frau Dr. Frenzel, desgleichen mit Baron Gleichen[1]) und Frau Direktor Lipmann hatten wir kurze Begegnungen, die nicht ausreichen, die Langeweile des

[1]) Gemeint ist wohl der Schriftsteller Alexander von Gleichen-Rußwurm, der in der Nähe von Kissingen eine Besitzung hat.

Aufenthalts zu bannen. Ich werde, weil der Ort reizend ist, immer wieder versuchen, 4 Wochen dort zuzubringen, ohne die richtigen Menschen ist es aber doch nur ein halbes Vergnügen. Vier Wochen Table d'hote zwischen Fremden oder gar unangenehmen Menschen ist ein miserables Vergnügen. Anfang Juli treffen wir wieder in Berlin ein, und Emilie beginnt die Abschrift meines Romans „Frau Jenny Treibel"; ich mache mich an die Niederschrift verschiedener kleinerer Arbeiten. Anfang August beginnt die Reparatur unseres durch einen angrenzenden Neubau stark geschädigten Hauses, und Maurer, Maler, Anstreicher, Tapezierer treiben mich aus dem Hause; Emilie bleibt zurück, um alles zu überwachen. Ich gehe derweilen auf beinahe vier Wochen nach Wyck auf der Insel Föhr, wo ich meine guten Friedländers, Ehepaar, Schwägerin und die beiden Kinder treffe, gute Wohnung und gute Verpflegung finde und trotz des scheußlichen Wetters sehr angenehme Tage verlebe. Der Unterschied zwischen dem Aufenthalt in Kissingen und dem in Wyck machte mir aufs neue klar, daß es ohne passende Gesellschaft nicht geht. Einen Tag waren wir auf Amerum. Der Aufenthalt in diesen gesegneten Gegenden, wo man schon die Kultur und das Wohlleben der Skandinaven und Hanseaten empfindet, ist mir angenehm. Anfang September kam ich zurück und fand die Wohnung sauber und gut in Ordnung, die arme Frau aber recht elend, auch abgeängstigt (Gott sei Dank ohne Not) über die Art der Krankheit. Arseniktropfen bewähren sich als neues altes Mittel. Ich mache mich nun an die Korrektur der Romanabschrift, und nach fast noch zweimonatlicher Arbeit schicke ich den Roman am 31. Oktober an Freund Rodenberg nach Fulda, wo sich derselbe vorübergehend aufhält. Dazwischen beschäftigen mich drei andre Arbeiten: Mathilde Möhring[1]), St. Neumann, und die Poggenpuhls. Die erste dieser 3 (an der ich

---

[1]) Veröffentlicht durch Joseph Ettlinger in „Aus dem Nachlaß".

schon in Wyck fleißig gearbeitet hatte) beende ich Ende September im Brouillon, die beiden andern nehme ich mit in den Winter hinüber. Ende Oktober erscheint die 4. Auflage meiner „Gedichte", vierzehn Tage später mein Roman „Unwiederbringlich". — Martha, die vom 2. Januar an bei Veits in Bonn bzw. auf den pommerschen Gütern bei Gräfin Wachtmeister war, kommt am 22. Oktober aus Zansebur (Pommern) zurück; Theo hat viel Müh' und Not in seiner Kriegsministerialstellung, Friedel findet zwei neue Kompagnons und erweitert sein Geschäft, das er nach Magdeburgerplatz 4 verlegt, bedeutend. — Im Freundeskreise wird es immer stiller; Zöllner lebt noch, hat sich in manchen Stücken sogar erholt, im ganzen aber bleibt es ein höchst trostloser Zustand; Frau Professor Lazarus elend; Frau Professor Lübke desgleichen. — Am 14. Oktober verheiratete sich Jenny Sommerfeldt mit Apotheker Kienast, eine, allem Anscheine nach erfreuliche Partie; am 12. war Polterabend mit allen möglichen großen Aufführungen, recht gut, aber schablonenhaft, das Beste und Erfreulichste die Kinder der verschiedenen schon verheirateten Schwestern. — Zur Lektüre kommen wir wenig, Historisches ist langweilig für Emilie und Novellistisches langweilig für mich. Mit Vergnügen lesen wir Storms letzte Arbeit „Der Schimmelreiter" und des alten Hippel[1]) „Lebensläufe in aufsteigender Linie", als Roman eigentlich schwach, als Biographie (weil nicht echt und zuverlässig) auch sehr anfechtbar, aber in höchstem Maße klug und geistreich und so doch eine vortreffliche Lektüre.

Vom 2. November bis 31. Dezember.

Erst nach beinah zwei Jahren komme ich dazu, das Tagebuch hier fortzusetzen. Inzwischen habe ich alles vergessen und kann hier nichts erzählen.

---

[1]) Theodor Gottlieb von Hippel: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—1781).

1892.

1892 war ein recht bitteres Jahr für mich. Wie die ersten Wintermonate vergingen, habe ich vergessen. In der „Rundschau" (so nehme ich an, bestimmt weiß ich es nicht mehr) erschien wahrscheinlich mein Roman „Jenny Treibel". Ich begann an meinem Roman „Effi Briest" zu korrigieren, kam aber nicht weit damit; am 14. März erkrankte Emilie und ich gleichzeitig an der Influenza. Emilie hatte die Krankheit stärker als ich, sie genas aber bald, während ich ganz elend blieb und schreckliche Zustände durchmachen mußte. An den guten Tagen las mir Emilie die „Lebenserinnerungen" Professor Springers vor, was mir viel Freude machte. So kam der Mai heran. Wir hatten, durch Friedländers gütige Vermittlung, eine in der Nähe von Schmiedeberg gelegene Villa „Villa Gottschalk" gemietet und brachen am 23. Mai auf, uns von der schönen Gebirgsluft Heilung versprechend. Es kam aber anders, ich wurde ganz elend, beinah schlaflos, und so verbrachten wir: Emilie, Martha, ich und Anna, vier schlimme Monate an der sonst so schönen Stelle. Friedländers taten das möglichste, auch Besuch kam: Frau Sternheim, Brahm und Hartleben[1]), aber die Tage waren schrecklich und wollten kein Ende nehmen. Nach Berlin zurückkehren ging auch nicht, denn es herrschte eine tropische Hitze, dazu kam Cholera. Während des Sommers erschien „Jenny Treibel" als Buch, und in Paris wurde eine französische Übersetzung meines „Kriegsgefangen" publiziert und sehr günstig aufgenommen; aber nichts davon machte mir Freude. In den August fiel auch Alice Grossers Hochzeit, die in „Hohenwiese", auf der Grosserschen Villa, gefeiert wurde; sie folgte dann ihrem Manne, Postinspektor Wachholtz, nach Konstantinopel. Dort starb sie schon Ende Dezember. All die Zeit über war auch Geh. Rat

[1]) Otto Erich Hartleben gehörte dem Brahm-Schlentherschen Freundeskreise an.

Stöckhardt in Hohenwiese lebensgefährlich krank. Martha reiste Mitte August zu Veits in Deyelsdorf in Pommern. Mitte September kehrten wir von „Villa Gottschalk" nach Berlin zurück. Es ging alles besser als ich erwartet hatte. Mein Zustand war zunächst noch recht schlecht, weil ich, infolge von Blutleere im Gehirn, in einem Schwindelzustand blieb, auch der Schlaf wollte sich nicht recht finden, aber allmählich begann ich mich zu erholen und war Anfang November so weit wiederhergestellt, daß ich mit dem Niederschreiben einer „Biographie" von mir, oder doch eines Bruchstückes, beginnen konnte. Ich wählte „meine Kinderjahre" (bis 1832) und darf sagen, mich an diesem Buch wieder gesund geschrieben zu haben. Ob es den Leuten gefallen wird, muß ich abwarten, mir selbst habe ich damit einen großen Dienst getan. Die Tage bis zum neuen Jahr verliefen ziemlich ruhig, nur gelegentlich durch Gesellschaften bei alten Freunden unterbrochen.

1893.

In meiner im November begonnenen Arbeit fuhr ich fort; etwa im April war ich damit fertig, auch mit der Korrektur, und die Abschrift, die Emilie und Martha gemeinschaftlich machten, konnte beginnen. Martha war all die Zeit über recht leidend und ein vierwöchiger Besuch in Warnemünde bei Wittes machte den Zustand nur schlimmer. Auch Emilie erkrankte ernsthaft, wobei nicht recht festzustellen war, ob es Blinddarmentzündung oder ein Leber- und Gallenleiden war. Während dieser Wochen kam Onkel Witte von Chicago zurück, wohin er sich, schon schwer krank, doch noch aufgemacht hatte. Sein Zustand verschlechterte sich sehr rasch, und wer ihn sah hielt ihn für einen toten Mann; nur er selbst wollte von seinem Elend nicht hören und wehrte sich bis zuletzt. Man kann es heroisch finden, aber auch töricht. Ich habe keinen Sinn für solches Heldentum, weil es in der Vorstellung wurzelt: „Es geht nicht ohne mich; ich muß leben; bin ich weg, so bleibt nur noch der

Unsinn übrig." Sein letzter Ausspruch war groß; er sagte seinem Arzt, einem berühmten Universitätsprofessor: „Es muß doch ein trauriges Gefühl sein, so gar nichts zu wissen." Die Nacht darauf starb er, am Magenkrebs. Die Ärzte hatten es sehr gut gewußt, nur immer rücksichtsvoll geschwiegen. In Witte haben wir einen Freund verloren; bei kleinen Marotten und Eitelkeiten war er ein ganz ausgezeichneter Mensch, von seltener Integrität und großer Güte. Sein Begräbnis gestaltete sich zu einer großen Feier: halb Mecklenburg war auf den Beinen. Uns vertrat Friedel beim Begräbnis, wir andern waren alle krank. Emiliens schlechtes Befinden führte schließlich zu der Verordnung „Karlsbad". Am 16. August brachen wir zwei Alten auf; Martha hütete mit Anna das Haus. Wir verlebten in Karlsbad, wo wir Friedländer und Frau trafen, sehr angenehme Wochen und machten sogar Bekanntschaften: Geh. R. Professor Grünhagen mit Tochter aus Breslau, Geh. R. Prof. Victor Meyer (Nachfolger von Professor Bunsen) mit Frau und Tochter aus Heidelberg, Frau Professor Richter aus Jena. Anfänglich litt Emilie unter der Kur, die ihr aber außerordentlich gute Dienste leistete. Karlsbad gefiel uns sehr. Am 13. September reisten wir wieder ab, ich nach Berlin, Emilie zu Treutlers nach Blasewitz. Als sie zurückkam, war Martha sehr krank, so daß wir uns Sorge machten. Aber ein zweiter Arzt, den wir zur Hilfe nahmen, griff geschickt und energisch ein und half aus dem Schlimmsten heraus. Wir planen jetzt eine Nachkur für sie in Elsenau. — Zu Weihnachten erschienen meine „Kinderjahre" mit dem bekannten Erfolg meiner Bücher: tüchtig gelobt und mäßig gekauft. Nach Erledigung dieser Arbeit mache ich mich an die Korrektur meines schon vor drei Jahren geschriebenen Romans: „Effi Briest", bereite auch einen Sammelband kleiner Erzählungen vor. Im übrigen wickeln sich die Tage ruhig ab, etwas einsamer, was bei nah 74 nur in der Ordnung ist. Der „Rütli" versammelt sich spärlich und wird immer toter. So kommt Silvester heran.

In Stille beginnt das neue Jahr. Martha noch immer krank; Professor Mendel versucht sein Heil, es bleibt aber wie's ist. Ende Januar reist Martha nach Deyelsdorf zu Professor Veit, wo sie alles krank findet und in die Lage kommt, selber krank, die Krankenpflegerin andrer sein zu müssen. Ihr tut diese Anstrengung gut und in wesentlich verbesserter Verfassung kehrt sie nach Berlin zurück. — Theo, nach dreijähriger Anwesenheit in Berlin, wird von seiner Kriegsministerialtätigkeit entbunden und kommt nach Hannover, wo's ihm gefällt. — In unserm häuslichen Leben geht alles unverändert weiter, das gesellige Leben wird immer kleiner, alles dreht sich im engsten Kreise. Etwa Anfang Mai erscheint mein Sammelband kleiner Erzählungen unter dem Titel: „Von, vor und nach der Reise". Kein Mensch kümmert sich darum, doch wohl noch weniger als recht und billig. Natürlich sind solche Geschichtchen nicht angetan, hunderttausend Herzen oder auch nur eintausend im Fluge zu erobern, man kann nicht danach laufen und rennen, als ob ein Extrablatt mit vierfachem Mord ausgerufen würde, aber es müßte doch ein paar Menschen geben, die hervorhöben: „ja, wenn das auch nicht sehr interessant ist, so ist es doch fein und gut; man hat es mit einem Manne zu tun, der sein Metier versteht, und die Sauberkeit der Arbeit zu sehn, ist ein kleines künstlerisches Vergnügen." Aber — eine sehr liebenswürdige Plauderei meines Freundes Schlenther abgerechnet — habe ich nur das fürchterliche Blech, das sich „Kritik" nennt, zu sehen gekriegt. Diese Sorte von Kritik macht zwischen solchem Buch und einem Buche von Kohut[1]) oder Lindenberg[2]) nicht den geringsten Unterschied, von Respekt vor Talent und ernster Arbeit ist keine Rede, das eine ist nichts und das andre ist nichts.

[1]) Adolph Kohut, Publizist.
[2]) Paul Lindenberg, Publizist und Schriftsteller.

Das ist nun freilich richtig, „vorm Richterstuhl der Ewigkeit“ ist kein Unterschied zwischen Lindenberg und mir, jeder ist Sandkorn, aber mit dieser Ewigkeitselle darf man in der Zeitlichkeit nicht messen und die, die's tun, sind bloß Lodderleute, die zwölf Bücher (alle ungelesen) an einem Abend besprechen. —

Im Mai liefere ich auch meinen Roman „Effi Briest“ an Rodenberg ab, der sich sehr freundlich darüber äußert; vom 1. Oktober an wird er in der „Rundschau“ erscheinen. — Ich mache mich nun an die Korrektur eines kleineren Romans, den ich ziemlich gleichzeitig mit „Effi Briest“ schrieb und der den Titel führt „Die Poggenpuhls“; Pantenius will ihn bringen, doch kennt er ihn noch nicht und die Sache bleibt vorläufig unsicher. — Im Juni reisen Martha und Friedel erst nach Elsenau, dann nach Deyelsdorf (zu des alten Veit 70. Geburtstag) und dann zu Tante Witte nach Warnemünde. Sie kehren sehr befriedigt von ihrem vierwöchigen Ausfluge zurück. — Am 18. April feierte Tante Jenny ihren 70. Geburtstag mit Aufführungen, in denen ihre Enkel das Leben der Großmutter darstellten. Es war sehr gelungen. — In einer ganzen Reihe von Sitzungen malt mich Professor Fechner, nachdem sein erstes Bild von mir (vor fast zwei Jahren gemalt) nicht recht genügend befunden worden ist. Er hat arme Dichter zu seiner Spezialität gemacht; mit Raabe fing er an, jetzt bin ich dran. — Am 3. August reist Martha nach Zansebur, zur Gräfin Wachtmeister; von dort will sie später nach Rostock.

Im August wieder auf vier Wochen nach Karlsbad; wir wohnen wieder in der „Silbernen Kanne“ und verleben wieder angenehme Tage. Dabei verhältnismäßig viel Verkehr: Frau Gerber und Frl. Wilbrandt, Dr. Sternfeld, St. Céres (Rosenthal) und Frau (Anna Lindau), Direktor Goldschmidt, Frau Professor Richter aus Jena.

Den Winter über arbeite ich an dem zweiten Bande meiner „Erinnerungen", also Fortsetzung von „Meine Kinderjahre". Einzelne Kapitel dieser Erinnerungen werden im „Pan" gedruckt, so „In der Röseschen Apotheke", das „literar. Berlin 1840" (Faucher) und „Bei Kaiser Franz". Im Oktober 94 hat der Abdruck von „Effi Briest" in der Deutschen Rundschau begonnen und schließt März 95 ab. Erfolg gut. — Das alte gesellschaftliche Leben schläft mehr und mehr ein, alles ist tot oder krank oder — verkracht. Ein Glück, daß ein Nachwuchs sich einstellt, bei dem ich nicht schlechter fahre, — fast im Gegenteil. Denn die Alten waren zu alt geworden, und keiner war unter ihnen, der das Zeug gehabt hätte, die sehr nötigen Wandlungen mitzumachen. Alles eingefroren. — Im Sommer schreibe ich allerlei Gedichte, von denen die besseren teils 95, teils 96 im „Pan" erscheinen.

Ich habe hier nachzutragen, daß ich im November oder Dezember 94, kurz vor meinem 75. Geburtstage, seitens der philosophischen Fakultät der Berliner Universität zum Doctor honoris causa ernannt wurde. Eine große Freude, die ich wohl Schlenther und Professor Erich Schmidt verdanke, welch letzterer die Fakultät mobil machte. Geheimrat von Richthofen (Dekan) und Erich Schmidt brachten mir das Diplom, und jener hielt die Ansprache.

Im Sommer (95) schickte ich die mittlerweile beendeten „Poggenpuhls" an Pantenius, — sie wurden abgelehnt, weil der Adel in dem Ganzen eine kleine Verspottung erblicken könne — Totaler Unsinn. Es ist eine Verherrlichung des Adels, der aber, so viel kann ich zugeben, klein und dumm genug empfindet, um das Schmeichelhafte darin nicht herauszufühlen. Gott besser's. Aber er wird sich die Mühe kaum geben. Unter Umständen „kämpfen Götter selbst vergebens". Die Poggenpuhls werden dann später, Winter 95 auf 96, in „Vom Fels zum Meer" gedruckt.

Im August gehen wir wieder nach Karlsbad in die „Silberne Kanne". Es ist wieder sehr schön; Emilie leidet aber unter den Personen, die wir antreffen, und kommt dadurch um die ganze Kur.

Im Herbst erscheint „Effi Briest" als Buch und bringt es in weniger als Jahresfrist zu 5 Auflagen, — der erste wirkliche Erfolg, den ich mit einem Romane habe.

1896.

Im Winter 95 auf 96 beende ich den zweiten Band meiner „Erinnerungen" und übergebe den „Tunnelabschnitt", der das Mittelstück und den Hauptinhalt des Bandes bildet, zum Abdruck an Rodenberg. Er nimmt es auch, schlägt aber wieder eine Volte und wie Gott den Schaden besieht, bringt er nicht das Ganze, sondern die Hälfte des etwa 8 Kapitel umfassenden Abschnitts. — Dies Verfahren und überhaupt seine gesamte, nur *seinen* Vorteil im Auge habende Haltung bestimmen mich, von ihm abzuspringen und mir andre Zeitschriften zu suchen. Ich beklage es *sehr*, mich dazu — beinah auch ehrenhalber — gezwungen zu sehen. Es hat sich so getroffen, daß er alles Beste, was ich geschrieben habe, in seiner „Deutschen Rundschau" veröffentlichen konnte und da er nach Kellers und Storms Tode eigentlich nur noch *mich* hatte, so mußte er mich danach behandeln und so entgegenkommend mit mir verfahren, wie er mit Keller verfahren ist; — das hat er aber nicht getan. Er war immer artig und verbindlich, aber ohne jede Rücksicht auf das Interesse des andern. Das wurde mir zuletzt zuviel. Gewiß hat ein Redakteur allem vorauf sein Blatt im Auge zu behalten und *das* zu tun, was dem Blatt dient; aber um seinem Blatte dienen zu können, muß er gelegentlich auch den Leuten dienen, die durch ihre Mitarbeit das Blatt recht eigentlich machen. Unterläßt er das und schafft er dadurch Unmut, so wenden ihm die Mitarbeiter den Rücken und die selbstsüchtige, sich überschlagende Klugheit wird ihm und seinem

Blatte schädlich. Dazu kam noch, daß er sich nicht einmal auf hohe Honorare berufen konnte. Das literarische Ansehn seines Blattes sollte alles tun, so wie eine Zeit lang bei Wilh. Hertz das Firmaansehn alles tun sollte. Ja, eine Zeit lang geht das, aber mit einem Male ist der Kladderadatsch da. Das bleibt bestehn, daß ich den Bruch beklage (denn alle andern Blätter sind scheußlich), aber dieser Bruch wurde mir aufgezwungen. Die Klugen rechnen zuletzt doch nie ganz richtig. Ich habe nun infolge des Rückzuges von der Rundschau mit andern Blättern anzubändeln versucht und habe auch welche gefunden: Pan, Cosmopolis, „Über Land und Meer" (früher Hallberger, jetzt eine Aktiengesellschaft). Im „Pan" erschienen Gedichte von mir, darunter „Luren-Concert", „Arm oder reich" und drei, vier andre. Eins (der „Tod der Balinesenfrauen") rief einen Sturm im Glase Wasser hervor, und holländische Zeitungen, die sich getroffen fühlten, fielen über mich her. Immer dieselbe Geschichte: das Poetische geht spurlos vorüber, ist aber etwas da, wodurch sich Müller oder Schultze verletzt fühlt, so hat man den schönsten Zeitungskrieg. In Cosmopolis erschien ein längeres Kapitel von mir „Der 18. März" und wurde sehr gut aufgenommen, beiläufig auch gut bezahlt. Wichtiger war die Anbändelung mit „Über Land und Meer", — die Redaktion will von Oktober 97 an meinen neuesten Roman „Der Stechlin" bringen, unter beinah glänzenden Bedingungen. Honorar mehr als doppelt so hoch wie das der „Rundschau". An diesem Stechlin-Roman arbeite ich schon von 1895 an durch das ganze Jahr 96 hin und beende ihn — freilich erst im ersten Entwurf — im Herbst 96. Gleich danach beginne ich die Überarbeitung, an die ich wenigstens noch ein halbes Jahr zu setzen habe. Nebenher beschäftigen mich Verse und die Korrektur des 2. Bandes meiner „Erinnerungen".

Im Mai und Juni 96 gingen wir wieder nach Karlsbad, wo wir's wieder sehr gut trafen, diesmal in der „Amsel"; das gesellschaftliche Leben war aber langweiliger, weil wir

niemand trafen, mit dem wir hätten verkehren können. — Im August gingen wir auf vier Wochen nach Waren am Müritzsee, wo wir, der ganze Hausstand, sehr angenehme Tage verlebten. Mitte September waren wir wieder zurück. Anfang November erschienen die Poggenpuhls; Schlenther, in gewohnter Freundlichkeit, begrüßte sie mit schmeichelhaften Worten. So kommt Silvester heran, und still traten wir in das neue Jahr ein.

1897.

Von Neujahr an bis Ende Mai beschäftigt mich mein Roman „Der Stechlin"; ich schreibe noch einige Kapitel, vor allem nimmt mich die Überarbeitung ganz in Anspruch. In den ersten Frühjahrswochen erkrankt Freund Heyden ernstlich (Nierenleiden, Brightsche Krankheit); Anfang Juni (1.) stirbt er, und wir begraben ihn auf dem Matthäikirchhof, wo schon so viele von uns ruhn. Wenige Tage danach reisen wir, Emilie, Martha, ich, in die Sommerfrische, nicht gern oder wenigstens in Unruhe, weil wir uns bewußt sind, daß Freund Zöllners Tod, nach mehr als sechsjährigem unausgesetzten Leiden, nahe bevorsteht. So kommt es denn auch. Kaum aus Berlin fort, muß Martha (ich selbst war zu sehr herunter) wieder zurück, um bei Zöllners Begräbnis die Familie zu vertreten. Innerhalb weniger Tage der Tod zweier Freunde.

Unsere Sommerfrische war wieder Mecklenburg, aber statt Waren am Müritzsee hatten wir diesmal Neu-Brandenburg am Tollense-See gewählt. Wir wohnten in dem eine Viertelmeile vor der Stadt gelegenen Augustabad, halb Hotel, halb Sanatorium, und verbrachten daselbst vier oder fünf sehr angenehme Wochen. Über nichts war Klage zu führen, einzig und allein die Mücken abgerechnet, die den Aufenthalt im Freien oft lästig machten. Zu den Annehmlichkeiten gehörte, daß Martha in Neu-Brandenburg selbst eine alte Bekanntschaft erneuerte, und zwar mit einem

Fräulein Weinrich (Schulmadam), mit der sie vor 20 Jahren gemeinschaftlich ihr Examen gemacht hatte. Wie der Aufenthalt im Augustabad, so war auch der in Neu-Brandenburg immer sehr angenehm. Die Mecklenburger wissen zu leben. Wie schon vorher in Berlin, so war ich auch in der Sommerfrische wieder sehr fleißig, um endlich mit der Überarbeitung meines Stechlinromanes zustande zu kommen. Endlich war es so weit, und ich konnte das Manuskript an die Redaktion von „Über Land und Meer" einsenden. Es wurde da sehr freundlich aufgenommen, und man schrieb mir Schmeichelhafteres, als sonst wohl Redaktionen und Verleger zu schreiben pflegen. Ende Juli war ich aus der Fritz Reuter-Stadt (ein Dampfschiff „Fritz Reuter" fuhr uns täglich über den See) wieder in Berlin zurück. Aber nicht auf lange. Mitte August gingen Emilie und ich wieder nach Karlsbad, wo wir bis etwa zum 12. September blieben. Wir trafen es wieder sehr gut, trotzdem wir meist Regenwetter hatten und an allen Ausflügen und Spaziergängen gehindert wurden. Wir wohnten diesmal in Stadt Moskau, bei einer verwitweten Tochter der Amselwirtin, und hielten uns diesmal zu „Pupp", wo man schließlich doch am besten aufgenommen ist. Unter den neuen Bekanntschaften, die wir machten, stand die der Frau Professor Strecker aus München (Schwiegermutter Erich Schmidts) und ihrer liebenswürdigen Tochter obenan. Die Mutter noch mit Mitte 60 eine Schönheit. — Schon nach Karlsbad hatten mich die Korrekturfahnen aus Stuttgart verfolgt; nach Berlin zurückgekehrt, steigerte sich das, und ich hatte bis gegen Weihnachten hin unausgesetzt damit zu tun. Dann nahm ich die Durchsicht meiner „Erinnerungen" wieder auf, von denen der Abschnitt „Mein Leipzig lob' ich mir" in der Vossischen Zeitung gedruckt wurde. Dies führte zu einer Korrespondenz mit alten Leipziger Figuren, so z. B. mit Fräulein Louise Neubert (so alt wie ich), der einzigen, die jene 41er Tage bis auf heut' überlebt hat. Zum

Glück hatte ich nur Gutes geschrieben, so daß mir die üblichen Zurechtweisungen erspart blieben.

Weihnachten verging ruhig, auch Silvester; punschlos, einen einzigen Pfannkuchen in der Hand, traten wir ins neue Jahr.

1898.

Beim Eintritt ins neue Jahr war mir noch ganz leidlich. Aber es dauerte nicht lange; Husten, Asthma und was das Schlimmste war, eine totale Nervenpleite stellten sich ein. Das ging so durch zwei Monate; ein Glück, daß die gesamte Stechlinkorrektur bereits hinter mir lag. Im Februar war Meta in Rostock bei Tante Witte. Im März bei Lise Witte in Elsenau. Diese ganze Zeit über verlief unser Leben sehr still; an Arbeiten oder auch nur Lesen war meinerseits nicht zu denken. Nur ein ganz weniges von Gesellschaften machte ich mit, veranlaßt durch Schlenthers Abgang nach Wien als Burgtheaterdirektor; man gab ihm eine Reihe von Festen. Auf der Höhe war das Fest bei Geh. Justizrat Lessing, Schlenthers Abschieds- und Dankrede brillant.



Dritter Teil

Fontane in Bekenntnissen und Aussprüchen über sich selbst



1. Zu Fontanes Charakter

Die Fontanes sind alle hartgesottene Egoisten, die dann und wann Anfälle von Generosität kriegen, aber selten.

11. 7. 78. Briefe an Familie I, 261

Auch hat sie wohl jenen Fontaneschen Charakter, der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und genug zu essen hat. Ich habe auch viel davon.

14. 3. 56. Briefe an Familie I, 51.

Ich bin — auch darin meine französische Abstammung verratend — im Sprechen wie im Schreiben ein Causeur; aber weil ich vor allem ein Künstler bin, weiß ich genau, wo die geistreiche Causerie hingehört und wo nicht.

24. 8. 82. Briefe an Familie II, 22.

Egoistisch bin ich, aber nicht lieblos.

31. 7. 76. Briefe an Familie I, 235

Arm, unsicher und selbstbewußt, gerade wie damals.

18. 7. 80. Briefe an Familie I, 300

Ich bin, wenn es nicht arrogant klingt, dreister Entschlüsse fähig und führe sie durch, wenn ich nicht auf halbem Wege erkenne, daß es töricht wäre, weiterzugehn. Denn eigensinnig bin ich nie. Ich vernarre mich in nichts, weder in Menschen noch in Dinge, erwäge jeden Augenblick die Chancen der Situation und handle danach.

13. 1. 57. Briefe an Freunde I, 163

Es liegt in meiner Natur, angesichts aller Dinge, über die ich ausnahmsweise nicht gleich hinweg kann, sorglich zu balancieren und nur zögernd zu einem Entschluß zu kommen; ist dieser Entschluß aber einmal gefaßt, so spring' ich auch sofort wieder mit beiden Füßen in die alte Sorglosigkeit hinein und vertraue lachend und heiter meinem guten Stern.

Aus: „Kriegsgefangen"

Wie es mir immer geht, wenn ich ein Urteil ausgesprochen habe, so auch diesmal — kaum steht es da, so fang' ich an, die Richtigkeit zu bezweifeln.

19. 10. 56. Briefe an Familie I, 72

Den Fest- und Feierlichkeitssinn hab' ich nicht.

20. 4. 75. Briefe an Freunde I, 353

Sie haben gesiegt. Friedrich Wilhelm sagt (vielleicht mit Bezugnahme auf seine Politik): „Dem Mutigen gehört die Welt"; ich sage — dem Humor.

1. 11. 50. Briefe an Freunde I, 12

Humorlose Menschen sind mir schrecklich.

20. 6. 79. Briefe an Familie I, 281

Ich habe nichts so gern wie fröhliche Menschen und kann ich's selber oft nicht sein, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht an meinem guten Willen. Am liebsten schlüg' ich den ganzen Tag Rad, spräng' über Tisch und Bänke und wälzte mich im grünen Rasen, den lachenden Himmel über mir.

28. 4. 52. Briefe an Familie I, 11

Und zwei Dinge kann ich meiner ganzen Natur nach nicht aushalten: Ärger und Konfusion. Ich bin auf ein stilles Licht gestellt, auf Ruhe und Klarheit.

10. 8. 80. Briefe an Familie I, 307

Das Beobachten und Schlüssziehen ist, wie Du weißt, meine Wonne.

11. 6. 83. Briefe an Familie II, 31

Es ist ein kindischer Stolz, nichts nehmen zu wollen; freilich wäre geben mehr nach meinem Geschmack.

1. 4. 80. Briefe an Familie I, 288

Auch gehör' ich nicht zu denen, die sich durch Wohltaten bedrückt fühlen. Zu danken ist mir nie schwer geworden.

20. 6. 82. Briefe an Familie II, 6

Wer rechnet ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras.

14. 1. 95. Briefe an Freunde II, 335

Alles Gute muß aus einem selbst kommen, sonst bringt man es über einen bloßen Anfall nicht hinaus.

11. 5. 79. Briefe an Familie I, 272

Independenz über alles! Alles andre ist zuletzt nur Larifari.

28. 5. 70. Briefe an Familie I, 199

Ich bin kühl, nicht sehr aufmerksam, etwas rechthaberisch, etwas pedantisch und viel breiter und gründlicher, als die Menschen lieben.

... Soviel bleibt aber bestehen, und das ist des Pudels Kern: ich bin im gesellschaftlichen Leben sehr artig, sehr milde, sehr zum Verzeihen geneigt, und die andern sind es nicht.

12. 6. 78. Briefe an Familie I, 256, 257

Je älter ich werde, je unerträglicher werden mir die Feierlichen, die in 99 Fällen von 100 hinter aller Steifheit und Aufgerecktheit, hinter Denkerstirn und olympischer Schweigsamkeit nichts verbergen als Hohlheit, Wichtigtuerei und mitunter auch Feigheit.

Aus: „Aus den Tagen der Okkupation"

Ich verfalle immer wieder in meinen alten Fehler, der Situation und der jeweiligen Gesellschaft nicht genug Rechnung zu tragen. Was mich dabei vor Gott entschuldigt, entschuldigt mich nicht vor den Menschen. Immer meiner Natur nach geneigt, alles Schöne, Freundliche, Kluge, Talentvolle rückhaltlos anzuerkennen, betrachte ich es, nebenherlaufend, als mein gutes Recht, auch über Unauskömmlichkeiten offen mich auszusprechen, immer mit dem Bewußtsein, in ähnlichen Unauskömmlichkeiten tief drin zu stecken. So war es gestern mit Rs. sowohl bei dem Mittags- wie bei dem Abendgespräch. Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück und folge jeder Szene mit einem künstlerischen Interesse wie von meinem Parkettplatz Nr. 23 aus. Alles spielt dabei mit. Alles hat sein Gewicht und seine Bedeutung, auch das Kleinste, das Äußerlichste. Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung.

5. 7. 86. Briefe an Freunde II, 116.

Nach dieser gründlichen Revozierung und Abbitte (der eine wahre Gedächtniskasteiung vorausgegangen ist, um die corpora delicti noch wieder ausfindig zu machen) bitt' ich es mir nicht als norddeutsche Dickköpfigkeit auszulegen, wenn ich bei aller Nachgiebigkeit im Einzelfall doch aufs bestimmteste erkläre, gerade so bleiben zu wollen, wie ich bin, und mir nicht einen Charakter wegdisputieren oder wegratschlagen zu lassen, der seine sittliche Berechtigung hat trotz einem. Ich habe nicht Lust, hier den deutschen Biedermann par excellence zu spielen, aber ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß ich von Natur offen, ehrlich, unverstellt und ein lebhaftes, unterm Einfluß der Minute stehendes Menschenkind bin. Ich hab' es noch immer nicht gelernt, mich im Zaume zu halten. Ich lache und weine noch im Theater, wenn die Situation komisch oder rührend ist. Ich bin noch so dumm (wenn meine Frau — schon

wieder! — nicht dazwischenkommt), meinen letzten Groschen zu teilen und ich platze auch mit einer Zweideutigkeit heraus, wenn mir gerade danach zumute ist. Ich habe hinsichtlich meiner Taten und Worte eine große Unbekümmertheit, und von meinen Worten möcht ich gelegentlich sagen: sie haben mich. Wenn ich nun so die Menschen um mich her ansehe, kann ich aus ihnen nicht abnehmen, daß ich gut täte, meinen alten Adam auszuziehen und mir den modernen anständigen Menschen zuzulegen. Ich weiß, was es mit dieser Anständigkeit auf sich hat. Ich halte Ihnen gegenüber mit der Bemerkung nicht zurück, daß ich auf meine Anständigkeit geradezu poche, daß ich den Plunder des sogenannten Anstandes je nach Laune verachte oder verlache, und daß alles, was ich tun kann, einzig darin besteht, mich im Verkehr mit den Menschen zu akkommodieren. Dies wird Frau Klara Kugler gegenüber (die mir durch Eggers sagen ließ: ich dürfe nicht mehr über meine Frau und meine Ehe — die übrigens beide gar nicht so übel sind — wie bisher sprechen) hinfort der Fall sein. Ein gleiches gilt von heut' ab von der Familie Storm. Sollte aber meine Natur stärker sein als meine Vorsätze, und sollten immer wieder Verstöße mit drunterlaufen, so würde mir nichts andres übrig bleiben, als mich aus Kreisen zu verbannen, für die ich zu roh und ungeschliffen bin. Mein lieber Storm, ich denke so: man soll an sich berechtigte Natur (und als solche werden Sie die meinige wohl anerkennen) gelten und gewähren lassen und selbst vor gewissen Konsequenzen solcher Natur nicht erschrecken. Es gibt *notorische* und *fragliche* Unanständigkeiten. Jene werd' ich nie begehn, diese sehr oft. Glauben Sie doch nicht, daß um die letztern irgend wer glücklich herumkomme. Grete Heyse ist außer sich, daß Bodenstedt von „ihrem kleinen Leibchen" gesprochen hat, und doch sagte Paul Heyse in einer Damengesellschaft bei Merckels von einer Dame: das Frauenzimmer ist ja nur Kopf und Popo. Einzelne Ihrer schönsten Liebesgedichte werden unanständig gefunden, und ein leises

Entsetzen, das noch immer vibriert, lief durch das ganze Königreich Kugler und die angrenzenden Ortschaften, als Sie von Frau Klara ein Zimmer verlangten, um „Ihrer Frau die Milch abzunehmen". Man hat das sehr unanständig gefunden; ich find' es ganz gemütlich. Sie wollen daraus ersehn, daß, wie in tausend Dingen des Lebens, so auch hier man mit sich selbst im reinen sein und hinterher sich aus der Auffassung der Menschen nicht allzuviel machen muß. Man wird je nach den Personen, mit denen man verkehrt, sein gesellschaftliches Betragen in Einklang mit deren Wünschen und Anschauungen zu bringen haben, aber im letzten wird man bleiben, wie man ist, bevor einem nicht das Einsehn kommt, daß dies „Sein" eigentlich nichts taugt.

25. 7. 54. Briefe an Freunde I, 121 ff.

2. Zu Fontanes Lebensgang

Von Kindesbeinen an hab' ich eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie gehabt. Ich darf sagen, daß diese Neigung mich geradezu beherrschte und meinen Gedanken wie meinen Arbeiten eine einseitige Richtung gab. Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte. (Dies ist Familientradition, die es erlaubt sein mag zu zitieren.) Um dieselbe Zeit war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war. Seitdem sind dreiundzwanzig Jahre vergangen, doch weiß ich noch alles aus der Zeit her. — Dann kam ich aufs Gymnasium. Als ich ein dreizehnjähriger Tertianer und im übrigen ein mittelmäßiger Schüler war, hatt' ich in der Geschichte solches Renommee, daß die Primaner mit mir spazieren gingen und sich — ich kann's nicht anders ausdrücken — fürs Examen durch mich einpauken ließen. Zum Teil war es bloßer Zahlen- und Gedächtniskram, doch

entsinne ich mich andrerseits deutlich eines Triumphes, den ich feierte, als ich meinen Zuhörern die Schlachten von Crecy und Poitiers ausmalte. $13^1/_2$ Jahre alt kam ich auf die hiesige Gewerbeschule, wo gar kein Geschichtsunterricht war, und ich mich aus diesem und hundert andern Gründen unglücklich fühlte. Meine Neigung blieb indes dieselbe. In meinem fünfzehnten Jahre schrieb ich mein erstes Gedicht, angeregt durch Chamissos „Salas y Gomez". Natürlich waren es auch Terzinen. Gegenstand: die Schlacht bei Hochkirch. Zwei Jahre später, als ich schon Apotheker war, leimte ich ein kleines Epos zusammen: Heinrich IV. Und das Jahr darauf schrieb ich meine erste Ballade, die ich vielleicht, ohne Erröten, noch jetzt als mein Machwerk ausgeben könnte. Die Ballade hieß „Vergeltung", behandelte in drei Abteilungen die Schuld, den Triumph und das Ende des Pizarro und wurde unter Gratulationen von dem betreffenden Redakteur in einem hiesigen Blatte gedruckt. In meinem zwanzigsten Jahre kam ich nach Leipzig, was mir damals gleichbedeutend war mit Himmel und Seligkeit. Es kam die Herweghzeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank' ich es, daß ich mich wiederfand und wieder den Gaul bestieg, auf den ich nun mal gehöre. Das Gedicht „Towerbrand" machte eine Art Sensation (ich schrieb es nach meiner ersten englischen Reise, noch voll von Londoner Eindrücken) und entschied gewissermaßen über meine Richtung. Was ich nach jener Zeit schrieb, liegt in den „Gedichten", in den „Männern und Helden", in der „Rosamunde" und in den neusten Argobeiträgen zum größten Teil Ihrer Beurteilung vor. Meine Neigung und — wenn es erlaubt ist so zu sprechen — meine Force ist die Schilderung. Am Innerlichen mag es gelegentlich fehlen, das Äußerliche hab' ich in der Gewalt. Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiet' ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind, wie jener, dem auf heimatlicher

Erde die Seele wieder stark wurde. — Das Lyrische ist sicherlich meine schwächste Seite, besonders dann, wenn ich aus mir selber und nicht aus einer von mir geschaffenen Person heraus, dies und das zu sagen versuche.

14. 2. 54. Briefe an Freunde I, 106ff.

Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mir's dabei mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Notwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnotwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im ganzen genommen darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgesetzt gewesen bin. Immer, auch als ich schon etwas war, ja auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tete marschierte, sah ich mich beargwohnt und andre, oft wahre Jammerlappen, bevorzugt. Daß ich das alles gleichgültig hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andrerseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht *sehr* darunter gelitten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für *Tatsächlichkeiten* gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt nach außen hin, in meinem Gemüte nicht.

3. 10. 93. Briefe an Freunde II, 308

Ich bin absolut *einsam* durchs Leben gegangen, ohne Klüngel, Partei, Clique, Koterie, Klub, Weinkneipe, Kegelbahn, Skat und Freimaurerschaft, ohne rechts und ohne links, ohne Sitzungen und Vereine. Der Rütli mit drei

Mann kann kaum dafür gelten. Ich habe den Schaden davon gehabt, aber auch den Vorteil und, wenn ich's noch einmal machen sollte, so macht' ich's wieder so. Vieles büßt man ein, aber was man gewinnt, ist mehr.

14. 6. 83. Briefe an Familie II, 34

Hier ward auch meiner liebenswürdig Erwähnung getan, aber ich mußte herzlich lachen, als ich mit einem Male auch da der Wendung begegnete: „he struggled hard." Hinzugesetzt war, daß vielleicht mehr aus mir geworden wäre, wenn mich das beständige „hard struggling" nicht zurückgehalten hätte. Darin hat mir nun aber Müller, oder noch mehr meinem Schicksal, unrecht getan. Das mit dem „struggling" hat äußerlich seine Richtigkeit; aber auch wenn ich weniger „gestruggled" hätte, mehr wäre doch nicht aus mir geworden. Das Bißchen, was in mir war, ist auch so rausgekommen. Ich habe mein Schicksal nicht anzuklagen.

14. 3. 98. Briefe an Freunde II, 458

Aber zurückblickend komme ich mir doch vor wie der „Reiter über dem Bodensee" in dem gleichnamigen Schwabschen Gedicht, und ein leises Grauen packt einen noch nachträglich. Personen von solcher Ausrüstung wie die meine war: kein Vermögen, kein Wissen, keine Stellung, keine starken Nerven, das Leben zu zwingen — solche Menschen sind überhaupt keine richtigen Menschen, und wenn sie mit ihrem Talent und ihrem eingewickelten Fünfzigpfennigstück ihres Weges ziehen wollen (und das muß man ihnen schließlich gestatten), so sollen sie sich wenigstens nicht verheiraten.

23. 8. 91. Briefe an Familie II, 265

Ich rechne zwar auf siebzig, weil Vater und Großvater es so weit brachten, aber wie leicht macht man auch auf diesem Gebiete die Rechnung ohne den Wirt! Und wie es in alten Balladen heißt: „Ich hätte des nicht leid". Das beständige Ringen, nicht mehr um vorwärts zu kommen, sondern

nur noch um sich auf einem Platze dritten Ranges mühevoll zu behaupten, hat etwas Ermüdendes.

25. 9. 72. Briefe an Freunde I, 302

Sich ewig mit dem Ruhm und Namen trösten zu wollen, ist lächerlich. Dazu müßten denn beide doch um einige Ellen höher sein. Ich habe mich redlich angestrengt und bin so fleißig gewesen wie wenige, aber es hat nicht Glück und Segen auf meiner Arbeit geruht.

21. 3. 77. Briefe an Freunde I, 383

Für Heyses „Leopardi" meinen herzlichsten Dank. Es ist ein schönes Buch, innerlich wie äußerlich. Wollen Sie glauben, daß ich mit Schmerz darin geblättert habe, nicht um Leopardis, sondern ganz egoistisch um meinetwillen? Und warum? Weil ich fühle, daß ich derartiges in der Tretmühle des Dienstes und der Tagesarbeit nicht einmal lesen kann. Ich höre, wirklich und bildlich, Drehorgeln um mich her, und heisere Tingeltangelstimmen dringen von einem Berliner Hof her zu mir herauf. Dazwischen Leopardische Äolsharfenklänge, vornehm und wie aus einer andern Welt, wäre Profanation. Immer nur im Sommer, wenn man ein paar Wochen lang all den Wust hinter sich wirft, kann man sich mit *solchen* Dingen beschäftigen. Und so *sollte* das Leben nicht sein, wenigstens nicht das meinige. Und das ist es, was mich verstimmt.

2. 12. 78. Briefe an Freunde I, 396

Ach, ich habe die Menschen so satt, selbst die lieben, guten, wohlmeinenden.

20. 3. 80. Briefe an Familie I, 284

Jetzt beherrscht mich das *eine* Gefühl: es verlohnt sich nicht mehr. Alles sieht mich, ich will nicht sagen gleichgültig, aber in seiner absoluten Gleichwertigkeit an.

24. 6. 81. Briefe an Familie I, 313

„Dein berühmter Bruder, den keiner kennt." Niemals bin ich richtiger beurteilt worden; Endresultat von 45 Arbeitsjahren.

9. 8. 82. Briefe an Familie II, 12

Rechte Lust hab' ich zu nichts mehr; man kann in der Kunst ohne begeisterte Zustimmung der Mitlebenden, oder wenigstens eines bestimmten Kreises der Mitlebenden, nicht bestehen. Ringt man sich erfolglos ab, so bringt man es nie über den ledernen succès d'estime hinaus. Empfindet man jeden Augenblick: es ist ganz gleichgültig, ob du lebst oder nicht lebst, und es ist womöglich noch gleichgültiger, ob du einen Roman unter dem Titel „Peter der Große", „Peter in der Fremde" oder „Struwwelpeter" schreibst — alle bestehen aus denselben 24 Buchstaben und alle kommen in die Leihbibliothek und werden à 1 Sgr. pro Band gelesen und nach Gutdünken und Zufall abwechselnd gut und schlecht gefunden — auf dieser Alltags- und Durchschnittsstufe stehenbleiben, ist traurig, lähmt und kann selbst meine Hoffnungsseligkeit nicht zu neuen Großtaten begeistern. Man ist also bloß wie der Soldat auf dem Posten, wie der Wereschtschaginsche Russe im Schipka-Paß, erst umwirbelt, dann bis an die Knie im Schnee und schließlich — ganz. Der einzige Trost, der einem bleibt, ist der: es liegen viele im Schipka-Paß. Es war immer so, ist so und wird so bleiben.

23. 8. 82. Briefe an Familie II, 19

Und wiewohl ich gern gelebt habe, jetzt am Ende meiner Tage bin ich doch tief davon durchdrungen, daß dies alles eine Welt der Mängel ist, viel, viel mehr noch, als man in jungen und mittleren Jahren annahm, und daß es nicht schlimm ist, die Unruhe mit der Ruhe zu vertauschen. Sie glauben gar nicht, in wie hohem Maße die Überzeugung davon während dieser letzten Jahre in mir gewachsen ist. Und nicht erst seit Georges Tod. Denn man kann den Tod eines geliebten Menschen tief und innig beklagen und

doch in Hoffnung und selbst in Heiterkeit weiterleben. Aber dieser Hoffnung und Heiterkeit — was nicht ausschließt, daß man mal herzlich lacht — entbehre ich seit geraumer Zeit schon, und zwar deshalb, weil so wenig geschieht, dem man aus vollem Herzen zustimmen kann. Unsinn und Ungerechtigkeit und überall Selbstsucht und der Neid in allen Formen. Im kleinen geschieht um einen her sehr vieles, was einen wieder aussöhnt (sonst wär's auch nicht auszuhalten), und unbefangene, nichtswollende Herzensgüte lacht einem hier und da entgegen, aber das politische Treiben, das finanzielle, das wissenschaftliche, das künstlerische — wie tief unerfreulich.

23. 5. 88. Briefe an Freunde II, 153

Ein so glückliches und so bevorzugtes Leben und doch: „was soll der Unsinn?" Dies kann man beinah' wörtlich nehmen; in der Politik gewiß und in Religion und Moral ist alles Phrase. Früher statuierte ich Ausnahmen; jetzt kaum noch.

19. 9. 98. Briefe an Familie II, 340

8. Liebe und Familienleben

Liebe, Liebe, Liebe. Ich habe selbst zu der großen antiken Leidenschaft kein rechtes Fiduz, weil mir auf meinem, bis nun gerade heute zweiundsiebzigjährigen Lebenswege nichts vorgekommen ist, was unter der Rubrik „antike Leidenschaft" unterzubringen wäre. Es mischt sich immer sehr viel häßlicher Kleinkram ein, der mit der Erhabenheit der Gefühle nichts zu schaffen hat. Dennoch — wenn meiner persönlichen Beobachtung auch fern geblieben — ich will in dieser Sache nicht eigensinnig sein und will ohne weiteres zugeben, daß eine große gewaltige Leidenschaft vorkommt und als solche nicht bloß rücksichtslos ihres Weges schreitet, sondern, weil elementar, auch schreiten *darf*. Von einem solchen „dürfen" darf aber nur dann die Rede sein, wenn es Götter

von oben sind, die sich in unser menschliches Spiel einmischen. Sind es aber Dämonen von unten („da unten aber ist's fürchterlich"), so hört, ich will nicht sagen, der Spaß, aber doch der Beifall und die Verzeihungsgeneigtheit des Publikums auf. Erst der Tod kann all die Schuld wettmachen.

30. 12. 91. Briefe an Freunde II, 279

Ein Buchfink auf den Zweigen, eine kühlende Flußwelle, die sich beim Baden an unsern erhitzten Leib schmiegt, berühren uns fast ebenso wundersam traulich, wie ein brünetter Backfisch am Klavier oder der verstohlene Kuß einer liebebedürftigen, sehr herzensstarken, aber sehr — geistesschwachen Blondine. Wenn man dann, wie ich, erst dreißig auf dem Rücken hat, so ist einem der Buchfink sogar lieber — er ist anspruchsloser und geniert einen weniger.

19. 3. 51. Briefe an Freunde I, 26

Im übrigen weiß ich sehr wohl, daß ich kein Meister der Liebesgeschichte bin; keine Kunst kann ersetzen, was einem von Grund aus fehlt.

15. 6. 83. Briefe an Familie II, 36

Was früher die jungen Damen an mir versäumt haben — worüber ich jetzt sehr milde und beinahe dankbar denke — holen die alten nach. Beiden liegt wohl ein richtiger Instinkt zugrunde: die jungen fühlten heraus, daß Liebe nicht meine Force war, und die alten fühlen jetzt heraus, daß ich ein artiger und amüsabler alter Herr bin. Irgendwo kommt man immer auf seine Kosten.

19. 7. 83. Briefe an Familie II, 51

Ich habe für diese Partien des Familienlebens keinen Sinn; es hängt das damit zusammen, daß mir überhaupt ganz und gar der bürgerliche Sinn fehlt, und daß mich nur das Adlige interessiert. Ich verwahre mich übrigens feierlich dagegen, daß das, was ich „adlig" nenne, bloß an der Menschenklasse haftet, die man „Adel" nennt.

12. 7. 63. Briefe an Familie I, 130

Denn im Grunde bin ich doch nur ein Philister.

14. 9. 55. Briefe an Familie I, 39

Was unserer Zeit zu allermeist fehlt — Pietät. Vielleicht überrascht es Sie, daß ich dies gerade betone; aber ich habe Pietät. Freilich weil ich sie habe, hab' ich auch einen tiefen Groll gegen alles, was diese Pietät fordern möchte und nach meinem Gefühl keinen Anspruch darauf hat.

2. 5. 73. Briefe an Freunde I, 308

Der große Zug der Zeit ist Abfall. Aber man hat es nachgerade satt. Die Welt sehnt sich aus dem Haeckelismus wieder heraus, sie dürstet nach Wiederherstellung des Idealen. Jeder kann es jeden Tag hören. Und es ist ernst gemeint. Da kommt nun dieses Buch[1]), das dem in tausend Herzen lebendigen Gefühl Ausdruck leiht. Hätt' ich es gewollt, hätt' ich auch nur einen Tropfen „fromme Tendenz" hineingetan, so wäre es tot, wie alles Zurechtgemachte. Aber es steckt in dem Buche ganz gegen mein Wissen und Willen. Ich finde es jetzt zu meiner Überraschung darin, und doch liegt eigentlich kein Grund zur Überraschung vor; denn alles, was ich gegeben habe, ist nichts als der Ausdruck meiner Natur. Ich hoffe, daß es auch so wirkt. Trifft dies zu, so ließe sich sagen: „Seht, der Wind dreht sich; die alten Götter leben noch. Unsinn. Das Christentum ist nicht tot. Es steckt uns unvertilgbar im Geblüt, und wir haben uns nur darauf zu besinnen. Jeder, der sich prüft, wird einen Rest davon in sich entdecken. Und diese Reste müssen Keime zu neuem Leben werden". Was sagen Sie zu dieser Nachmittagspredigt?

5. 11. 78. Briefe an Freunde I, 392

4. Der Schriftsteller

Etwas Politik, etwas London, etwas Englisch — nutzt mir nichts; an halben und viertel Dingen hab' ich genug in mir, und das Leben erheischt von uns, daß wir etwas Ganzes sind.

3. 1. 56. Briefe an Familie I, 50

1) Vor dem Sturm.

Als ich noch direkt unter euch war, sah ich meine damals doch auch nur literarische Beschäftigung mit der Politik schon als ein besonderes Glück an, als ein frisches, stärkendes Bad, als ein Schutzmittel gegen alle Einseitigkeit und die bei uns so häufige Überschätzung der Kunst auf Kosten des Lebens. Hier hab' ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Beschreibung. Ihr Zeitungsschatten tritt an mich heran, und jede Stunde belehrt den armen Balladenmacher, daß jenseits des Berges auch Leute wohnen.

25. 4. 56. Briefe an Freunde I, 145

Unsere besondre, jenseits des Gewöhnlichen liegende Fähigkeit ist nur auf einer oft haarbreiten Linie zu Hause. Und zweitens: wer was leisten, Anerkennung ernten und sein Schäfchen ins Trockne bringen will, der konzentriere sich.

22. 7. 53. Briefe an Freunde I, 74

Meine ganze Produktion ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt.

14. 5. 84. Briefe an Familie II, 95

Das Dichten ist eine herrliche Sache, und ich werde mich nie den Eseln zugesellen, die hinterher das Feld bespotten, auf dem sie Fiasko gemacht haben. Aber nur große dichterische Naturen haben ein Recht, ihr Leben an die Sache zu setzen. Ich bin gewiß eine dichterische Natur mehr als tausend andre, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es dribbelt nur so. Der einzelne Tropfen mag ganz gut und klar sein, aber es ist und bleibt nur ein Tropfen, kein Strom, auf dem die Nationen fahren und hineinsehen in die Tiefe und in das himmlische Sonnenlicht, das sich drin spiegelt. Ich bin eine gute Sorte Sonntagsdichter, der sein Pensum Wochenarbeit zu machen und dann einen Reim zu schreiben hat, wenn ihm Gott einen gibt, der aber die Welt nicht weiter kränkt, wenn er's unterläßt.

8. 1. 57. Briefe an Familie I, 81

Meine Berechtigung zu meinem Metier ruht auf einem, was mir der Himmel mit in die Wiege gelegt hat: Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber. An diese meine Eigenschaft hab' ich einen festen Glauben. Hätt' ich ihn nicht, so legte ich heute noch meine Feder als Kritiker nieder. Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu der Richtigkeit meines Empfindens. Es klingt das etwas stark, aber ich habe es und muß es darauf ankommen lassen, wie dies Bekenntnis wirkt. Meine Empfindung verwirft Uriel Acosta und ist umgekehrt nicht nur durch alles Shakespearische hingerissen, sondern sogar auch durch die „Räuber". Detailblödsinn schadet nichts, wenn nur das Ganze richtig gefühlt und gedacht ist. Dabei weiß ich mich völlig frei von Namenanbetung und Literaturheroenkultus.

An die Richtigkeit meiner Empfindung glaub' ich; aber der Versuch, diese Empfindung hinterher zu erklären, wodurch erst eine Kritik entsteht, dieser Versuch mag unendlich oft mißlingen.

2. 5. 73. Briefe an Freunde I, 308 f.

Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern, die für alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwängt, sondern umgekehrt einer, der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. Und so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind, und dann wieder andre, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den „Unds". Wollt' ich alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Anbequemung und Rücksicht auf den Stoff. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je

mehr sancta simplicitas desto mehr „und". „Und" ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren. Im Einzelfall — dies gesteh' ich gern zu — kann es an der unrechten Stelle stehn, aber dann muß der ganze Satz anders gebildet werden. Durch bloßes Weglassen ist nicht zu helfen. Im Gegenteil.

3. 3. 81. Briefe an Freunde II, 33.

Gott hat mir ein Talent gegeben, dafür muß ich dankbar sein; Erfolg hat er mir nicht gegeben, und darüber darf ich nicht murren.

11. 12. 85. Briefe an Familie II, 132

Das Dröhnen ist unter allen Umständen eine Tortur für den Hörer und sans phrase ein Fehler, eine Ungehörigkeit; die Weitschweifigkeit aber, die ich übe, hängt doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen. Ich behandle das Kleine mit derselben Liebe wie das Große, weil ich den Unterschied zwischen klein und groß nicht recht gelten lasse; treff' ich aber wirklich 'mal auf Großes, so bin ich ganz kurz. Das Große spricht für sich selbst; es bedarf keiner künstlerischen Behandlung, um zu wirken. Gegenteils, je weniger Apparat und Inszenierung, um so besser. Ich kann also unter Einräumung des Tatsächlichen den Fehler, der in dem „Auspulen" stecken soll, nur sehr bedingungsweise zugeben. „Wär' ich nicht Puler, wär' ich nicht der Tell." Daß diese Pul-Arbeit vielen langweilig ist und immer war, davon hab' ich mich in meinem Leben genugsam überzeugen können; ich hab' aber nicht finden können, daß all diese Dutzendmenschen, die durch die Nase gähnten, interessanter waren als ich. Dann und wann find' ich einen, freilich selten, der Geschmack an mir findet, und da dies in der Regel keine schlechten Nummern sind, so muß ich mich trösten. Herwegh schließt eins seiner Sonette mit der Wendung:

„Und wenn einmal ein Löwe vor Euch steht, Sollt Ihr

nicht das Insekt auf ihm besingen." Gut. Ich bin danach Lausedichter, zum Teil sogar aus Passion; aber doch auch wegen Abwesenheit des Löwen.

8. 8. 83. Briefe an Familie II, 72

Die richtige Historienschreiberei ist zwar wohl nicht das Höchste in der Kunst, aber es interessiert mich am meisten.

9. 8. 95. Briefe an Familie II, 312

Denn in meinem eigensten Herzen bin ich geradezu Briefschwärmer und ziehe sie, weil des Menschen Eigenstes und Echtestes gebend, jedem andern historischen Stoff vor.

3. 5. 89. Briefe an Freunde II, 189

Ja, ich darf es geradezu aussprechen, daß ich einen klugen, wohlmotivierten und vor allem liebevollen Tadel, einen Tadel, der das Talent und die Schreibberechtigung in jedem Wort anerkennt und nun erst zu Äußerungen seiner Bedenken übergeht, daß ich solchen Tadel lieber habe als uneingeschränktes Lob, gegen das ich immer mißtrauisch bin. Gegen die moderne Dumme-Jungens-Kritik, wo Laffen oder, wenn auch talentvolle, so doch höchst fragwürdige Gestalten mir beibringen wollen, was Anstand, Moral und gute Sitte ist — gegen solche Kritik bin ich freilich empfindlich, aber nicht ihres Tadels, sondern ihrer Unart und Unverschämtheit halber.

24. 8. 82. Briefe an Familie II, 21

Es ist sehr selten, daß nach fünfzig Jahren erscheinende Schriften noch ein großes Interesse wecken. Jeder Tag hat andere Götter. Also nochmals besten Dank. Alles, was ich geschrieben, auch die „Wanderungen" mit einbegriffen, wird sich nicht weit ins nächste Jahrhundert hineinretten; aber von den „Gedichten" wird manches bleiben und darunter auch einzelnes, das erst diese neue Auflage enthält.

6. 11. 89. Briefe an Freunde II, 223

5. Arbeit, Ruhm, Glück, Geld

Du hast ganz recht: das Beste im Leben ist Arbeit; man kann fast sagen, das Einzige. Du mußt mich deshalb auch nicht bedauern; es geniert mich bloß, weil ich es unsinnig finde. Nimm die zwei letzten Pfingstfeiertage! Sollt' ich etwa, statt zu arbeiten, nach Halensee fahren? Gräßlicher Gedanke!

11. 6. 83. Briefe an Familie II, 33

Den bloßen Ruhm betrachten sie mit Mißtrauen; sie fühlen, wie instinktmäßig, daß er weder seinen Träger noch dessen Umgebung glücklich macht. Das bloße „Rühmchen" aber ist ihnen einfach lächerlich, und noch einmal: sie haben ganz recht.

13. 5. 52. Briefe an Familie I, 13

Das Immer-arbeiten-Müssen macht egoistisch wie alles Ausschließliche; es ist bürgerlich respektabel und verdirbt doch den Charakter. Ein liebenswürdiges Bummeln, wenn es ohne schwere Pflichtverletzung geschehen kann, berührt wohltuender als die ewige unerbittliche Korrektheit.

5. 11. 69. Briefe an Freunde I, 265

Man muß Ärger aushalten können; wenn man es nicht kann, wenn man ihm überall aus dem Wege geht, so erreicht man nichts.

3. 6. 81. Briefe an Familie I, 311

Leicht zu leben ohne Leichtsinn, heiter zu sein ohne Ausgelassenheit, Mut zu haben ohne Übermut, Vertrauen und freudige Ergebung zu zeigen ohne türkischen Fatalismus — das ist die Kunst des Lebens.

21. 10. 68. Briefe an Familie I, 164

Gott, was ist Glück! Eine Grießsuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen, — das ist schon viel.

13. 7. 84. Briefe an Freunde II, 93

Gute Zähne sind mindestens so viel wert wie das Assessorexamen.

30. 6. 67. Briefe an Familie I, 143

Wir sprechen noch mit Vergnügen von dem neulichen Abend und ziehen Parallelen zwischen Sanskrit und Jugend. Ach, wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die andern aus der Familie Don Juan, und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zu Gunsten lyrischer Dichtung und zu Ungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichtertum zuzuschreiben.

27. 3. 82. Briefe an Freunde II, 68

Wenn es Zweck des Reisens ist, sich zu enthusiasmieren und innerhalb des Enthusiasmus sich glücklich zu fühlen, so kann man nicht früh genug auf Reisen gehn. Handelt es sich umgekehrt um jene gerechte Würdigung, die verständig gewissenhaft abwägt zwischen Daheim und Fremde, zwischen Altem und Neuem, so kann man seinen Wanderstab nicht spät genug in die Hand nehmen. So schön und herrlich Italien ist, so ist es mir doch ganz unzweifelhaft, daß es durch jugendliche Menschen, namentlich durch die unglückselige Klasse der Maler, noch zu etwas Herrlicherem hinaufgeschraubt worden ist, als nötig war.

24. 11. 74. Briefe an Freunde I, 351

Ich bin Zeit meines Lebens anspruchslos gewesen, weil ich's sein mußte. Ich habe immer ein Auge für die Tatsächlichkeiten gehabt, und die Tatsächlichkeiten schrieben mir Bescheidenheit vor. Ebenso ist es mit meiner gesellschaftlichen Stellung. In meinem Herzen aber hat es mir nie an Selbstgefühl gefehlt. Was wäre auch wohl sonst aus mir geworden?

17. 6. 84. Briefe an Familie II, 99

Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Tun verleidet.

5. 2. 90. Briefe an Freunde II, 247

Eine richtige Sparsamkeit vergißt nie, daß nicht immer gespart werden kann; wer immer sparen will, der ist verloren, auch moralisch. Aus: „Von Zwanzig bis Dreißig"

Wir „rechnen" immer noch mit der Menschheit. Beifall, Zustimmung, Ehren bedeuten uns immer noch was, als wäre damit etwas getan. Das ist aber falsch und unklug. Wir müssen vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem uns Betätigen unser selbst finden. 11. 11. 89. Briefe an Freunde II, 227

Es ist ein Unsinn, uns einreden zu wollen, die Welt sei so schofel und erbärmlich, wie unsre Komödien- und Romanschreiber sie darstellen. Ich kenne Gott sei Dank bloß leidlich anständige Menschen. Es kann nicht ausbleiben: eine bessere, wahrere Zeit bricht auch in literarischen Dingen an. Viel werd' ich davon nicht mehr sehen; aber es ist schon ein Vorzug, in dem Glauben an sie sein Tagewerk beschließen zu können. 29. 1. 79. Briefe an Freunde I, 408

Die Menschen taugen nichts und auch die besten sind Package. 31. 12. 60. Briefe an Familie I, 113

Ich freue mich, in dieser Zeit gelebt zu haben und nicht ein Menschenalter oder ein Jahrhundert früher. Aber das ist wahr: eine grenzenlose Fadheit und Flachheit gähnt einem

überall entgegen, und der gebildete Durchschnittsmensch, der Examenheilige, macht einen unsagbar tristen Eindruck.

8. 6. 78. Briefe an Familie I, 255

Resignieren können ist ein Glück und beinahe eine Tugend.

21. 8. 91. Briefe an Familie II, 262

Ist nicht auch Resignation ein Sieg?

21. 10. 88. Causerien über Theater, 191

6. Religion, Ethik

Nur auf das Niederknien kommt es an und auf das Glücklichsein. 2. 11. 89. Briefe an Familie II, 233

... ein Durchdrungensein von der Nichtigkeit alles Irdischen. Wer an ein Ewiges glaubt, dem wird in diesem Zustande erst recht wohl, aber zu den so Beglückten darf ich mich nicht zählen.

24. 4. 91. Briefe an Familie II, 251

Gut und gut gibt Glück. Aber sicher hat man's nie, und um die Gnade der großen Rätselmacht, sie heiße nun Gott oder Schicksal, muß immer gebeten werden. Sicherheit ist Gefahr; wir sollen in einem Bangen bleiben und jedem neuen glücklichen Tag neuen Dank entgegenbringen.

2. 1. 87. Briefe an Familie II, 145

Alles, wie auch im Leben des einzelnen, hängt immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden.

12. 8. 95. Briefe an Familie II, 314

Sonderbarerweise aber hat es sich für mich immer so getroffen, daß ich unter Muckern, Orthodoxen und Pietisten, desgleichen auch unter Adligen von der junkerlichsten Observanz meine angenehmsten Tage verlebt habe. Jedenfalls keine unangenehmen.

Aus: „Von Zwanzig bis Dreißig"

Da steckt's. Irgend etwas, das jenseits der „natürlichen Dinge“ liegt, muß an die Stelle des Diesseitigen treten, ein im Licht gebornes Geistiges an die Stelle des Erdgeistes oder gar des Geistes der Finsternis. Noch einmal: das Ideale ist es, was not tut! Und wenn alles, was die kommenden Jahre brächten, nur Pflicht, Gehorsam, Demut hieße, wenn es, statt der Flamme, die heiligt, nur eben ihr Widerschein wäre, der bloß irdisch verklärt, wenn nichts erreicht würde als das Bekenntnis des Unrechts und der Sünde, so hätte die Wiedergeburt begonnen.

Aus: „Aus den Tagen der Okkupation“

Das unbedingt Häßlichste, dem ich in Frankreich begegnet bin, ist diese Devotion vor dem Golde. Arme Kerle; sie haben keinen Gott und keinen Glauben mehr und knixen vor la France und — Rothschild.

Aus: „Aus den Tagen der Okkupation“

Nun ein Wort über den Katholizismus. Ich verschließe mich nicht gegen das Großartige seiner Organisation, nicht gegen die Herrscherweisheit, die aus seinen Institutionen spricht, nicht gegen die Hoheit und Heiligkeit gewisser Schöpfungen und ihrer Grundprinzipien; ich gebe auch zu, daß aus dem Albernsten und Abgeschmacktesten immer noch ein Teilchen schöner, heiliger Ernst — sei's auch nur mit der Nasenspitze — hervorguckt. Aber das Ganze, wie's daliegt, ist doch nur eine große Volksverdummungs-, im günstigsten Falle eine klug eingerichtete Volksbeherrschungs-Anstalt und hat nur deshalb ein Recht, zu sein, weil die große Masse zu allen Zeiten dumm und unselbständig gewesen ist und der Katholizismus aus diesem Grunde sich schmeicheln darf, „einem tiefgefühlten Bedürfnis gründlich abzuhelfen“. Der Glanz- und Höhepunkt des Ganzen ist für mich die künstlerische Seite — worunter ich die Pracht der Kirchen und Dome, die Meisterwerke der Malerei an den Wänden und das oft Bezaubernde der geistlichen Musik verstehe.

Von dem Moment ab, wo der Klerus aufmarschiert und teils mit alten, mumienhaften, teils mit fanatisch-brutalen, am meisten aber mit stupiden, langweiligen und selbst gelangweilten Gesichtern seine Litaneien herunterplärrt, ist alle Illusion gestört, und die Seele atmet erst wieder auf, wenn der betäubende Weihrauchduft hinter ihr liegt und Gottes Sonne auf offener Straße lacht und grüßt. Summa Summarum: Der Protestantismus kann einpacken — ich habe den festen Glauben, daß die Menschheit auch mit ihm nicht abschließen, auch ihn überwinden wird —, aber gegen den Katholizismus gehalten, muß er unser Freund und unsre ganze Liebe sein; denn wir, die wir ein Stück himmlischer Freiheit gekostet haben, können nur in ihm oder doch durch ihn das finden, was wir gebrauchen.

12. 4. 52. Briefe an Familie I, 5

Wer ein Auge für diese Dinge hat, dem kann es nicht entgehen, daß der Katholizismus, all seiner vielleicht berechtigten Klagen und Anklagen unerachtet, eine nach mehr als einer Seite hin bevorzugte Stellung unter uns einnimmt, und zwar am entschiedensten in dem Gesellschafts-Bruchteile, der sich die „Gesellschaft" nennt. Es geht dies so weit, daß Leute, die sonst nichts bedeuten, einfach dadurch ein gewisses Ansehen gewinnen, daß sie Katholiken sind. Wie gering ihre sonstige Stellung sein mag, sie werden einer Art Religions-Aristokratie zugerechnet, einer Genossenschaft, die Vorrechte hat und von der es nicht bloß feststeht, daß sie gewisse Dinge besser kennt und weiß als wir, sondern der es, infolge dieses Besserwissens, auch zukommt, in eben diesen Dingen den Ton anzugeben. Also zu herrschen.

Aus: „Wanderungen"

Sie haben es vorzüglich getroffen: „Die Sitte gilt und muß gelten." Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit

mißachtet — von Moral spreche ich nicht gern — der hat einen Knax für's Leben weg. Ja, das wär' es ungefähr.

16. 7. 87. Briefe an Freunde II, 132

Das persönliche Sichhinopfern (und dann meist viel Tausende mit), das als letztes Refugium immer übrig bleibt, ist halb Nervensache, halb Komödie.

Aus: „Aus den Tagen der Okkupation"

Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menschen gegeben hätte, die, mit Schiller zu sprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen." So hat denn alles Einsetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächst meine herzlichsten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldischen. Aber noch einmal, es läuft, mir selber verwunderlich, ein entgegengesetztes Gefühl daneben her, und solange die Revolutionskämpfe des sicheren Sieges entbehren, begleite ich all diese Auflehnungen nicht bloß mit Mißtrauen (zu welchem meist nur zu viel Grund vorhanden ist), sondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht sagen in meinem Rechts-, aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Mißbilligung. Ein Zwergensieg gegen Riesen verwirrt mich und erscheint mir insoweit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verstößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zustande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuständiges Maß, dem gemäß er siegen oder unterliegen muß, und in diesem Sinne blicke ich auch auf sich gegenüberstehende Streitkräfte. Ich verlange von 300 000 Mann, daß sie mit 30 000 Mann schnell fertig werden, und wenn die 30 000 trotzdem siegen, so finde ich das zwar heldenmäßig, und wenn sie für Freiheit, Land und Glauben einstanden, außerdem auch noch höchst wünschenswert, kann aber doch über die Vorstellung nicht weg, daß es eigentlich

nicht stimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich stark beherrschende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die schlechtere Seite hinübergeschoben hat, als philiströs oder subaltern oder meinetwegen selbst als moralisches Manko gekennzeichnet zu sehen; es kommt mir nicht auf die Feststellung dessen an, was hier zu loben oder zu tadeln ist, sondern lediglich auf Aufklärung über einen bestimmten inneren Vorgang und demnächst darüber, ob sich solche Gefühlsvorgänge, sie seien nun richtig oder falsch, auch wohl sonst noch in einer auf freies Empfinden Anspruch machenden Seele vorfinden mögen. Aus: „Meine Kinderjahre"

7. Lebensstil

Sich angehören, ist der einzig begehrenswerte Lebensluxus. Die moderne Menschheit ist so herunter, daß sie ein Plüschameublement vorzieht. Ich habe mit solchen Jammerprinzen nichts zu schaffen.

22. 8. 76. Briefe an Freunde I, 370

Erst unter natürlichen, wohlhabenden, sorglosen und freien Menschen fühlt man so recht, welch ein stellenweis erbärmliches Leben man in unsern großen Städten und unter unsern kleinen, dürftigen Sechserverhältnissen führt. Allerdings möcht' ich nicht tauschen. Unser geistiges Leben hat eine Süße, von dem ich unfähig wäre, mich zu entwöhnen, aber inmitten eines äußerlichen Behagens, das bei fünfunddreißig Talern monatlichen Gehalts schlecht zu kultivieren ist, wird einem wenigstens fühlbar, daß das Glück, das man genießt, nur ein halbes ist, ein schwererkauftes, dessen Einsatz oft höher ist als der Gewinn. Es ist wunderbar, in wie nahen Beziehungen Menschenglück und Putenbraten zueinander stehn, und welche Püffe das Herz verträgt, wenn man jeden Schlag mit einer Flasche Markobrunner parieren kann.

17. 4. 54. Briefe an Freunde I, 113

Meine Frau und ich, die wir in dieser wie in mancher andern Beziehung von einer gleichen Organisation sind, lachen über das Ganze und werden dermaleinst von diesen Blumentapeten ohne Herzschmerzen Abschied nehmen. Was ich mir in der Welt erobern möchte, das ist eine gesicherte Existenz und die Unabhängigkeit, die daraus fließt. Ob ich mich ihrer auf einem Brüsseler Teppich a 20 £ St. oder auf einer Diele mit Klaffritzen erfreue, ist mir im wesentlichen gleichgültig. Ich bin kein Barbar, und ich ziehe das Feinere und Schönere vor, aber die Feinheit des Geistes und der Empfindung, jene echte Schönheit, die den Menschen und sein Tun adelt, wird mir stets weit über Spiegelscheiben und venetianische Blenden gehn, und ich werde gern wieder in die erste beste Berliner Mansardenwohnung einrücken, wenn mir dadurch die Gelegenheit gegeben wird, unabhängig und ohne Dürftigkeit unter den alten Freunden leben zu können. Daß die Zeit kommen wird, ist meine Freude und meine Zuversicht.

23. 8. 57. Briefe an Freunde I, 176

Wie so vieles, ist auch das lediglich eine Geldfrage; Bleichröder gehört nach Tréport oder Biarritz, ich gehöre nach Seebad Rüdersdorf. Und wenn ich es an solchem Platze nur nicht zu tief unter den märkisch-landesüblichen Ansprüchen finde, so bin ich zufrieden. Ich übe diese Sorte von Anspruchslosigkeit nicht aus Bescheidenheit, sondern aus künstlerischem Sinn, ganz so, wie unsre kleine Schneiderwohnung für unser Mobiliar und unsern ganzen Lebenszuschnitt das einzig Richtige ist.

10. 7. 87. Briefe an Familie II, 151



Werke

von

Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMS-AUSGABE

Erste Reihe in fünf Bänden:

Erzählende Werke

Auswahl in fünf Bänden. Mit dem Bild des Dichters und einer Einleitung von Paul Schlenther.

1. Band: Gedichte. Grete Minde. Schach von Wuthenow. Unterm Birnbaum.
2. Band: L'Adultera. Cecile. Unwiederbringlich.
3. Band: Stine. Irrungen Wirrungen. Frau Jenny Treibel.
4. Band: Die Poggenpuhls. Effi Briest.
5. Band: Der Stechlin.

Zweite Reihe in fünf Bänden:

Autobiographische Werke / Briefe

Mit dem Bild des Dichters und einer Einleitung von Ernst Heilborn.

1. Band: Fontanes Persönlichkeit. Meine Kinderjahre.
2. Band: Von Zwanzig bis Dreißig.
3. Band: Kriegsgefangen. Aus den Tagen der Okkupation (im Auszug). Von vor und nach der Reise (im Auszug). Tagebücher.

4. und 5. Band: Briefe.

Einzelausgaben

Effi Briest
Roman. 50. Auflage.

Der Stechlin
Roman. 36. Auflage.

Der englische Charakter, heute wie gestern

Stine
Roman. 15. Auflage.

Meine Kinderjahre
Autobiographischer Roman. Mit 70 Abbildungen. 12. Auflage

Von Zwanzig bis Dreißig
Autobiographisches. 7. Tausend. (Illustriert.)

Kriegsgefangen
Mit Briefen und Dokumenten. 26. Tausend.

Aus den Tagen der Okkupation
Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen.

Aus dem Nachlaß
Herausgeber Josef Ettlinger. 6. Auflage.

Briefe, Zweite Sammlung
(An seine Freunde) Band I/II. Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther.

Causerien über Theater
Herausgeber Paul Schlenther.

Feldpostbriefe 1870—1871

Ferner in Fischers Romanbibliothek:

L'Adultera. Roman

Mathilde Möhring. Roman

Cecile. Roman

Irrungen Wirrungen. Roman.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

